This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

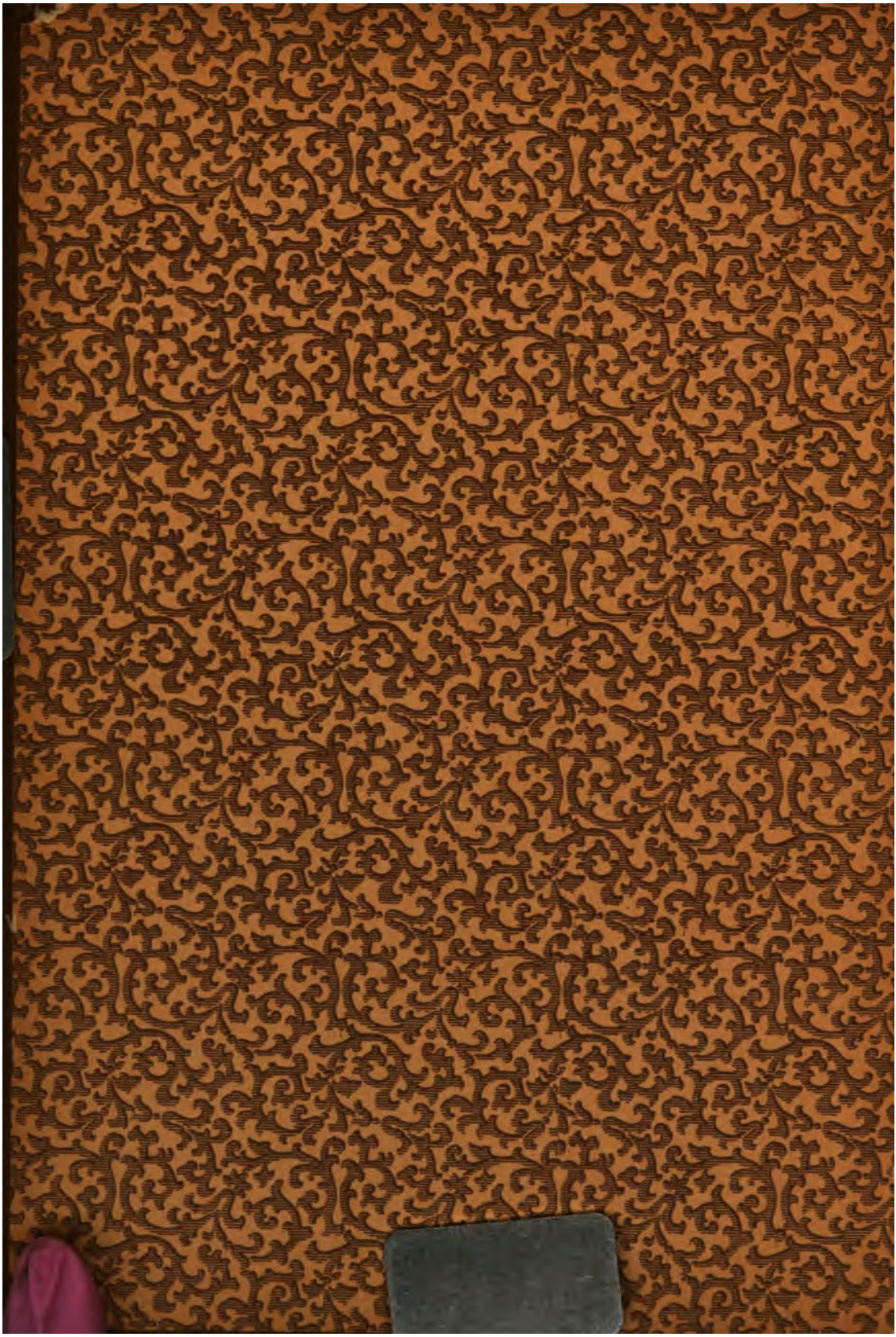
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



1. Juvenile literature — Fiction, Germany
2. Germany — Hist., Middle ages — Fiction

Hoecker

NAS_

Geo. T. Riehl,
18 W. 127th St.,
New York.

# Merksteine

# deutschen Bürgertums.

## Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

---

Der reiferen deutschen Jugend gewidmet

von

**Oskar Höcker.**

Motto:
„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß."
(Schiller.)

Dritter Band:

## Siegreif und Städtebund.

---

**Leipzig,**
Ferdinand Hirt & Sohn.
1894.

Jeder Band bildet ein selbständiges Ganze und ist einzeln käuflich.

Geo. K. Diehl,
18 W. 127th St.,
New York City

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Clas Dude leiſtet den Schwur vor dem Femgericht. (Zu S. 127.)

NOT IN BD

# Stegreif und Städtebund.

Kulturgeschichtliche Erzählung

aus der Zeit

der Gründung des Großen Rheinischen Städtebundes.

---

Der reiferen Jugend zugeeignet

von

Oskar Höcker.

Motto:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst; —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben."

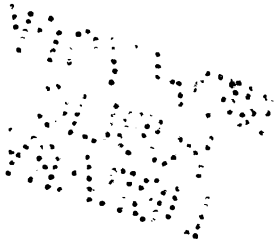
(Schillers „Tell".)

Mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrts.

Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1894.

Alle Rechte vorbehalten.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
176381A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L



# Vorbemerkung.

Es ist der dritte „Merkstein deutschen Bürgertums", an den wir in nachstehender Erzählung den jugendlichen Leser gemahnen. Der erste Band dieser Sammlung führte den Bund der Hansa vor, der seine Mitglieder gegen die Überfälle der Seeräuber zu schützen suchte; im zweiten sahen wir deutsche Männer auf einsamer Wacht im Osten, im unerbittlichen Kampf gegen polnische Herrschaft, gleichzeitig bestrebt, sich seßhaft zu machen und der neuen Heimat die Segnungen der Kultur des Nordens und Westens zu bringen; der dritte Band zeigt uns jene schwere Zeit der Not, in welcher der Fleiß des Bürgers und Landmanns durch die brutale Macht der Raubritter niedergetreten ward, — er führt uns das Ringen der Unterjochten nach Freiheit vor, deren endlicher Sieg in der Bildung des Rheinischen Städtebundes verdiente Belohnung fand. Daß gerade dieser Band eine ziemlich große Zahl erschütternder Schilderungen bringen mußte, liegt in der Art des Stoffes und der Zeit. Doch soll auch dieser Merkstein deutschen Bürgertums in den Herzen unserer Jugend unvergessen bleiben und daran erinnern, daß das deutsche Volk stets gesiegt hat — gegen äußere wie gegen innere Feinde —, sobald es einmütig handelte.

Als Quellenwerke dienten uns bei unserer Arbeit: Vogt, Geschichte von Mainz, und: Rheinische Geschichten und Sagen. — Schaab, Rheinischer Städtebund. — Menzel, Geschichte des Rheinischen Städtebundes. — Horn, Der Rhein. — Heideloff, Die Bauhütte des Mittelalters. — Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. — Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. — Geisberg, Die Feme.

Berlin, im Sommer 1893.

Oskar Höcker.

25 x 9

# Schriften von Oskar Höcker.

(Mit diesen bereits in vielen tausend Exemplaren verbreiteten Schriften sollen der reiferen Jugend nicht lediglich „Erzählungen" geboten werden, sie enthalten vielmehr sämtlich einen auf eingehendem Quellenstudium beruhenden kulturgeschichtlichen Hintergrund.)

**Die Abbildungen sind genau im Stile des jedesmaligen Zeitabschnitts ausgeführt.**
Jeder Band ist ganz selbständig u. einzeln käuflich. In Prachtband je 5 ℳ. Geh. je 3,50 ℳ.

## Der Sieg des Kreuzes.

Kultur- u. religionsgeschichtliche Bilder von der **Entwickelung des Christentums.**

I. Band: **Unter dem Joche der Cäsaren.** (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian.)
II. Band: **Durch Kampf zum Frieden.** (Aus der Christenverfolgung unter Diokletian.)
III. Band: **Zwei Streiter des Herrn.** (Aus der Zeit der Merowinger.)
IV. Band: **Ein deutscher Apostel.** (Aus der Zeit des heiligen Bonifacius.)
V. Band: **Finstere Ende.** (Aus der Zeit der Kämpfe Karls des Großen.) [Schlußband].

## Das Ahnenschloß.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten für die reifere Jugend.

I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs.** (Aus dem Reformationszeitalter.)
II. Band: **Im heimlichen Bunde.** (Aus der Zeit des großen Krieges.)
III. Band: **Zwei Rosen von der Garde.** (Aus der Zeit des Zopfes und der Wachtparade.)
IV. Band: **Deutsche Treue, welsche Tücke.** (Aus der Zeit der Knechtschaft und Befreiung.)

## Friedrich der Große.

Ein Lebensbild des Heldenkönigs, dem Vaterland und der deutschen Jugend geweiht.

Dieses Buch bildet zugleich eine Ergänzung der beliebten, jetzt abgeschlossenen Jugendschriften-Reihe:

## Preußens Heer — Preußens Ehr'!

Militär- und kulturgeschichtliche Erzählungen für die reifere Jugend.

I. Band: **Radolt und Feldmarschall.** (Der große Kurfürst und seine Paladine.)
II. Band: **Husarenkönig und Kürassiergeneral.** (Aus der Zeit des „Alten Fritz".)
III. Band: **Mit Gott für König und Vaterland.** (Aus den Tagen der Freiheitskriege.)
IV. Band: **Im Rock des Königs.** (Aus den Jahren 1864—1871.)

## Unsere Deutsche Flotte

von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten.

Kriegs- und kulturgeschichtliche Bilder für die reifere Jugend.

I. Band: **Vor Schiffsjungs des Großen Kurfürsten.** (Erzählung aus dem 17. Jahrhundert.)
II. Band: **Der Leutnant von Helgoland.** (Eine Erzählung aus unseren Tagen).

## Merksteine deutschen Bürgertums.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

I. Band: **Die Gründer der Hansa.** (Aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes.)
II. Band: **Auf der Wacht im Osten.** (Aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen im 14. Jahrh.)

**Die Bände dieser Sammlung kosten je 6 ℳ. geb., 4,50 ℳ. geh.**

## Erstes Kapitel.

### Unter der Zwingherrschaft der Burgen.

Auf einer kleinen Anhöhe am linken Rheinufer unterhalb der ehrwürdigen Stadt Mainz stand ein schmucker junger Mann, dessen vornehme Kleidung und lang herabwallendes Lockenhaar den Patriziersohn erkennen ließen. Träumerisch schweiften seine Blicke über die Landschaft, die wie ein paradiesischer Garten vor ihm ausgebreitet lag; seine Sinne schienen durch die Segensfülle gefesselt, die über das enge Thal — Wonnegau von den alten Barden genannt — wie hingezaubert, ausgeschüttet war.

Anmutig wechselten Gebirg und Thal, Wald und Flur. Im Vordergrund führte der königliche Rhein seine gewaltigen Wogen, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, zu Thale, eingeschlossen durch die im Abendrot glühenden Gebirgsketten des alten Grenzwächters Taunus, die sich mit ihren dunkeln Hochwäldern in den Rebenhügeln des Rheingaues zu verlieren schienen. Gegenüber lag das schöne Mainthal, von dessen freundlichen Fluren der Main Abschied nahm, um sich mit dem Altvater Rhein zu vereinigen.

Lange Zeit vermochte der jugendliche Wanderer die Blicke von dem wunderbaren Bilde nicht loszureißen. Und noch hatte die Natur nicht ihr Frühlingsgewand angethan. Die in der blauen Ferne emporragenden breiten Rücken des Wasgaues mit dem Donnersberge und

den Gebirgen des Hunsrück trugen weiße Kappen. Die Februarsonne war diesen ungeheuren Schneemassen gegenüber ohnmächtig.

Als der Wanderer seinen Blick der Stadt Mainz zuwandte, bemerkte er ein greises Männchen, welches in einen langen, dunkeln Mantel eingehüllt und sich auf einen festen Stock stützend, langsam vorwärts trippelte. Der Alte hatte ein gutmütiges, faltenreiches Gesicht, aus dem ein Paar blauer Augen freundlich hervorlugte. Das spärliche Haupthaar war von der Zeit gebleicht und die Haltung des Körpers von der Last der Jahre gebeugt.

Der junge Mann, den die Strahlen der untergehenden Sonne blendeten, hielt die Hand an die Schläfen und blickte schärfer auf den Näherkommenden.

„Trügt mich mein Auge nicht," murmelte er leise vor sich hin, „so ist das Nolte Hennebein, der greise Ohm von Thekla Walpod! — Wahrhaftig, er ist's!" fügte er lauter hinzu, indem er seine Füße in raschere Bewegung setzte. „Gott zum Gruß!" rief er fröhlichen Tones dem Alten zu, der erschreckt den Blick vom Boden erhob und mit zitternder, schwacher Stimme stammelte: „Und die heilige Jungfrau. Amen!"

Treuherzig streckte der junge Mann dem Alten seine Hände entgegen und versetzte unter Lachen: „Gebt's nur zu, Ohm, Ihr kennt mich nicht mehr — haltet mich wohl gar für einen fahrenden Gesellen oder einen Strauchdieb, die in unserer schlimmen Zeit allerorts ehrlichen Christenmenschen auflauern und ihnen den Beutel aus der Tasche und den Rock vom Leibe reißen."

„Behüte, behüte," erwiderte der Alte, mit den Händen lebhaft abwehrend. „Freilich — mein Gedächtnis ist schlecht geworden, und die Namen, die vielen Namen!"

„Meine Gewandung dürfte Euch nichts verraten," nahm der andere wieder auf, als er bemerkte, daß der Alte seinen Anzug musterte. „Ich bin heute von Bingen aus hierher gewandert und hatte unter den schlechten Wegen viel zu leiden; darum mag ich recht wenig vertrauenerweckend aussehen."

„Ich hab's — ich hab's," versetzte jetzt der Alte, den Finger

pfiffig in die Höhe haltend, „du bist Siegfried, der Sohn des reichen Handelsherrn Rotger Tiedemann*) aus Köln!“

„Richtig geraten, Ohm!“ rief der junge Mann fröhlich aus, Hennebein von neuem die Hände schüttelnd. „Ich bin Euer Neffe Siegfried — heißt das, wenn Ihr erlaubt, daß ich mich so nenne.“

„Ei freilich,“ erwiderte der Alte, „denn wenn du der Mann meiner Nichte Thekla wirst, so bist du auch mein Neffe.“

„Wie geht es denn Thekla und ihrem Vater?“ fragte Siegfried eifrig. „Denkt Euch, Ohm, ein volles Jahr ist es her, daß ich das Mädchen nicht mehr gesehen habe.“

„Nun, aber geschrieben hat sie dir doch,“ versetzte Hennebein, „denn gelehrt ist Thekla wie der Erzbischof und weiß mit der Feder besser umzugehen wie ich je in meinem Leben — dazu gehört übrigens nicht viel,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ohm, wenn es Euch recht ist, treten wir gemeinsam den Weg nach der Stadt an,“ schlug Siegfried vor, „die Sonne neigt sich zum Untergehen, und bald werden die Stadtthore geschlossen.“

Der Alte war einverstanden und trippelte an Siegfrieds Seite der Stadt zu, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und Luft schöpfend, denn die rasche Gangart des jungen Mannes raubte ihm den Atem.

„Ist's nicht waghalsig von Euch, Ohm,“ so nahm während der Wanderung Siegfried das Gespräch wieder auf, „daß Ihr ohne Schutz und Begleitung das Weichbild der Stadt verlaßt? Ich habe selbst auf meinem Wege am heutigen Tage mancherlei verdächtiges Gesindel bemerkt, und zeigten nicht meine Fäuste Stärke und mein Knotenstock Widerstandskraft — wer weiß, ob man mich ungeschoren gelassen hätte.“

„Heut' ist es auch drinnen in unserm lieben Mainz nicht sicher,“ erwiderte Hennebein lächelnd. „Ein tolles Leben ist das, Mummenschanz, Tanz und Musik an allen Ecken und Enden! Hörst du's, wie sie singen, blasen und pfeifen? Es ist Fastnacht heute, das Fest der Narren!“

---

*) Über den Nachfolger dieses Patriziergeschlechtes siehe des Verfassers „Merksteine I: Die Brüder der Hansa.“

In der That vernahm Siegfried verworrene Klänge, welche von Sackpfeifen, Posaunen, Trompeten und Trommeln, Fiedeln, Lauten und Quinternen (Guitarren) herstammten.

„Es hat sich heute den eingesessenen Stadtpfeifern viel fahrendes Volk beigesellt," versetzte Hennebein, „Musikanten und Spielleute, die nebenbei allerhand Possen, Taschenspielerei und Seiltänzerkünste treiben."

„Allenthalben, wo es ein Fest giebt und der Wein reichlich fließt, sind sie zu Hause," bemerkte Siegfried. „Auf der Frankfurter Messe im vorigen Jahre traf ich sie auch; ja, sie halten ihre eigenen Versammlungen und Wettkämpfe, hie und da wird sogar ein besonderer Vorsteher unter dem Namen eines Pfeiferkönigs von Regierungs wegen ernannt." *)

Inzwischen näherten sich die beiden Wanderer der Stadt, die mit ihren Kirchen, Türmen und Zinnen einen ehrfurchtgebietenden Eindruck machte. Das ganze Weichbild von Mainz umzog ein Graben, dessen Zugänge mit Auslugern besetzte Warten verteidigten und hinter dem sich Wall und Ringmauer erhoben, in Zwischenräumen von runden Türmen überragt und von stark verwahrten Thoren mit Zugbrücken unterbrochen.

Da heute Festtag war, hatte die Stadt ein schmuckeres Aussehen als sonst. Während an Werkeltagen das Vieh in den Flußarmen seine Schwemmen hatte, brüllend, grunzend und den Weg versperrend für Menschen und Karren, war dasselbe für heute in die Ställe gebannt; auch hatte man den Dünger von Straßen und Plätzen fortschaffen und selbst die Gehenkten vom Galgen abnehmen lassen, die sonst auf dem Rabenstein bei der Stadt als formlose Bündel, von schwarzen Vögeln umkreist, ein stetes Warnungszeichen bildeten.

Kaum hatten die beiden Wanderer das nördliche Stadtthor durchschritten, als eine johlende Menge ihnen den Weg versperrte.

„Platz da für die Handwerksgesellen!" rief ein junger Bursche, welcher eine Narrenmütze auf dem Kopfe trug und in der Hand eine Pritsche schwang.

---

*) Siehe des Verfassers: „Der Erbe des Pfeiferkönigs."

Ohne weiteres wurde das Paar an die Wand gedrückt, und gleich darauf bildete sich eine undurchdringliche Mauer von gaffendem Volk, welches beide Seiten der engen Straße besetzt hielt.

Ein ohrenbetäubender Lärm kündigte das Herannahen des Zuges an.

Voraus schritten die Musikanten, meist jämmerliche Gestalten in abgerissener Kleidung. Ein Dudelsackpfeifer eröffnete den Zug; ihm schlossen sich Trommler, Fiedler und Trompeter an. Die Menge, welche Spalier bildete, sang und schrie durcheinander und vollführte dazu mit Klappern und Pritschen einen Höllenlärm. Den Musikanten folgte, auf einem Esel reitend, ein Mann in einer komischen Verkleidung, nach beiden Seiten sich ehrfurchtsvoll verneigend und dazu hin und wieder den Zuschauern die Zunge zeigend oder lange Nasen schneidend. Dies erregte jedesmal die unbändige Lachlust der Menge, die in ausgelassener Freude in die Hände klatschte oder die Mützen in die Höhe warf und wieder auffing. Auf den Reiter folgte ein großer Trupp junger Burschen, deren Kleidung gleichfalls allerlei Vermummung aufwies. Da sah man Kobolde, Narren und Zwerge, den greisen Winter und den grünen Frühling. Es waren Handwerksgesellen aus verschiedenen Zünften, welche sich die Gesichter angemalt hatten und je nach der Figur, die sie darstellen sollten, komische Grimassen schnitten oder mit würdevollem Ernst einherschritten. Den Schluß des Zuges bildeten Tänzer, die das griechische Tamburin in ausgelassenen Sprüngen schwangen, und sogenannte Klopffechter, welche blanke Schwerter in der Hand hielten und von Zeit zu Zeit aneinander schlugen, um anzuzeigen, daß nach Beendigung des Umzuges ein Schwertertanz stattfinden werde.

Eine nicht enden wollende Menschenmenge folgte dem Zuge. Unter Lachen und Schreien schob sich das lustige Volk weiter; durch alle Straßen der Stadt wurde der Umzug fortgesetzt, um schließlich in einem fröhlichen Zechgelage zu enden, welches für die Handwerker auf Kosten der Stadtkasse bereitet wurde.

Und nicht nur die Handwerker, die Leute aller Stände waren darauf versessen, die Fastnacht mit Trinken, Schmausen und Tanzen zuzubringen; selbst die Patrizier gingen nicht leer aus; die Hälfte des von ihnen auf Fastnacht vertrunkenen Weines ersetzte ihnen die Stadt-

kasse. Auf dem Rathause selbst wurde die Fastnacht dadurch gefeiert, daß man die auf städtische Kosten gebackenen Milzkuchen verzehrte, auf welche jeder Eingesessene einen rechtlichen Anspruch hatte. Außerdem bereitete man den Bürgermeisterknechten die Freude, einen sogenannten Hahnentanz aufführen zu dürfen, bei welchem es jedoch oft wild zuging, da die Kämpfenden den Turnieren der Ritter und Patrizier nachahmen wollten und sich manchmal blutige Wunden beibrachten.

Nachdem sich die Volksmenge wieder verlaufen hatte, setzten die beiden Wanderer ihren Weg durch die Stadt fort. Die Hauptstraßen wiesen ein wenn auch holpriges Pflaster auf, auch sah man an einigen Stellen eine Anlage von Gossen, durch welche die stehenden Pfützen vor den Häusern abgeleitet werden sollten. Die Nebenstraßen waren nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert; die Wege befanden sich daher nach Schneefällen oder Regengüssen in sehr schlechtem Zustande. Die Häuser waren größtenteils klein, von Fachwerk gebaut und mit Stroh gedeckt; sie standen mit dem Giebel nach der Straßenseite und zwar nicht dicht aneinander, damit das Regenwasser zwischen ihnen durchgeleitet werden konnte. Die eng und winkelig angelegten Straßen erhielten dadurch etwas Düsteres, daß der Oberstock der Häuser über das Erdgeschoß vorsprang; das Licht konnte zwischen diesen Überhängen und Erkern nur spärlich durchfallen, denn die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser näherten sich an vielen Stellen auf Armeslänge. Nach der Straße hin wurden die Überhänge durch Pfeiler gestützt, wodurch ein gedeckter Gang entstand, die Löben oder Lauben, die bei schlechter Witterung der Jugend als Tummelplatz dienten.

Vor einem Hause, welches von seiner Umgebung vorteilhaft abstach, hielt das Paar still. Das Gebäude war größer als die andern, auch in Stein aufgeführt und reichlich verziert; es bildete das Eckhaus der Gräbergasse mit dem sogenannten Kaltenloch, welchen Namen die kleine Straße von dem kalten Zugwind, der hier aus Osten blies, führte. Den Eingang des Hauses verschloß eine Halbthür, über welcher an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses hing, ein großer vor sich schauender, gekrönter Löwenkopf mit heraushängender Zunge. Außerdem befand sich auf dem Wappen die Umschrift: Zum Walpoden.

Es war im Mittelalter allgemein Sitte, den Häusern eigene Namen zu geben; dies diente dazu, jedes Haus ohne weitere Beschreibung sogleich zu erkennen.*) Auch wurde es üblich, daß sich der Besitzer mit dem Namen seines Wohnhauses nannte. Das Gebäude, vor welchem Siegfried und sein Begleiter Halt gemacht, gehörte dem Geschlechte der Löwenhäupter.

Siegfried klopfte an das Thor des Hauses, aber es blieb im Innern alles still.

„Es scheint niemand daheim zu verweilen," meinte der junge Mann betrübt. „Vielleicht befinden sich die Walpods auf einem Feste."

Hennebein schlug sich an die Stirn.

„Das Gedächtnis, das schlechte Gedächtnis!" rief er unwillig aus; „hatte ich doch ganz vergessen, daß sie heute einen Hof auf ihren Gesellschaftsstuben feiern. Thekla lud mich noch ein, mit teilzunehmen, aber ich schlug aus, weil ich kein Freund von Schmausereien bin. Mein Magen duldet es nicht mehr."

„So werde ich also Walpods Tochter heute nicht mehr zu sehen bekommen?" fragte Siegfried wehmütig.

„Nur Geduld, mein Junge," beschwichtigte der Alte, „wir wollen sie im Garten des Patrizierhauses aufsuchen. Thekla spielt dort gewiß mit ihren Geschwistern; ich erinnere mich, daß sie es neulich den Kleinen versprach. Laß uns also weiter wandern. Das Haus steht nicht weit von hier am untern Rheinufer."

Das Paar wandte dem Gebäude den Rücken und setzte von neuem den Weg fort.

„Ist denn Arnold Walpod, Euer Schwager, gleichfalls bei der Fastnachtsfeier?" fragte Siegfried unterwegs.

„Er konnte sich wohl nicht ausschließen," entgegnete Hennebein. „Ist er doch der oberste Polizeibeamte der Stadt, geachtet durch sein Amt, sein Ansehen und seinen Reichtum."

„Und auch geliebt von allen seinen Mitbürgern," setzte Siegfried

*) Bis in unsere Zeit hat sich die Sitte der Häusernamen, besonders bei den Gastwirtshäusern, erhalten.

hinzu; „hat er doch vor zwei Jahren aus seinen eigenen Mitteln ein großes Kloster mit Kirche für die Prediger aus dem Orden des heiligen Dominikus erbauen lassen.“

„Ja, ja,“ versetzte Hennebein, listig mit den Augen zwinkernd, „und dazu besitzt er noch ein Töchterlein, welches gewissen jungen Leuten den Kopf ganz und gar verdreht hat.“

Siegfried errötete bis an die Schläfen und drohte dem Alten leicht mit dem Finger. Dann setzte er sich in Trab und eilte seinem Begleiter voraus, so daß dieser es aufgeben mußte, mit dem jungen Manne gleichen Schritt zu halten.

Nach wenigen Augenblicken war das Gesellschaftshaus der Patrizier erreicht; es enthielt im Erdgeschoß die Trinkstube für die Mitglieder der Vereinigung. Daran angebaut war eine bretterne Laube, die Tanzhütte, welche zum Tanz für die Söhne und Töchter der Patrizier diente. Aus den geöffneten Fenstern drangen die Töne eines Tanzliedes.

Hastig hielt Siegfried unter den tanzenden Paaren Umschau. Dieselben standen in Reihen und hatten einander beide Hände gereicht. Unter Absingung eines Liedes, welches von allen Tänzern angestimmt und von der Musikbande begleitet wurde, tanzte immer ein Paar vor, während die übrigen auf der Stelle verblieben. Die Bewegungen der Tanzenden erschienen ruhig, sanft und von schleifender Art, — im Gegensatz zu den Tänzen der niedern Bevölkerung, die im Freien unter einer Linde stattfanden und mehr ein Hüpfen und Springen waren.

Trotz allen Suchens vermochte Siegfried unter den tanzenden Mädchen die Tochter Walpods nicht zu entdecken. Plötzlich schlug ein silberhelles Lachen an sein Ohr, dem Gelächter und lautes Jubeln und Händeklatschen von Kindern folgten. Rasch wandte Siegfried den Blick nach der Richtung, von welcher die Stimmen erklangen. Er sah in einen Garten, in dem eine Schar kleiner Kinder sich lustig tummelte. In ihrer Mitte befand sich ein junges Mädchen, welches anscheinend die Kleinen ein neues Spiel lehrte.

„Thekla!“ rief Siegfried freudig überrascht aus und eilte auf das Mädchen zu, welches ihm die Hand zum Willkommen entgegenstreckte.

„Ihr seid schon eingetroffen, Siegfried?“ fragte das junge Mädchen. „Ich sah doch noch kein Schiff den Rhein zu Berg kommen. Nach Euern Briefen erwartete ich Euch erst in der folgenden Woche.“

„Ganz recht,“ pflichtete Siegfried bei. „Das mit Schätzen reich beladene Schiff meines Vaters wird erst in den nächsten Tagen von Köln hier eintreffen. Aber ich habe mich bereits in Koblenz von ihm getrennt, da er dort sowohl als auch in Bingen seine Waren nach dem Stapelrecht drei Tage zum Verkauf ausbieten muß. Mich litt es aber nicht länger mehr, und so — eilte ich zu Fuß voraus, um Euch schon früher begrüßen zu können.“

Freundlich drückte Thekla dem jungen Manne die Hand und sagte:

„Ihr seid bestaubt und wegmüde, kommt, laßt mich Euch ein After-Undern*) rüsten. Und wenn Ihr gesättigt seid, so begrüßt meinen Vater, der sich sehr über Eure Ankunft freuen wird. Er hat viel von Euch gesprochen, Siegfried, denn er schätzt Euch und Euern Vater sehr hoch.“

Nach diesen Worten nickte Thekla dem glücklich dreinschauenden jungen Manne zu und wollte sich entfernen.

Als die Knaben und Mädchen ihre Absicht jedoch merkten, gab es ein großes Gezeter, und Thekla hatte alle Mühe, die kleinen Schreier zu besänftigen.

Siegfried holte sich aus der Schar einen pausbäckigen Knaben heraus und versetzte:

„Was könnt ihr denn für Spiele? Ich will euch anleiten, bis Eure junge Lehrmeisterin wiederkommt.“

„Wir spielen Blindekuh und gehen auf Stelzen,“ erwiderte der Kleine stolz, „wir können Seifenblasen machen und den Kreisel mit der Peitsche treiben.“

---

*) Ein Essen zwischen den drei Imbissen (Frühstück, Mittag- und Abendbrot) hieß Undern. Wurde es zwischen Mittag- und Abendessen genommen, so hieß es After-Undern, während in gleicher Weise das gemeinsame Trinken Urten und Unter-Urten genannt wurde.

„Und Drachen steigen lassen und auf dem Steckenpferd reiten!“ setzten andere hinzu.

„Auch Barlaufen, Wasserweibchen, Schaukeln und Versteck spielen,“ nahm nun der erstere wieder auf.

„Seht einmal,“ lachte Siegfried, „da könnt ihr ja mehr als ich. Sage, Kleiner,“ wandte er sich darauf wieder an den Beherztesten, „kannst du auch einen Purzelbaum schlagen?“

Stolz richtete sich der Angeredete auf und wollte eben die Probe seiner Kunstfertigkeit abgeben, als die andern Kinder durcheinander riefen: „Das Bischofsspiel! Wir wollen das Bischofsspiel!“

Da Siegfried dieses nicht kannte, so ließ er es sich von den Kleinen erklären. Es bestand darin, daß die Kinder aus ihrer Mitte einen Bischof erwählten, welcher dann auf komische Art seine Herrschaft ausüben mußte.*)

Die Kinder waren mit ihrer Erklärung noch nicht zu Ende, als draußen auf der Uferstraße, welche längs des Rheines führte, ein lautes Schreien, Lachen und Lärmen hörbar wurde. Siegfried sah über das Gitter auf die Straße und erblickte den Zug der Handwerksgesellen, dem sich inzwischen noch eine große Menge von Masken und gaffendem Volk angeschlossen hatte.

Gerade vor dem Gesellschaftshaus der Patrizier machte der Zug Halt, und die Musik blies eine Fanfare.

Augenblicklich schwiegen die Sänger und Sängerinnen in der Tanzhütte, die Musikbegleitung brach jäh ab, und gleich darauf füllten sich Thüren und Fenster mit den jungen Leuten, welche dem nun folgenden Schauspiel mit Aufmerksamkeit zusahen. In der Volksmenge bildete sich ein freier Raum, der von einigen der Handwerksgesellen durch Zurückdrängen der Zuschauer immer größer gemacht wurde.

Auf diesem freien Platz wurden nunmehr zwei Klopffechter sichtbar, welche durch Herumfuchteln mit den Schwertern das Handgelenk geschmeidig zu machen suchten.

---

*) Die Kinderspiele waren schon vor vielen Jahrhunderten dieselben wie heutzutage; von allen Vergnügungen haben gerade diese sich am wenigsten verändert.

Die Masken hatten sich unter das Volk gemischt und trieben allerlei Scherze, indem sie dem und jenem von rückwärts kommend die Hände auf die Augen drückten und ihn erraten ließen, wer es sei Konnte er es nicht sagen, so mußte er ein Lösegeld zahlen, das dann gemeinsam von beiden in der Schenke vertrunken wurde.

Die Ausgelassenheit des Volkes hatte ihren Höhepunkt erreicht. Alles sang, schrie, lärmte und lachte durcheinander, die Musikbande, die sich in der Nähe der Fechter aufstellte, stimmte ein Stück an und übertönte mit ihren Trommeln, Pauken, Trompeten, Posaunen und Tamburins das Johlen der Menge, bis auch ihre Klänge durch das stärker und stärker werdende Gekreisch der Knarren und Pritschen unterdrückt wurden.

Inzwischen hatten sich die beiden Fechter kampflustig aufeinander geworfen. Die Schwerter blitzten in der Luft und sprühten Funken um sich. Mit Behendigkeit sausten die Klingen gegeneinander; immer hitziger, immer erbitterter wurde der Kampf. Die Linke auf den Rücken gelegt, jagten die Fechter einander im Kreise herum; ihre Augen funkelten. Die Menge klatschte tobend Beifall, wenn es schien, daß der eine des andern Herr werden würde. Aber immer wieder wußte sich der Bedrängte zu schützen, wütende Schläge nach dem Gegner führend.

Siegfried sah, auf das Gitter des Gartens gelehnt, dem kämpfenden Paar aufmerksam zu. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter; er wandte sich um und blickte in das Antlitz des Nolte Hennebein, der, mit der ausgestreckten Hand den Rhein zu Thal weisend, ihm zuraunte:

„Es kommt ein Schiff zu Berg, junger Freund. Wenn mich mein Auge nicht trügt, so sind das deines Vaters Masten und Wimpel."

Mit Blitzesschnelle kletterte Siegfried auf den Gartenzaun, eifrig Ausschau haltend.

„Ein Schiff! Ein Schiff!" hallte es jetzt durch die Reihen der Volksmenge. Die Fechter unterbrachen ihren Schwertertanz und wischten sich den Schweiß von der Stirne, die Musikbande hörte zu spielen auf,

und die Zuschauer eilten die Uferstraße abwärts, in wilder Hast alles mit sich reißend.

Eine allgemeine Aufregung bemächtigte sich des Volkes. Denn Schiffe von solcher Größe, wie jenes, welches eben um die letzte Biegung des Rheines herumkam und sich mit seiner stattlichen Breitseite und der ziemlichen Anzahl von arbeitenden Ruderknechten dem Blick des Beschauers bot, gehörten zu den Seltenheiten.

Wie gebannt verweilte Siegfrieds Auge auf dem riesigen Rumpf des Schiffes und den angeseilten Rossen, die auf dem linken Uferwege das Fahrzeug zu Berg brachten. Das frühe Eintreffen seines Vaters kam ihm so unerwartet; er wußte sich die Ursache nicht zu erklären. Die Stimme Theklas riß ihn endlich aus seinem Sinnen.

„Ist es Eures Vaters Schiff, Siegfried?“ fragte ihn das Mädchen. Als der junge Mann bejahte, setzte sie hinzu: „Ihr eilt nicht ihn zu begrüßen?“

Starr blickte Siegfried vor sich nieder.

„Eine unheimliche Aufregung, eine bange Ahnung erfüllt mich plötzlich,“ murmelte er leise. Dann beugte er sich weit vor und lauschte aufmerksam, die Hand ans Ohr haltend. „Hört Ihr nichts, Thekla?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Ich vernehme nur das Schreien und Jubeln des Volkes, das Euern Vater begrüßt,“ antwortete das Mädchen.

„Nein, nein,“ entgegnete Siegfried, „es klingt so dumpf und schauerlich. Das ist nicht Jubel, das ist nicht Freude — diese Laute künden Schrecken, Entsetzen!“

Atemlos lauschte Thekla. Das Durcheinander von tausend Stimmen schlug verworren an ihr Ohr. Siegfried hatte richtig gedeutet: dumpf und schauerlich erklangen vereinzelte Rufe; die lustige Ausgelassenheit des Volkes war geschwunden.

Wie ein in der Ferne grollendes Gewitter, das näher zieht, so kam vom Hafen her immer brausender und gewaltiger der tausendstimmige Ruf: „Raub! Raub! Entsetzen! Wehe!“

Leichenblässe bedeckte Siegfrieds Antlitz. Seine Kniee bebten, seinen Lippen war alles Blut entwichen. Mit einem Male raffte er sich auf,

„Um Himmelswillen, Vater," rief Siegfried ....

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
AND TILDEN FOUNDATIONS

rang die Hände und schrie verzweifelt: „Mein Vater! Mein Vater!“ Dann flog er mit Sturmeseile die Straße entlang dem Hafen zu.

Die ihm Begegnenden wichen scheu zur Seite und flüsterten einander zu: „Es ist Tiedemanns Sohn! Der Arme, Unglückliche!“

Ohne Halt stürmte Siegfried vorwärts. Er achtete auf niemand, starr war sein Blick auf das Schiff gerichtet, welches inzwischen dicht ans Ufer gezogen worden war. Durch einige Balken und Bretter hatte man die Verbindung mit dem Lande hergestellt.

Verworren schlugen die aufgeregten Reden der Menge an sein Ohr. Die Ruderknechte waren ans Land gekommen und berichteten den entsetzt Lauschenden über das namenlose Unglück, das Tiedemann, ihren Herrn, betroffen: Mitten auf dem ehrwürdigen Rheinstrom war er überfallen und ausgeraubt worden!

Mit einem einzigen Sprung setzte Siegfried auf das Schiff. Unstät blickte er umher. Vor einer Luke kauerte die Gestalt eines greisen Mannes mit lang herabwallendem, weißem Bart. Es war Rotger Tiedemann, Siegfrieds Vater. Schmerzgebeugt hielt er das Haupt in den Händen; den Körper überflog von Zeit zu Zeit ein leises Zittern.

Ein markerschütternder Aufschrei entrang sich Siegfrieds Brust, als er den greisen Vater in solch tiefem Kummer erblickte. Dann stürmte er auf ihn zu, fiel vor ihm nieder und preßte unter lautem Schluchzen den alten Mann an sich. „Um Himmelswillen, Vater,“ rief er mit zornbebender Stimme, „wer war der Schurke, der den Überfall gewagt?“

Die Antwort blieb aus. Rotger Tiedemann verweilte noch immer stumpf und starr in derselben Stellung. Nur einmal erhob er das Antlitz und blickte Siegfried in die Augen. Die Züge des ehemals reichen Handelsherrn zeugten von Schmerz und Verzweiflung. Dieser Anblick schnitt dem jungen Mann tief ins Herz. Er sagte sich, daß es in diesem Augenblick seine heiligste Aufgabe sein müsse, den Vater zu trösten, ihn aus seinem Kummer wieder aufzurichten. Mit Gewalt drängte er das eigene Weh zurück und sprach in herzlichem Ton dem Vater zu.

„Was sind irdische Güter, Vater?“ begann er leise und schonend.

„Denke daran, daß noch viele, viele Tausende von Menschen auf Erden leben, die über keinen Reichtum gebieten und doch glücklich sind. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!"

„Ja, ja," flüsterte Tiedemann tonlos, „der Name des Herrn sei gelobt!"

Siegfried erhob sich, blickte den Vater stolz an und rief unter Thränen lächelnd aus:

„Und wozu sind denn diese kräftigen Arme und Fäuste da, Vater? Hast du bis heute für mich gearbeitet, so kommt jetzt die Zeit der Wiedervergeltung! Vertraue mir, Vater, vertraue deinem Sohn! Du hast mich die Wege gewiesen, um ein tüchtiger Mann in unserm Berufe zu werden. Ich bin stolz, daß jetzt die Zeit naht, da ich dir mein Können zu zeigen vermag."

Wehmütig blickte der greise Mann den Sohn an.

„Da hat man geschafft und gearbeitet ein ganzes Leben lang," murmelte er, „hat nicht gerastet Tag noch Nacht, und eine einzige Stunde zerstört alles, alles!"

Schluchzend sank Tiedemann wieder in sich zusammen.

„Vater," begann Siegfried abermals, „noch hast du nicht alles verloren. Hast du uns nicht oftmals versichert, mir sowohl als meinem Bruder Werner, der Besitz der Deinigen sei dir das Liebste, Wertvollste? Vater, denke daran, daß dir Weib und Kinder geblieben sind, wenn du auch irdisches Gut verloren hast — denk an die Mutter, die zu Hause geblieben ist in stillem Gebet für dich!"

„Die Mutter, die Mutter!" schluchzte Tiedemann. Seinen Augen entströmten Thränen. Und sichtlich erleichtert schloß er nach einer geraumen Weile den Sohn an sich, küßte ihn auf die Stirn und erfaßte seine beiden Hände.

„So laß uns denn von neuem anfangen, Siegfried, gemeinsam arbeiten für die Mutter!" sagte er leise.

Tiedemann hatte die Herrschaft wieder über sich gewonnen. Er richtete sich hoch auf, blickte zum Himmel empor und wischte die Spuren der Thränen aus seinen Augen. Dann schlang er seinen Arm

um den Nacken des Sohnes und zog ihn mit sich, dem Ausgang des Schiffes zu.

Als das Paar eben das Schiff verlassen wollte, betrat es ein hochgewachsener Mann mit dunklem Vollbart, ernstem Antlitz und hoher Stirn. Er trug die Kleidung eines Patriziers, den Oberrock, ohne Ärmel und Knöpfe, der bis zu den Füßen hinabreichte und mit Pelz verbrämt war, wie er von den Herren des Rats getragen wurde. Ihm folgte Thekla auf dem Fuße, die sogleich auf Siegfried zuschritt und ihm bewegt, aber schweigend die Hand drückte.

Die Menge hatte dem ernsten Manne ehrfurchtsvoll Platz gemacht.

„Arnold Walpod!" flüsterte man ehrerbietig und zog sich scheu zurück, denn Arnold aus dem Geschlechte der Löwenhäupter bekleidete einen hohen Rang und war bei jung und alt geachtet und beliebt.

Der Name Walpod war in Mainz kein Geschlechtsname, sondern ein Amtstitel. Ursprünglich vertrat der Walpod*) nach der alten Gaueinrichtung den ehemaligen Gau- und Stadtgrafen. Er wurde vom Bischof bestellt und war städtischer Bann- und Blutrichter. Im dreizehnten Jahrhundert kam das Walpodenamt erblich an das Geschlecht, welches den Löwenkopf im Wappen führte.

Als Tiedemann den hohen Herrn erblickte, durchzuckte es freudig sein Antlitz.

„Dank, Meister Walpod," sagte er mit bewegter Stimme, „daß Ihr in dieser schweren Stunde meiner nicht vergaßt!"

„Die im Unglück sind, bedürfen erst recht des Trostes der Freundschaft," antwortete der Walpod. „Aber sagt, Tiedemann, traf Euch dieser Schlag denn gar so hart? Segeln denn nicht an der Nordküste Deutschlands noch mehrere Schiffe unter Eurer Flagge?"

Stumm schüttelte der Gefragte das Haupt. „Dies Unglück kam nicht allein," murmelte er. „Vor einer Woche traf mich die harte Kunde, daß jene durch finnische Seeräuber gekapert wurden. Auf den Erlös

*) Das Wort Wal-pod bedeutet wahrscheinlich Gewaltbot.

der wertvollen Güter, die mein altes Rheinschiff barg, setzte ich meine letzte Hoffnung; auch sie scheiterte, und nun ist alles vorbei."

„Wir leben in einer bösen Zeit, voll des Schreckens und der Gewaltthat," nahm der Walpod wieder auf. „Die Räuberherrschaft ist eine allgemeine Landplage. Wer der Stärkere ist, der übt seine Macht aus, Fehden und Mordthaten dauern fort. Jedes Schloß am Rheine ist ein Raubnest, welches alle Sicherheit und allen Verkehr aufhebt. Kein friedliches Kaufmannsschiff ist auf den Flüssen, kein Wagen auf der Landstraße, kein Bauer an seinem Pflug und kein Handwerker in seiner Werkstatt sicher!"

„Vernehmt, Meister Walpod, wie mir's ergangen," begann Tiedemann. „Ihr wißt, daß allerorts auf unserm Rheinstrome Zölle angelegt sind; zwar werden diese Abgaben nicht für den gebrauchten Weg oder genossenen Marktschutz bezahlt, sondern alle Vorübergehenden müssen sich durch Zahlungen von der angedrohten Plünderung loskaufen. Denn wer sich an einem Strom ein festes Schloß erbauen kann, sieht sich als Herrn des Flusses an. Zoll nennen es die Raubritter, ich nenne es Beute! Nun ist Euch wohl bekannt, daß die Burgen Reichenstein und Soneck die schlimmsten Räuberhöhlen dieser Art sind!"

„Leider, leider," warf Arnold ein. „Der eigentliche Herr der Burgen, Philipp der Vierte, welcher sie von der Abtei Corneli-Münster zu Lehen bekam, bewohnt die Burg Hohenfels am Donnersberge und läßt sich nie dort sehen, wo seine Anwesenheit so dringend nötig wäre."

„Drum sind auch seinen Burgmannen die Raubvogelschwingen gewachsen," versetzte Tiedemann. „Der Vogt ferne, der Abt ohne Macht, und der Kaiser — noch weiter entfernt als der Vogt; wer kann da ihren Gelüsten wehren? Athalger auf Reichenstein und Hunold auf Soneck sind der Schrecken der Pilger, Reisenden und Kaufleute. An jenem Ufervorsprung, der unterhalb der Burgen in den Rheinstrom ragt, lauerten mir die Buben mit ihrer Sippe auf. Es war ein wohlangelegter Raubzugsplan. Die Räuber müssen über meine Kräfte und meine mitgeführten Schätze wohl unterrichtet gewesen sein. Von drei verschiedenen Seiten faßten sie mich an. Zwei eigene Raubschiffe, die im Hinterhalt lagen, wurden flott gemacht und gegen mich gesandt. Die

rohen Knechte am Ufer trieben mit Knitteln meine Rosse an, die das Schiff zu Berg zogen, und jagten sie landeinwärts. Das Schiff strandete, und die gottlosen Räuber fielen über mein Hab und Gut her, bis zum letzten Sack, bis zur letzten Tonne plündernd und fortschleppend, was an Bord war! Und als die Buben ihr schmähliches Gewerbe beendet hatten, da trieben sie mit Hohn und Spott die scheuen Rosse am Ufer weiter. Heidi! nun ging's lustig vorwärts! Das Schiff war ja so leicht, so leicht!"

Zähneknirschend hielt Tiedemann inne. Die Erinnerung an das überstandene Unglück raubte ihm die Fassung. Er schlug sich verzweifelt an die Stirn und raufte seine Haare.

Siegfried und Thekla bemühten sich um den alten Mann, um seine Aufregung von neuem zu beschwichtigen.

Arnold Walpod schaute finster brütend vor sich nieder. Sein Hirn durchzuckten tausend wirre Gedanken. Endlich blickte er zum Himmel empor, reichte Tiedemann die Hand und sprach mit lauter, fester Stimme:

„Nur nicht verzagt, Freund Tiedemann. Wenn der da oben im Himmel hilft, dann soll es ein Ende geben dieses Räuberhandwerks und dieses Schnapphahntums. Wenn uns nicht Kaiser und Reich, nicht Recht und Kirche helfen, um unser Hab und Gut vor Raubrittern und ihrer diebischen Sippe zu schützen, so giebt es noch eine Macht, welche die Zwingherrschaft brechen kann, und furchtbar wird ihre Wirkung sein!"

Tiedemanns Augen hafteten an den Lippen des Sprechers, und auch Siegfried und Thekla harrten gespannt der weiteren Worte Walpods.

„Und wer in aller Welt soll uns schützen, Meister Walpod?" fragten Tiedemann und Siegfried wie aus einem Munde.

Stolz richtete sich der Walpod auf.

„Wir selbst!" rief er ernst und feurig. „Gemeinsam müssen wir gegen die Raubburgen vorgehen. Wir Städter all' müssen uns die Hand zu einem großen Bunde reichen!"

„Meister Walpod," rief Tiedemann begeistert dem das Schiff verlassenden Arnold nach, „Euch lohne Gott den edeln Plan, und der Herr verleihe Euch Kraft, ihn auszuführen!"

Dann ließ sich der Handelsherr an der Brüstung seines Schiffes

nieder, ſtützte gedankenſchwer das Haupt auf und blickte in die majeſtätiſch dahinrollenden Wogen des Rheinſtroms, die von der inzwiſchen emporgeſtiegenen Mondſichel matt beleuchtet wurden.

Im goldenen Mainz gewann allmählich die Luſtigkeit des Feſtes wieder die Oberhand, und die ausgelaſſenen Jubelrufe der leichtlebigen Volksmenge, ſowie die fröhlichen Klänge der Muſikbanden drangen über das Waſſer, im Ohr der einſam an Bord Verweilenden mit dem gleichmäßigen Rauſchen der königlichen Fluten ſich vermählend.

## Zweites Kapitel.

### Im Städteschloß zu Mainz.

In der südlichen Vorstadt von Mainz besaß Arnold Walpod, wie alle wohlhabenden Bürger, für den Genuß der besseren Jahreszeit einen besonderen Garten. Derselbe war mit Linden bepflanzt und bot im Sommer durch die sorgsam gepflegten Blumenbeete und Sträucher einen anmutigen Anblick. Thekla ließ es sich zur Ehre gereichen, dem kleinen Gute ein schmuckes Aussehen zu verleihen, ja, sie hatte den künstlich angelegten Teich sogar durch einen Schwan belebt, welcher der Gegenstand des Jubels und der Freude ihrer Geschwister wurde.

Diese kleinen Anwesen, die Uranfänge unserer Sommervillen, führten den Namen „Freßgütlein", da sie bei schöner Witterung für Festschmäuse den geeigneten Aufenthalt boten.

Die Pflege des Gartens erforderte viele Mühe, und Thekla begann schon jetzt, da der Frühling in diesem Jahre sich besonders zeitig einzustellen schien, mit den Arbeiten für die Instandsetzung.

Auch heute, am Aschermittwoch, kam sie beizeiten auf das Gut, um nach dem Rechten zu sehen. Sie hatte der Frühmesse im Dom beigewohnt, um die Ruhe wieder zu finden, die ihr durch das grausame Geschick der Tiedemanns geraubt worden war. Aber der Gesang der Priester vermochte sie nicht aus ihrem dumpfen Hinbrüten aufzurichten. Gedankenschwer machte sie sich daher, das Meßbüchlein im Arm, auf den Weg, um in Gottes freier Natur Linderung ihrer schmerzlichen Ergriffenheit zu suchen.

Die Sonne lachte am Morgenhimmel; in klarem Blau wölbte sich das Firmament über der ehrwürdigen Stadt Mainz.

Als Thekla so sinnend fürbaß schritt, sich kaum umblickend und

nur hin und wieder einem Mädchen freundlich zunickend oder einem Barfüßermönch das: „Gelobt sei die Jungfrau Maria!“ zurufend, bemerkte sie nicht, daß ihr schon seit geraumer Zeit ein Mann folgte, dessen gedrungene Gestalt und grobgeschnitztes Gesicht in seltsamem Gegensatz zu dem verschwenderisch ausgestatteten Gewand standen, mit dem er angethan war. Er trug nicht den allgemein üblichen lang herabwallenden Mantel, sondern ein kurzes Jäckchen, mit Seide gefüttert und Silber verziert, welches die bunten, mit Schellen besetzten Hosen sichtbar machte. Die übermäßig großen Füße des in seiner ganzen Erscheinung unangenehm auffallenden Mannes staken in spitz zulaufenden Schnabelschuhen, deren Enden aufwärts gebogen waren.

Mit einem Male schlug das Klingeln, welches die hastigen, eckigen Bewegungen ihres Verfolgers hervorriefen, an Theklas Ohr. Als sie des geputzten Mannes ansichtig wurde, verfinsterte sich ihr Blick. Ihr war das Geckenhafte in der Kleidung zuwider, befleißigte sie sich doch selbst in ihrer Gewandung der größten Einfachheit. Sie stand freilich mit diesen guten Grundsätzen unter den andern Patriziertöchtern fast allein, denn diese wetteiferten in Mainz mit den Edeldamen in der Hingabe an kostbare Moden. Sie zogen beim Kirchgang gern eine lange Schleppe am Kleide hinterdrein und machten sich wenig daraus, daß die Priester gegen diesen „Pfauenschweif“ eiferten; als Kopfschmuck bedienten sie sich großer Hüte mit farbenschillernden Federn. Thekla erschien dagegen sehr schlicht gekleidet. Sie trug einen einfarbigen, langen und weiten Oberrock, mit einem Gürtel geschürzt. Die engen Ärmel des Wamses traten aus einem zweiten offenen Umschlag hervor. Auf den Rücken war eine ellenlange Haube genäht und der Rock auf den Seiten geknöpft und geschnürt. Ihr blondes Haupthaar floß in Locken um die Schultern und war mit einem Kranze umwunden.

Sie beeilte sich der Nähe des ihr verhaßten Menschen zu entrinnen, sah sich jedoch bald von ihm eingeholt.

„Verzeiht, Fräulein, daß ich mich zu Euch geselle,“ sprach jener das Mädchen an, „allein ein wichtiges Ereignis drängt mich, mit Euch zu reden.“

Thekla maß den Sprecher mit einem geringschätzigen Blick und sagte dann würdevoll:

„Ihr wißt, Nacke Vollmers, daß Eure Bemühungen um mich vergebens sind. Spart also alle unnützen Worte und laßt mich in Frieden."

Das Mädchen langte gerade vor dem Thor des Walpodschen Gartens an, öffnete dasselbe, trat ein und zeigte nicht wenig Lust, es sofort hinter sich zu schließen.

Nacke Vollmers setzte jedoch seinen Fuß in die entstandene Öffnung und rief durch den Thürspalt dem Mädchen zu:

„Weiset mich nicht ab, Fräulein, es handelt sich um Euer Lebensglück."

Betroffen trat Thekla zurück und gab auf diese Weise den Eintritt in den mit Mauern eingefriedeten Garten frei. Nacke Vollmers, in dessen kleinen Augen es tückisch funkelte, näherte sich dem Mädchen und blickte sie eine Zeitlang schweigend an. Thekla war die Nähe dieses Menschen unerträglich, sie sagte daher, ungeduldig mit dem Fuß auf den Kiesboden pochend: „So redet, Nacke Vollmers."

Das Antlitz des Mannes, welches durch die niedere, überhängende Stirn, die scharfe, spitze Nase, sowie den stets höhnisch lächelnden Mund durchaus nichts Anheimelndes erhielt, hellte sich auf.

„Ich hatte vor beiläufig zwei Jahren bei Eurem Vater, dem großmächtigen Walpoden, um die Hand seiner ehrsamen Tochter angehalten," begann Nacke Vollmers. „Es schien verwegen von mir, daß ich, der armselige Schöffe, die Augen zu Euch, der hochangesehenen Patriziertochter, erhob; aber ich liebte Euch und wagte den entscheidenden Schritt. Ihr wißt, was darauf geschah."

„Jawohl," erwiderte Thekla stolz, „was Ihr Euch im voraus sagen konntet — Ihr wurdet abgewiesen."

„Abgewiesen — allerdings," versetzte Nacke Vollmers bitter. „Wir einfachen Bürger sind ja nicht gut genug für die hochfahrenden Pläne der hohen Herren. Da wird wohl erst auf einen Königsohn gewartet, der die wohledle Prinzessin auf sein Schloß führen soll!"

„Ihr irrt Euch," entgegnete Thekla ruhig, „denn wenige Monde nachher trat der Sohn eines Kölner Kaufmannes, ein bürgerlicher, aber edelgesinnter Mann, vor meinen Vater hin und bat um meine Hand. Das Ergebnis ist Euch wohl nicht unbekannt. Den Tag darauf wurde die Verlobung gefeiert."

„Ja freilich," höhnte Nacke Vollmers. „Was dem jungen Herrn an adeligem Namen mangelte, das ersetzten ja ausreichend des reichen Vaters Pfefferſäcke und Goldkisten!"

Thekla biß sich auf die Lippen, um nicht heftig zu werden. Nachdem sie ihren Groll niedergekämpft hatte, äußerte sie gelassen:

„Mögt Ihr darüber denken, wie Ihr wollt — Ihr seid mir, aber ich gleichfalls Euch keine Rechenschaft schuldig."

Damit wandte sich das Mädchen ab, um die peinliche Unterredung abzubrechen. Nacke Vollmers kam jedoch hastig hinter ihr her und raunte ihr mit heiserer Stimme zu:

„Vielleicht ist es Euch noch nicht bekannt, wie es mit Tiedemann steht. Geht auf die Gassen und an den Hafen und fragt nach dem ehemals reichen Handelsherrn aus Köln. Wißt Ihr, was Euch zur Antwort wird? Rotger Tiedemann ist heute ein Bettler! Nicht viel mehr ist ihm geblieben, als seinem elendesten Ruderknecht. Denn sein Schiff kommt unter den Hammer des Gewaltrichters, da er nicht Geld genug mehr flüssig hat, um seine Handwerksgesellen, die er zu Köln gehalten hat, abzulohnen."

Kopfnickend blickte Thekla zu Boden.

„Ich weiß alles," sagte sie leise. „Ich habe mit Siegfried und seinem Vater geweint über die harte Prüfung des Herrn und mit ihnen den räuberischen Buben geflucht ob ihrer Missethat. Aber glaubt nicht, Nacke Vollmers, daß Siegfried nun meinem Herzen ferner steht, da ihn das Unglück betroffen. Bildet Euch ja nicht ein, daß ich daran denken könnte, mich von ihm wegzuwenden, jetzt, wo er der Hilfe, der Stütze so sehr bedarf."

„Und glaubt Ihr, daß Euer Vater dies billigt?" fragte Nacke Vollmers spöttisch.

„Gewiß," erwiderte Thekla. „Das Wort meines Vaters ist unerschütterlich!"

„Nun denn, so laßt Euch sagen," raunte Nacke Vollmers dem Mädchen zu, „daß Euer Vater am heutigen Morgen mit mir gesprochen hat. Er will seine Tochter nicht an einen Bettler wegwerfen, darum hat er mich aufgefordert, mit Euch zu reden und Euch die Lage vorzustellen. Schaut, Thekla, ich bin nicht arm, denn geheime Handelsbeziehungen, die ich unterhalte, haben mich zu einem vermögenden Manne gemacht. An meiner Seite blüht Euch alles, was ein Mädchen begehrt, Macht, Glück und Reichtum!"

Thekla war bestürzt. Wie im Traum faßte sie sich an die Schläfen und blickte sich im Kreise um, dann rief sie plötzlich unter krampfhaftem Weinen aus:

„Das kann mein Vater nicht, nein, nein, sein Wort ist felsenfest — ich kann, ich darf nicht zweifeln."

„Nun denn," rief Nacke Vollmers aus, „so schwöre ich es Euch zu bei . . ."

„Du lügst, du lügst!" unterbrach ihn plötzlich eine tiefe, grollende Männerstimme.

Betroffen wandte sich Nacke Vollmers um und erblickte Arnold Walpod, welcher in der Begleitung Siegfrieds in den Garten eingetreten war.

Thekla eilte auf ihren Vater zu und fiel ihm schluchzend um den Hals. Der Walpod zog das Mädchen zärtlich an sich und versetzte lächelnd:

„Was hat er dir denn für Märchen erzählt, armes Kind? Und du hast sie wirklich geglaubt? Hast wirklich einen Augenblick vermuten können, daß dein Vater angesichts so herben Schicksals sein Wort brechen würde?"

„Nein, nein, nein," flüsterte Thekla unter Thränen, dem nähertretenden Siegfried die Hand reichend.

Nacke Vollmers hatte unterdessen zähneknirschend dagestanden. Er warf wütende Blicke auf Walpod und seinen Schützling und versetzte hämisch:

„Es steht dem vornehmen Walpoden sehr gut an, daß er einen fremden Bettler zum Schwiegersohne annimmt.“

„Hütet Eure Zunge,“ erwiderte Theklas Vater gebieterisch, indem er, die Hände auf dem Rücken kreuzend, dicht vor Nacke Vollmers hintrat. „Ich sage es Euch zum letzten Male: Eure Bewerbungen sind ebenso thöricht als hoffnungslos. Also belästigt uns fürder nicht mehr und geht Eurer Wege.“

„Gut,“ versetzte Nacke Vollmers mit rauher Stimme, „aber bedenkt, Herr Walpod, daß Ihr von heute an einen Gegner im Rate habt, einen geschworenen Feind.“

Hastig wandte er sich ab und verließ den Garten, indem er das Thor desselben dröhnend hinter sich zuwarf.

Als die drei sich allein befanden, schritt Walpod sinnend im Garten auf und nieder. Nach einer geraumen Weile trat er vor Siegfried hin und fragte in ernstem Tone:

„Du bist fest entschlossen, mit deinem Vater nach Köln zurückzukehren?“

„Ich muß wohl,“ entgegnete Siegfried. „Gerade jetzt wird eine junge Arbeitskraft dem Vater doppelt zu statten kommen, da ihn sein Unglück so sehr gebeugt hat.“

„Und dennoch,“ entgegnete Walpod, „würde ich es lieber sehen, wenn du den Vater nicht begleitetest.“

Überrascht blickte Siegfried auf, Walpod aber fuhr ruhig fort:

„Ich kenne deine herzliche Liebe zu deinem Vater. Ich weiß, daß es ein großes Opfer für dich wäre, ihn jetzt zu verlassen — aber ich hätte einen wichtigen und ehrenvollen Auftrag für dich, der nicht nur dir und deinem Vater, sondern Tausenden von Menschen zu Segen und Vorteil gereichen könnte.“

„Meister Walpod,“ entgegnete Siegfried unsicher, „verzeiht, wenn ich in einer so wichtigen Frage mich nicht schnell zu entschließen vermag, aber habt die Güte, mir noch Bedenkzeit zu geben, bis mir der Auftrag selbst bekannt ist und ich mich mit meinem Vater besprochen habe.“

„Dein Wort in Ehren!“ versetzte Walpod. „So laß uns denn

gemeinsam zur Ratssitzung wandern. Dort wirst du alles erfahren. Übrigens habe ich deinen Vater aufgefordert, der Versammlung beizuwohnen. Du wirst ihn also dort antreffen."

Damit wandte sich Walpod dem Ausgang des Gartens zu, und Siegfried folgte ihm mit Thekla.

Die Bürger, welche den dreien auf der Straße begegneten, zogen schon von weitem die Hüte, Walpod ehrfurchtsvoll begrüßend, und selbst die Kinder, die vor den Thüren spielten, hielten inne und blickten scheu zu der hohen Erscheinung des ernsten Mannes auf.

Vor einem ansehnlichen Gebäude, welches mit einem Graben und einer starken Mauer umgeben war, hielt Walpod still, verabschiedete sich von seiner Tochter und winkte dann Siegfried, ihm zu folgen.

Das Paar überschritt die Brücke, die über den Graben führte, und trat auf den durch die Mauer gebildeten Hof. Türme mit Zinnen verliehen dem ganzen Anwesen etwas Burgähnliches. Es hieß darum auch im Volksmunde „das Städteschloß", obwohl es die Bestimmung eines Rathauses hatte.

Als Walpod mit seinem Begleiter die große, im Erdgeschoß befindliche Stube betrat, erhoben sich die dort Anwesenden von ihren Sitzen. Siegfried erblickte seinen Vater unter einigen vornehm, aber mit ausländischem Schnitt gekleideten Männern und eilte auf ihn zu, um ihn zu begrüßen.

Walpod hatte inzwischen auf einem erhöhten Stuhle Platz genommen und musterte die stattliche Versammlung. Es waren viele Patrizier zur Stelle, die Bürgermeister, Richter, Schöffen und übrigen Ratsmitglieder, der Stadtschreiber und die Bürgermeisterknechte.

Eine lautlose Stille erfolgte, als Arnold Walpod sich von seinem Platze erhob und zu reden begann. Seine Stimme klang fest und männlich. Er sprach im Tone der Überzeugung und von Mut und Geist beseelt.

„Ein Notschrei geht durch unser armes Land!" so leitete er seine Rede ein. „Die Ufer unseres herrlichen Rheinstromes sind Zeuge geworden räuberischer Gewaltthaten, die von dem Ritterstande verübt

wurden. Was ist aus den Edeln des Landes geworden? Auf festen Burgen hausen sie bei Fressen, Saufen und Jagen. Sie säen nicht, sie ernten nicht. Von den armen Leuten, die auf dem platten Land um ihre Burgen wohnen, fordern sie alles, was sie bedürfen, — und wehe den Unglücklichen, wenn sie es nicht herbeizuschaffen vermögen! Dann durchstreifen die Ritter, barbarischen Horden gleich, das Land, mißhandeln die Bauern, befehden die Nachbarn und berauben die auf den Heerstraßen und Flüssen reisenden Kaufleute und Handwerker. Durch einen Eid müssen sich oft die Beraubten verpflichten, das ihnen Entrissene auf keine Weise zurückzuverlangen. Selbst die Waren, welche auf dem Rheinstrome befördert werden, sind vor den Rittern nicht sicher, die eigene Raubschiffe im Hinterhalt bergen. Die erbeuteten Güter schleppen die Reisigen nach der nächstgelegenen Burg. Denn alle Behausungen der Ritter sind Raubhöhlen; schon bei ihrer Erbauung hat man sie zu diesem Zweck eingerichtet. Dem beutegierigen Adler gleich, baut der Raubritter sein festes Nest auf eine Felsenzacke, die sich auf steiler, unzugänglicher Höhe erhebt. Von dort aus macht er alle Straßen durch Wegelagerungen unsicher. Jede Reise auf Flüssen und Landstraßen ist ein Wagnis. Kurzum: Diese räuberische Gewaltherrschaft ist ein Schandfleck für den schönsten Teil unseres deutschen Landes — die Greuelthaten schreien zum Himmel!"

Eine allgemeine Unruhe hatte sich der Anwesenden bemächtigt. Arnold Walpod berührte offenbar wunde Punkte mit seinen Worten. Die Beredsamkeit und die Überzeugungskraft, mit der er seine furchtbaren Anklagen vorbrachte, fanden Widerhall in den Herzen der Bürger, die alle schon unter der raubritterlichen Landplage gelitten hatten. Nachdem die Erregung der Zuhörer sich etwas gelegt, fuhr der Redner fort:

„Auf allen Flüssen haben die Raubritter willkürlich und widerrechtlich Zölle angelegt. Wer an einem Strom ein festes Schloß besitzt, sieht sich als Herrn des Flusses an und treibt einen erschreckend hohen Zoll von dem vorüberreisenden Handelsmann ein. Verweigert dieser die Zahlung, so droht ihm der Ritter Plünderung an und scheut

keine Frevelthat, das Geforderte zu erlangen. Was gilt ihm das Gebot des Landfriedens? Er fühlt sich sicher und stark und verlacht das Gesetz, wie er auch keine Furcht vor der Strafe des Herrn empfindet. Und nicht nur für die Waren fordern die gewaltthätigen Ritter einen Zoll, sondern auch für die reisenden Personen. Sie nennen diese drückende Abgabe einen Geleitszoll. Fürsten und Ritter betrachten es als ihr gutes Recht, die Reisenden durch gewaffnete Mannschaft geleiten zu lassen, und es ist ihnen gleichgültig, ob jene sich überhaupt beschützen lassen wollen oder nicht. Zahlen müssen sie auf alle Fälle; und selbst wenn keine Geleitung stattgefunden hatte, erpressen die Ritter den hohen Zoll. Erblickt daher der Wanderer von weitem eine Ritterburg, so erfüllt ihn Angst und Schrecken, und er zittert vor den im Verborgenen lauernden Rittern und ihrem Anhang ... Und selbst das Unglück ihrer Mitmenschen vermag die hartherzigen Ritter weder zu rühren, noch ihrer schnöden Gewinnsucht Einhalt zu thun. Sie haben ein sogenanntes Strand- oder Grund-Ruhe-Recht eingeführt, nach welchem alle durch Schiffbruch verunglückten Menschen samt ihren Gütern dem zufallen, der sich ihrer am ersten zu bemächtigen vermag. Viele Felsen gefährden die Schiffahrt auf dem Rheinstrom; daher hören wir oftmals von Unglücksfällen gewerbtreibender Menschen. Jedesmal bietet sich dann den zunächst wohnenden Rittern ein fetter Bissen, den diese sich nicht entgehen lassen. Sie, die den edelsten Teil der Bevölkerung ausmachen sollten, halten Rauben, Plündern und Erpressen für keine Schande. Vom Vater geht das angestammte Raubhandwerk auf den Sohn über, welchem es kein Verbrechen erscheint, sich an öffentlichen Wegen zu lagern, auf die Vorübergehenden zu lauern und sie zu berauben; er hält es für ein erlaubtes Erwerbsmittel. Diese räuberische Landplage hat nunmehr ihre größte Höhe erreicht. Unser Innerstes empört sich gegen die Greuelthaten. Bis hierher und nicht weiter! wollen wir den Rittern entgegenrufen. Hier müssen wir den Markstein setzen. Darum fordere ich von einem ehrsamen, bürgerfreundlichen Rat, daß er mich und meinen Plan nach Kräften unterstütze, der dahin geht, alle Städte, welche unter dem Schnapphahntum des Räubergesindels zu leiden haben, zu einem Eide zu bewegen, der

uns miteinander verbinde gegen Übermut und Gewaltthat der Ritter. Alle für einen, einer für alle — das sei unsere Losung!"

Eine gewaltige Aufregung herrschte unter den Versammelten.

Die Worte Arnold Walpods waren Keulenschläge gewesen. Noch nie hatte es jemand gewagt, eine so freie Sprache zu führen. Begeistert blickten alle den Mann an, der die kühne Beredsamkeit entwickelt hatte. Stolz stand Walpod da und harrte der Antwort. Es fanden lebhafte Erörterungen unter den verschiedenen Gruppen der Ratsherren statt.

An einem der Fenster standen die Patrizier Ingebrand von Selnhofen, Ulrich zum Rosenbaum und Arnold der Kämmerer. Letzterer galt neben Walpod an Verdiensten, Ansehen und Reichtum mit für den ersten der Stadt Mainz; in seiner Familie war das Kämmereramt erblich. Ingebrand gehörte zu einem der ältesten Patriziergeschlechter, während Ulrichs Geschlecht einen Nebenstamm der Löwenhäupter bildete. Auf die Meinung dieser Bürger wurde sehr viel gegeben. Alle waren daher gespannt, was sie zu dem Plane sagen würden.

Zu Walpods Freude sprachen sie sich einstimmig dahin aus, daß der Gedanke, sich selbst durch einen Bund zu schützen, wo weder Kaiser noch Gesetz etwas auszurichten vermochten, vortrefflich sei, denn es widerstrebe jedem rechtlich fühlenden Menschen, daß arbeitsame, thätige Bürger sich vor dem Raubgesindel demütigen müßten.

„Von jeher," führte Walpod weiter aus, „haben sich die germanischen Völker durch Bündnisse gegen solche Bedrückungen geschützt. Der rheinische Bund unter Ariovist, der Bund des Claudius Civilis, der Frankenbund am Unterrhein, der Alemannenbund am Oberrhein, vor allem aber der Lombardenbund sind aus solchen Ursachen gegründet worden, und alle diese Bündnisse haben sich in ihren Folgen gleich günstig gezeigt. Auch jetzt kann dem heillosen Zustande, der Deutschland in seinem Mark verzehrt, nur durch Eintracht, durch Vereinigung vieler Kräfte abgeholfen werden. Vereinzelt vermögen wir nichts. Wie Brüder müssen wir der Eigengewalt entgegentreten. Bald wird unser Bund dann allen Räuberhorden Gesetze vorschreiben oder sie

ganz vertilgen. In diesem großen Bunde, den alle rheinischen Städte zu gemeinsamer Hilfe knüpfen, werden sich Mächte vereinigen, denen niemand widerstehen kann: Bürgerkraft und Bürgergröße werden wieder auferstehen."

Ein allseitiges Beifallsgemurmel erhob sich. Nur in einer Ecke des Saales wurde Widerspruch laut. Verwundert blickten alle nach dem Urheber desselben. Es war Nacke Vollmers, welcher geringschätzig versetzte:

„Gebärdet man sich hier nicht, als ob unsere liebe Stadt Mainz in Hungersnöten stünde? Ist es nicht Versündigung gegen den Himmel, daß wir mit unserem Schicksal hadern? Wir stehen auf einer hohen Stufe von Wohlfahrt. Was bedürfen wir auswärtiger Verbindung zu deren Vermehrung? Wir sind stark, und unsere Stadt selbst ist sicher vor Anfechtungen der Ritter. Was geht es uns an, wenn fremde Kaufleute zu hohen Zöllen gezwungen werden? Sie mögen selbst sehen, wie sie mit den Zwingherren der Ströme fertig werden!"

Die Anwesenden zeigten dem Redner deutlich durch Murren und Zischen, daß sie nicht seine Meinung teilten.

„Was bezwecken wir denn mit dem Bund?" rief Arnold Walpod aus. „Wir selbst bedürfen freilich keiner auswärtigen Verbindung zur Vermehrung unseres Wohlstandes. Höhere Zwecke liegen unserem Bunde zu Grunde. Wir wollen helfen, wir wollen retten. Nicht eine Stadt allein ist in Gefahr, alles ist im deutschen Reiche aus den Fugen getreten, das Ganze, wie Hab und Gut und Leben des Einzelnen ist bedroht."

Diese Worte dienten vollends dazu, um die Stimmung für Walpods Plan günstig zu gestalten. Um die Bürger durch ein erneutes Zwischenreden Nacke Vollmers' nicht wankelmütig werden zu lassen, forderte er Rotger Tiedemann aus Köln auf, die Geschichte seines Unglücks hier vor versammeltem Rat vorzutragen.

Der greise Mann entsprach dem Wunsche Walpods und begann in schlichtem, rührendem Tone seine unglückselige Rheinfahrt zu beschreiben. Als er an die Schilderung des räuberischen Überfalls gelangte, bemächtigte sich aller Anwesenden eine unbezähmbare Wut. Viele sonst

ruhige Bürger ballten die Fäuste und erhoben sie drohend. Walpod mußte mehrmals zur Ruhe und Besonnenheit ermahnen.

Nachdem Tiedemann geendet hatte, riefen sämtliche Anwesenden wie aus einem Munde:

„Nieder mit den Zwingherren des Rheinstroms! Nieder mit den Burgen der Räuber!“

Plötzlich sprang Nacke Vollmers auf den erhöhten Platz Walpods, stellte sich neben ihn und rief, zur Versammlung gewandt, mit höhnischem Grinsen:

„Gemach, gemach, Ihr Bürger! Opfert nicht leichtsinnig Gut und Leben für eine fremde Sache! Die Worte, die der Herr Walpod vorhin gesprochen, zeugen ja allerdings von einer schönen, christlichen Nächstenliebe. Man sollte jedoch glauben, daß noch eine besondere, persönliche Teilnahme ihn bestimmt, Euch gegen die mächtigen Herren der Burgen aufzustacheln.“

Bestürzt blickten die Bürger einander an, als Nacke Vollmers es wagte, den gänzlich unbescholtenen Walpod, der so hochangesehen und beliebt dastand, öffentlich anzugreifen.

„Beweis! Beweis!“ riefen alle durcheinander, während Walpod selbst hocherhobenen Hauptes nur ein geringschätziges Lächeln für den aufgeregten Schreier hatte.

In Nacke Vollmers' Augen blitzte es tückisch, er warf einen schadenfrohen Blick auf seinen Nachbar und rief:

„Fragt doch, Ihr guten Bürger, was den Herrn Walpod veranlaßt hat, für Tiedemann aus Köln Euch zum Aufstand und zur Empörung aufzustacheln. Fragt ihn, und Ihr werdet vernehmen, daß er es nur aus Eigennutz und schnöder Habgier gethan hat!“

Ein Schrei der Entrüstung erfüllte den Saal. Einige der Bürger näherten sich dem Redner, um ihn von seinem Platz herunterzureißen, Walpod breitete aber schützend die Arme über ihn aus und rief der Versammlung zu:

„Laßt ihn in Frieden! Er soll reden!“

Unter allseitigem Murren zogen sich die Angreifer zurück, und Nacke Vollmers fuhr höhnisch fort:

„Unser Herr Walpod besitzt ein Töchterlein, das er an Tiedemanns Sohn verlobt hat. Ist es nun nicht selbstverständlich, daß er dem Bräutigam seiner Tochter Hab und Gut zurückzuerobern sucht, damit er nicht der Schwieger eines Bettlers wird?“

Lärmen und Toben erfüllten den Raum. Es schien, als ob die Stimmung der Anwesenden durch die Beschuldigungen des Schöffen weniger günstig gegen Arnold Walpod geworden sei. Dieser aber verlor keinen Augenblick die Fassung. Nur um seine Lippen zuckte es schmerzlich, als er jetzt anhob:

„Gute Bürger, hört mich an. So Ihr Söhne oder Töchter besitzt, werdet Ihr mir nachfühlen können, daß es ja für einen Vater nichts Schöneres und Erhebenderes giebt, als die eigenen Kinder gut aufgehoben und in geordneten Vermögensverhältnissen zu wissen. Nun wird mir vorgeworfen, ich hätte nur deshalb Euern Unwillen gegen die raubritterliche Landplage hervorgerufen, um meine Tochter nicht an einen Vermögenslosen verheiraten zu müssen. Nun denn, für diejenigen, die daran zweifeln könnten, will ich hiermit offenkundig gesagt haben, daß der Schwiegersohn Arnold Walpods niemals ein Bettler genannt werden wird, denn von dem Tage seiner Hochzeit an wird er teilhaftig meines Vermögens.“

Beifallklatschen und Jubel ertönten, nachdem Walpod derart gesprochen. Wer nur einen Augenblick gezweifelt hatte, wandte ihm jetzt sofort seine Gunst wieder zu und belächelte die Bemühungen Nacke Vollmers', welcher vergeblich versuchte, die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken. Walpod aber fuhr in stolzer, hochaufgerichteter Stellung fort:

„Daß mich allerdings das Unglück meines Freundes Tiedemann mehr ergriffen hat, als wenn es einen mir Fremden betroffen hätte, — wer will es mir verdenken? Aber den Plan zu einer kräftigen Abwehr der schändlichen Übelstände hege ich schon lange. Bezeugt mir dies, Signore Ottini, und Ihr, Montesia, Broglio und Pomerio!“ wandte er sich an mehrere Männer, welche Tiedemann umstanden und durch den Schnitt ihrer Kleidung, die Eigentümlichkeit ihrer scharfen Gesichtszüge und das glänzende Schwarz ihrer Haupthaare etwas Fremd-

ländisches hatten. „Und auch Ihr, Simon, Isaak und Salomon," fuhr er, zu einigen abseits stehenden, an den langen, bunten Kaftans als Juden zu erkennenden Leuten gewandt, fort, „kamt Ihr nicht zu mir, als Euer Handel durch die Raubritter gefährdet war, und batet mich um Abstellung der Übelstände? Schon vor Jahren versprach ich Euch zu helfen. Damals fehlte mir noch der Mut und die Entschlossenheit. Jetzt ist aber der Tag gekommen, um abzurechnen mit unseren Bedrückern. Bürger, laßt die Zeit nicht unbenutzt verstreichen. Für alle, alle, Fremde und Eingesessene, Bürger und Bauern, Christen und Juden fordere ich Euern Schutz und Schirm!"

Die Männer, an welche sich Walpod in seiner Rede gewandt hatte, gehörten teils der durch Handel sehr in die Höhe gekommenen Klasse der Juden an, die sich als „kaiserliche Kammerknechte" besondern Schutzes erfreuten, teils waren es Italiener, welche meist aus Piemont und der Lombardei stammten und daher schlechtweg Lombarden*) hießen.

In ihrem gebrochenen Deutsch jubelten die Fremden Walpod zu, der sich ihrer so wacker annahm. Einige von ihnen stürmten auf ihn zu und bedeckten seine Hände mit Küssen. Dieser rührende Beweis ihrer übergroßen Dankbarkeit weckte einen Widerhall in den Herzen der Bürger. Begeistert feierten auch sie Walpod als den Begründer einer neuen Zeit und forderten sich gegenseitig zu einem heiligen Eide auf, der sie alle untereinander verbinden sollte.

Nacke Vollmers war bebend vor Wut diesen Vorgängen gefolgt. Wohin er auch sah, er bemerkte nur zornig gegen sich gerichtete Blicke. Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als den Platz an Walpods Seite zu verlassen und sich auf die Bank der Schöffen zurückzuziehen.

Jetzt erhob sich Arnold der Kämmerer und begann folgendermaßen:

---

*) Diese Lombarden, vom Volk „Gewärtschen" genannt, hatten sich am Rhein des Handels hauptsächlich bemächtigt. Die Pfandleihhäuser, welche sie anlegten, haben ihr Andenken bis auf unsere Tage erhalten, da sie in einigen rheinischen Städten noch den Namen „Lombard" tragen. Unter „lombardieren" versteht man verpfänden oder auch Lombardgeschäfte" (Darlehnsgeschäfte gegen Faustpfand) betreiben.

„Noch eines, Bürger, laßt uns bedenken. Bevor wir an alle anderen Städte die Aufforderung ergehen lassen, unserem Bunde beizutreten, sind wir gewissermaßen verpflichtet, erst die Meinung unserer nächsten Nachbarstädte einzuholen — ich meine Worms und Oppenheim."

Vielen Anwesenden schien dies bedenklich. Ulrich zum Rosenbaum erhob sich und äußerte:

„Seit mehreren Jahren bestehen zwischen Worms und unserer Stadt Feindseligkeiten wegen der Verschiedenheit der Gesinnungen gegen das Reichsoberhaupt. Sollte es ersprießlich sein, frage ich Euch, wenn wir als die Mächtigeren den ersten Schritt zur Aussöhnung unternehmen?"

„Gerade weil wir die Mächtigeren sind, Vetter, haben wir Entgegenkommen zu üben," erwiderte ihm Arnold Walpod. „Tief ist die Stadt Worms von ihrer früheren Macht gesunken, groß ist ihre Not, sie steht in Gefahr, auch ihre Freiheit zu verlieren. Verheerende Schäden haben wir einander zugefügt — ein Zustand, der unter zwei freien Nachbarstädten nicht fortbestehen darf. Vergessen wir jetzt der Verschiedenheit unserer politischen Meinungen und des seit Jahren unter uns bestehenden Zwistes. Nur bei ihrer mächtigen Nachbarstadt Mainz kann Worms Hilfe und Rettung finden. Laßt uns daher die Arme öffnen, um die freie Stadt in Freundschaft und Brüderlichkeit aufzunehmen."

Der Vorschlag Arnolds fand nach diesen Worten allgemeinen Beifall.

Die Ratsmitglieder traten nunmehr zu einer engeren Beratung zusammen, um zu besprechen, auf welche Weise den Städten Worms und Oppenheim die Kunde von dem geplanten Bund zu übermitteln sei. Man kam dahin überein, eine Urkunde auszufertigen, welche durch einen Gesandten an die Städte überliefert werden sollte.

Die Auswahl der geeigneten Persönlichkeit war aber äußerst schwierig. Freiwillig meldete sich so leicht niemand, weil das Reisen auf den unsicheren Landstraßen kein besonders angenehmes war. In dieser Ratlosigkeit wußte Arnold Walpod abermals einen Ausweg.

„Ich habe an diesen Punkt bereits gedacht," versetzte er ruhig.

„Wir bedürfen hier eines mutigen und pflichtgetreuen Menschen. Wohl giebt es in unserem Mainz manchen jungen Mann, der begeistert einen solch ehrenvollen Auftrag übernehmen würde, aber ich glaube, daß wir hier die Verpflichtung haben, demjenigen, der von gehässiger Seite in den Staub getreten wurde, Gelegenheit zu geben, sich in unserem Dienst zu bewähren — ich meine Siegfried Tiedemann, den Sohn des arg heimgesuchten Handelsherrn aus Köln."

Alle Anwesenden waren hiermit einverstanden, und Siegfried eilte freudestrahlend auf seinen väterlichen Freund und Gönner zu, ihm dankbar die Hand schüttelnd.

„Ja, Bürger," rief er hierauf der Versammlung zu, „laßt mich in Euern Diensten für die gute Sache kämpfen, nach meinen Kräften will ich Euern hochherzigen Führer, Meister Arnold Walpod, unterstützen, — bis zum letzten Blutstropfen gehöre Euch mein Leben!"

Als Siegfried dies mit glühenden Wangen und blitzenden Augen sprach, stürmte ein junger Patrizier an seine Seite, Wigand, der Sohn Friedrichs des Schultheißen, und rief mit erhobener Stimme:

„Nennt's nicht Neid, Bürger, wenn ich Euch bitte, auch mich der Ehre teilhaftig werden zu lassen, in Euern Diensten thätig zu sein. Mich duldet es nicht müßig hier zu bleiben, wenn junger Kräfte ein Amt wartet. Sendet mich mit Siegfried nach Worms — ich will ihm Freund und Helfer sein!"

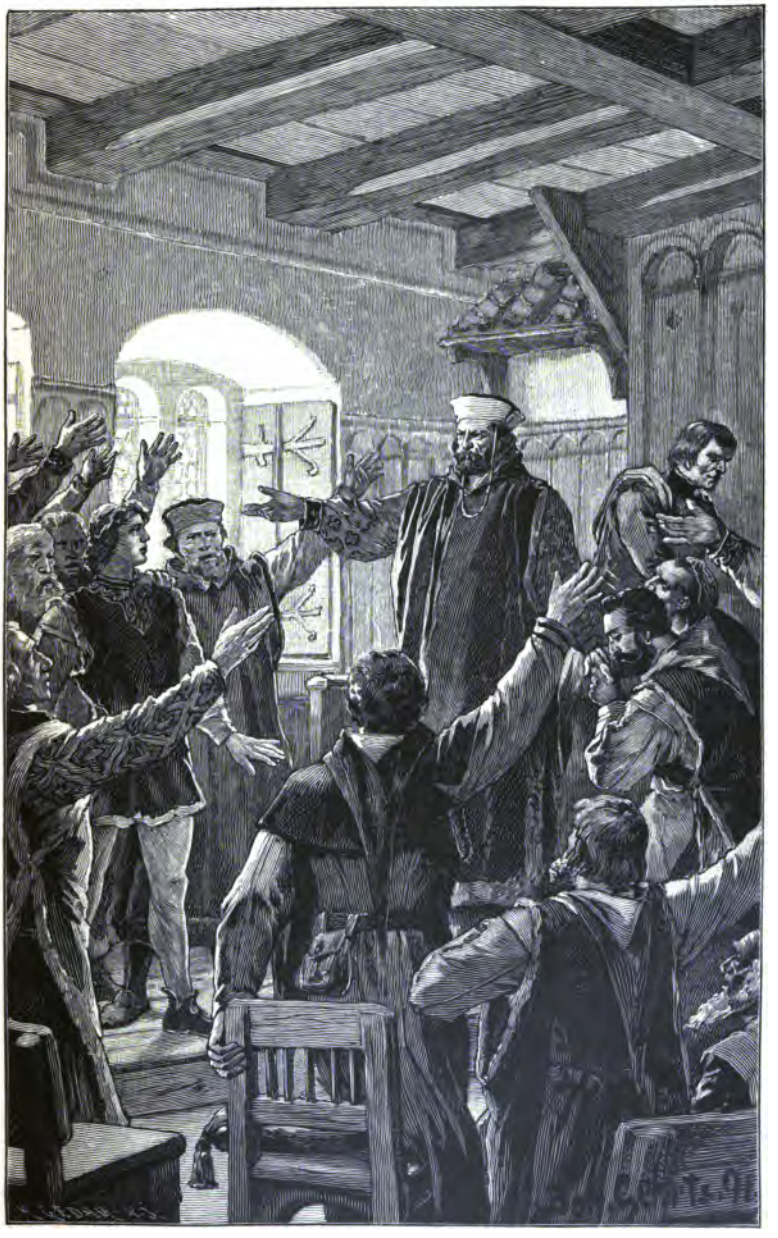
Die Rede des jungen Mannes rief lebhafte Freude hervor. Auch der Vater Wigands, ein freundlicher alter Mann, dessen Haltung gebeugt und dessen Schädel kahl war, nickte ihm Beifall zu.

„Binnen wenigen Tagen," entschied Arnold Walpod, „wird die Urkunde ausgefertigt sein; dann können die beiden jungen Männer gen Worms ziehen und ihrem Auftrag gerecht werden. Ihr aber," wandte er sich an die Versammlung, „mögt Euch von den Plätzen erheben und Euch gegenseitig durch Eid und Handschlag verbinden!"

Die Anwesenden erhoben die Rechte zum Schwur und sprachen die Worte Walpods nach, der langsam und feierlich begann:

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Wir Bürger zu Mainz schwören, daß wir mit Treue und allgemeiner Liebe ewiglich vereint

(S. 40.)



Der Eidſchwur im Rathauſe.

LIBRARY
AUTOR LENOX
FOUNDATIONS

sein und mit Rat und That einander beistehen wollen wider die, so uns Unrecht thun. Nicht allein die Großen unter uns, auch die kleinen weltlichen und geistlichen Leute, Christen und Juden sollen unseres Schirmes und Schutzes teilhaftig, Unfrieden, Landesschaden und Räuberei hingegen verbannt werden. So wahr uns Gott helfe. Amen."

Eine tiefe Stille herrschte im Saale, nachdem die Bürger den Eid geleistet hatten. Eine geraume Weile verharrten noch alle in derselben Stellung, dann verließen sie in weihevoller Stimmung still und geräuschlos das Rathaus.

Nacke Vollmers blieb allein zurück. Er ballte hinter Siegfried, welcher neben Arnold Walpod und seinem Vater den Saal verlassen hatte, die Faust und murmelte höhnisch:

„Mein Freund Athalger, das wird dir eine erwünschte Botschaft sein!"

Dann pfiff er fröhlich vor sich hin und folgte den übrigen Ratsmitgliedern nach.

## Drittes Kapitel.

### Ritter und Bauer.

„He! Clas! Führe den Rappen vor!“ rief Gottschalk Dude, der Besitzer eines großen Bauernhofes, ein stämmiger, wettergebräunter Mann mit knochigem Gesicht und buschigen Augenbrauen, barsch aus der geöffneten Thür seines Wohnhauses, „schnell, schnell, mein Sohn, ich muß über Feld.“

Nichts regte sich draußen. Gottschalk brummte ärgerlich in den Bart und schritt auf den Hof hinaus, der durch eine stattliche Reihe von Ställen und Scheunen abgeschlossen wurde.

„Der Gottseibeiuns ist in den Burschen gefahren!“ wetterte er, als er des Sohnes nicht ansichtig wurde. „Komme mir nur in die Quere, du Schlingel, ich werde dir's beibringen, wie du deinem Vater aufzuwarten hast.“

Schwerfällig trottete der Alte über den Hof. Seine Füße staken in umfangreichen Bundschuhen, welche das Gehen über den lehmigen, aufgeweichten Boden noch erschwerten. Er näherte sich einem der Ställe, der offen stand. Gottschalk brauchte nur einen Blick hineinzuwerfen, um sich zu überzeugen, daß sich etwas nicht in Ordnung befand. Der eine Stand am Ende des Stalles war leer. Kopfschüttelnd starrte der Bauer dahin — der Rappe fehlte.

„Brigitte! Ekbert! Rolf!“ schrie Gottschalk, während ihm die Zornesader auf der Stirne schwoll.

Eine bejahrte Frau und mehrere Knechte eilten von verschiedenen Seiten herzu und blickten angsterfüllt auf ihren Gebieter. Brigitte war eine Muhme des Bauern und führte die Aufsicht über die Mägde.

Gottschalk behandelte sie sonst gütig und freundschaftlich, heute jedoch fuhr er zornig auf sie los und schrie:

„Was ist das mit dem Rappen, und wo bleibt Clas, der Faulenzer, he? Nennt Ihr das Ordnung und Ehrbarkeit, wenn der Bursche am hellen lichten Tage die Arbeit ruhen läßt und seinem Vergnügen nachläuft?“

Brigitte blickte den Bauer demütig an, spielte verlegen mit dem Zipfel ihrer Schürze und stotterte:

„Was weiß ich, wo Clas steckt? Der Bursche ist alt genug, daß er der Wärterin entraten kann.“

„So,“ höhnte Gottschalk, indem er zornig mit dem Stock, den er in der Faust hielt, in eine Lehmpfütze schlug, so daß das schmutzige Wasser nach allen Seiten spritzte. „Und wer ist es denn gewesen, der dem Jungen den Kopf verdreht und ihn zu allerlei Thorheiten angehalten hat, he?“

„Etwa ich,“ rief Brigitte entrüstet, indem sie, ihre Unschuld beteuernd, die Hände auf die Brust preßte. „Die Jungfrau Maria soll mich bewahren, daß ich Clas etwas anderes beigebracht habe, als was rechtlich und ehrbar ist.“

„Verrückt hast du ihn gemacht, Brigitte,“ schrie Gottschalk außer sich vor Zorn. „Warst du es nicht, die ihn bestimmt hat, sich die Locken lang wachsen zu lassen, so daß sie ihm jetzt bis auf die Schultern fallen? he?“

„Freilich wohl,“ antwortete Brigitte beherzt, „ist er doch nicht der Sohn eines Unfreien, der sein Haupthaar geschoren tragen muß. Er ist der Abkömmling eines uralten, freien Geschlechtes, das vormals in Westfalen ansässig war.“

„Und wer hat ihn geheißen Sporen an die Füße zu thun und sich mit einem seidenen Wams zu schmücken? he? Ich doch nicht, der ich jahraus, jahrein meinen einfachen Zwilchkittel und einen Filzhut trage! Du allein hast's ihm in den Kopf gesetzt, daß er's den Rittern nachthun soll. Darüber vergißt er seine Pflicht, läßt mich im Stich und kümmert sich nicht um Bauernarbeit.“

Die Muhme zuckte die Achseln und wollte sich zurückziehen. Gottschalk aber kam hinter ihr her und rief zornig:

„Bis heute hab' ich mir die Thorheiten schweigend angesehen, ich ließ dem Jungen seine Freude, weil ich nicht glaubte, daß er darüber eine Arbeit vernachlässigen würde. Von jetzt ab aber soll es anders werden. Mit Prügeln werd' ich dem Burschen aufwarten. — Hörst du, mit Prügeln!" setzte er lauter hinzu, indem er den Stock drohend über dem Haupte der Muhme schwang.

Brigitte zog unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern und bemühte sich, der Nähe ihres Vetters zu entkommen. Gottschalk tobte und lärmte weiter, und als die Muhme seinem Gesichtskreis entschwunden war, verriet er nicht üble Lust, seinen Groll an den noch immer demütig dastehenden Knechten auszulassen.

„Was steht Ihr da und gafft?" schrie er sie an, indem er mit dem Stock ziemlich dicht vor ihren Nasen herumfuchtelte. „Ist's jetzt Zeit zu faulenzen? Ist's nicht genug, daß mich der eigene Sohn um die Arbeit bestiehlt? Wollt Ihr mich auch noch betrügen? Fort, fort, Ihr Halunken, an die Arbeit."

Die Knechte stoben so schnell als sie vermochten nach allen Windrichtungen auseinander, und Gottschalk, dem der Ärger die Schweißtropfen auf die Stirn getrieben hatte, wischte sich dieselben mit dem grobleinenen Hemdsärmel ab.

Brummend stolperte er auf dem Hof umher. Die Schweine, die sich in den Pfützen wälzten, erfüllten mit ihrem Grunzen die Luft; dazu gesellte sich das Schnattern der Enten und Gänse und das Gackern der Hühner. Plötzlich ertönte ein neues Geräusch, welches Gottschalk veranlaßte, seinen Rundgang zu unterbrechen und lauschend stehen zu bleiben.

Es klang wie Hufschlag aus der Ferne, der näher und näher kam. Der Bauer schritt dem Hofthor zu, öffnete es und blickte hinaus. Auf der Straße, die von dem gegenüberliegenden, dichtbewaldeten Gebirgszug herabführte, näherten sich mehrere Reiter. Im Schein der Sonne blitzte und funkelte es. Als die Schar näher kam, erkannte Gottschalk an der gepanzerten Kleidung, daß es Ritter waren. Der

Harnasch, d. h. die Rüstung des Leibes, bestand aus dem Halsberg (Leibdecker), einem Kettenpanzerrock mit Ärmeln und einer Kapuze. Die Füße waren durch anliegende Panzerstrümpfe, die Eisenhosen, geschützt, welche bis über die Schenkel hinaufreichten. Der Helm ähnelte einem umgestülpten Topf; er bedeckte, auf den Schultern sitzend, das ganze Haupt. Ein langes, zweischneidiges Schwert baumelte an der Seite herab.

Erschreckt wollte der Bauer das Thor seines Hofes schließen, als mitten aus der bewaffneten Schar heraus eine bekannte Stimme an sein Ohr schlug. Aufmerksam spähte Gottschalk aus, war aber wie vom Blitzstrahl getroffen, als er unter den Rittern seinen Sohn Clas erblickte, welcher, auf dem vermißten Rappen sitzend, stolz auf seinen Vater herabsah.

Verzweifelt schlug Gottschalk die Hände über seinem Haupte zusammen.

„Weh mir!“ rief er laut jammernd aus. „Sie haben mir meinen Sohn entführt!“

Auf das Geschrei des Bauern stürzten wieder die Knechte aus dem Gehöft heraus und eilten an seine Seite, um ihn gegen die Fremden zu schützen. Mit Sensen und Knitteln bewaffnet stellten sie sich vor dem Thore des Bauernhofes auf und blickten kampflustig auf die Ritter, welche dicht vor ihnen ihre Rosse zügelten und sich ihnen in einer Reihe gegenüberstellten.

„Laßt's gut sein, Rolf, Ekbert und Wulfen!“ rief Clas den Knechten zu, indem er mit der Hand seine langen, blonden Locken liebkosend strich und dann über die Schultern fallen ließ. „Ja, seht mich nicht so dumm an, ihr albernes Pack. Was wundert ihr euch, daß ich in Rüstung erscheine? Und Ihr, Vater, was ruft Ihr die Knechte zum Schutz? Ich bin Clas Dude, Euer Sohn, und habe mich aus freien Stücken entschlossen, mit diesen edeln Herren auf die Burg Soneck zu gehen.“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Gottschalks Lippen, und auch die Knechte sahen einander bestürzt an.

„Weißt du auch, was du thun willst?“ barmte der Bauer, die

Hände beschwörend zum Himmel emporstreckend. „Auf der Burg Soneck haust der schreckliche Athalger, der Feind deines Vaters und aller rechtlichen Leute, ein Spitzbube und Räuber, der nicht wert ist, daß ihn die Sonne bescheint!“

Die Ritter stießen Verwünschungen gegen Gottschalk aus; einer gab sogar seinem Roß die Sporen, um ihn niederzureiten, so daß sich der Renner hoch aufbäumte.

Clas Dude wehrte jedoch seinem Genossen und rief dem Vater zu:

„Glaubt Ihr, daß ich gesonnen bin, Euer erbärmliches und schlechtes Leben weiterzuführen? Was habt Ihr denn, was mich verlocken könnte zu bleiben? Ihr sitzt auf dem Felde, in Dörfern, Höfen oder Weilern, ein jeder von dem andern abgeschieden für sich selbst mit seinem Gesinde und Vieh. Eure Häuser sind schlecht von Lehm und Holz gemacht, auf's Erdreich gesetzt und mit Stroh gedeckt. Eure Speise ist schwarzes, trockenes Brot, Haferbrei oder gekochte Erbsen und Linsen. Wasser und Molken sind Euer einziger Trank. Nimmer habt Ihr Ruh. Früh und spät hängt Ihr der Arbeit nach. Ihr müßt das Feld bebauen, müßt säen, die Frucht schneiden und in die Scheuer führen, Holz hacken und Gräben machen. Ein mühselig Volk seid Ihr, erbärmlich ist Euer Dasein!“

„So spricht mein Sohn zu mir!“ schluchzte Gottschalk, indem er die Hände faltete und trostlos zum Himmel emporblickte. „Und was willst du denn jetzt beginnen, Clas, daß du deinen Vater verlässest und mit Fremden ziehst?“

Stolz blähte sich Clas Dude auf und versetzte, auf das Schwert an seiner Seite schlagend:

„Den Rittern will ich's nachthun, Vater. Auf der Jagd werde ich mir Wild erlegen durch Speerwurf unter dem Gekläff der Meute. Die Rinder und Schafe der Bauern treiben wir aus den Ställen und von ihren Weiden in unsere Burg. Den handelnden Juden überfallen wir und berauben ihn seiner Güter. Und beim frohen Zechgelage singen, spielen und tanzen wir, daß es eine Lust ist.“

„Weh mir, daß ich das erleben muß!“ schrie Gottschalk auf. „Habe ich dich nicht immer gut gehalten, du Verblendeter? Habe ich

dir nicht deiner Mutter Erbteil auf Pfund und Heller richtig ausgezahlt? Habe ich dich nicht immer zu ehrlicher Arbeit angehalten und dich gelehrt, was Gottes Wille ist?"

Trotzig warf Clas die Unterlippe auf.

„Schweig, Vater," rief er aus, „nimmer sollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Mist auf deinen Wagen. Meinen langen krausen Locken und meiner glänzenden Rüstung, die mir die Ritter um meiner Mutter Erbteil abgelassen haben, stünde das übel an. Als reisiger Knecht ziehe ich auf die Burg. Ich will ein Ritter werden, denn mich dürstet's, große Thaten zu vollbringen und gefürchtet zu werden von allen, die mir nahen."

„So, du Bube," rief Gottschalk zornflammend aus, „das ist der Lohn für all meine Liebe und Pflege, daß du ein Räuber und Wegelagerer werden willst? — Vorwärts, Ihr Burschen," wandte er sich an die stämmigen Knechte, welche, mit ihren Sensen und Knitteln bewaffnet ihn umstanden, „jagt die Halunken übers Feld zurück auf ihre Burg. Dort mögen sie rauben und morden. Der Boden meines Hofes aber soll nicht von diesen Strauchrittern geschändet werden."

Nach diesen Worten erhob er seinen Stock, holte weit aus und ließ ihn auf den Nacken des Rappen niedersausen, daß dieser sich hoch aufbäumte und Clas alle Mühe hatte, des aufgeregten Tieres Herr zu werden.

Die Knechte, welche sich in der Überzahl befanden, hielten dies für das Zeichen zum Angriff. Sie stürmten gegen die Ritter los und schwangen drohend die Knittel und Sensen über ihren Häuptern. Die Angegriffenen sahen wohl ein, daß sie ihrer geringeren Anzahl wegen den kürzern ziehen würden. Unter lautem Toben und Schreien rissen sie daher ihre Rosse zurück und wandten sich zur Flucht. Blitzschnell jagten die Tiere den Weg zurück, und bald zeigte nur noch eine weiße Staubwolke in der Ferne die Richtung an, in welcher die Schar entflohen war.

Gottschalk Dude verharrte eine geraume Weile in derselben Stellung. Seine Gesichtsfarbe war fahl, das Auge stier, und die Brust hob und senkte sich schwer. Noch kam ihm alles wie ein böser Traum vor.

Er vermochte die Tragweite seines Unglücks noch gar nicht abzusehen. Es war so plötzlich über ihn hereingebrochen, hatte ihn so unerwartet getroffen, daß er sich kaum Rechenschaft über das Vorgefallene zu geben vermochte.

Die Muhme ging scheu um ihn herum. Zwar drängte es sie, den unglücklichen, in all seinen Hoffnungen getäuschten Vater zu trösten und wieder aufzurichten, andererseits aber fürchtete sie den Ausbruch seines gerechten Zornes. Denn im Innersten ihres Herzens vermochte sich Brigitte von dem Vorwurf nicht rein zu waschen, daß sie an der Verblendung des Jünglings einen Teil der Schuld trug. Sie hatte seine Eitelkeit angefacht und war stolz darauf gewesen, daß Claas es den Rittern in Kleidung und Waffen gleich zu thun sich bestrebte. Und der Sohn Gottschalks war ja nicht der einzige, der die väterliche Scholle verließ, um in den Ritterstand aufzustreben. In dieser wilden Zeit trat dem Landmann die Versuchung gar oft nahe. Wie unvollkommen ihm auch höfische Sitte kund wurde, sie übte doch ihren Zauber aus. Das Schönste, was ihm der Spielmann sang, das Glänzendste, was seine Augen erblickten, war Werben um kriegerischen Preis im Kampf und Turnier. Mancher Bauernsohn folgte darum den Lockungen des ritterlichen Glanzes und verließ den Bann der heimischen Feldmark, um auf die Burgen zu ziehen und gleich den Rittern der Jagd, dem Beutezug und kriegerischem Spiele obzuliegen.

Als Gottschalk der Muhme ansichtig wurde, verfinsterten sich seine Züge noch mehr. Er erhob seine derbe Faust, schüttelte sie heftig über seinem Haupte und wankte dann vorwärts — zum Hofe hinaus der Straße nach. Kopfschüttelnd schauten Brigitte und die Knechte hinter ihm drein.

In schleppendem Gang verfolgte der Bauer seinen Weg. Er durchschritt einen schmalen Forst und befand sich bald auf einem Hügel, welcher auf seinem höchsten Punkt ein kleines Gotteshaus trug und weithin in die Runde einen Ausblick gestattete. Das Marienkirchlein, wie die Kapelle vom Volk genannt wurde, war einfach und schmucklos gebaut. Der Burgherr von Hohenfels hatte es errichtet. Das ganze Jahr über sah das Gotteshaus aber niemand von den adligen Herren. Nur Landleute, Prozessionen und Mönche traten dort ein, um vor dem Muttergottesbilde niederzuknieen und Stärkung im Gebet zu suchen.

Das Marienkirchlein war auch Gottschalks Ziel.

Als er barhäuptig in die kleine Kapelle eintrat, fiel sein Blick durch das rückwärtige Fenster auf eine inmitten dunkler Wälder emporragende Burg, deren Zinnen und Türme der Schein der untergehenden Sonne matt vergoldete. Dem biedern Landmann wollte das Herz vor tiefem Weh zerspringen. Das war das Raubnest Soneck, auf welchem sein Sohn nunmehr hausen sollte, losgesagt von seiner Geburtsstätte, von Gott und der Heimat!

Da sank Gottschalk vor dem Heiligenbild nieder und weinte bitterlich.

... Inzwischen war Clas Dude, hoch zu Roß, auf den Burghof Athalgers geführt worden.

Ein wüstes Lärmen und Durcheinandersingen erschallte aus der Trinklaube. Neugierig sah Clas zu den Zechern empor; er erblickte die weingeröteten Gesichter und verglasten Augen wilder, bärtiger Gesellen, welche die schweren, goldgetriebenen Humpen mit unsicherer Hand erhoben und in langen Zügen leerten.

„He, Gesell," hörte er sich von einem der Zecher angerufen, „komm herauf zu uns in die Laube und laß uns einen Willkommbecher leeren!"

Der Sprecher war ein Hüne von Gestalt; brennend rotes Haar umflatterte seinen breiten Schädel, und ein mächtiger bis zum Gürtel reichender, gleichfarbiger Bart verlieh seinem Aussehen etwas Schreckhaftes, zumal auch die breite Nase, der verzogene Mund und die stechenden Augen nicht eben vertrauenerweckend aussahen. Als Clas der Einladung nicht sofort Folge leistete, brüllte der Riese mit Donnerstimme:

„Hör' mal, Gesell! Deine erste Pflicht ist Gehorsam! Und was ich dir gebiete, das thust du auf der Stelle, sonst spaltet dir mein Schwert deinen Bauernschädel, der fast zu schlecht ist für einen Ritterhelm."

Erschreckt gehorchte Clas. Als er neben dem Ritter stand, schmunzelte dieser behaglich, lehnte sich auf seiner Bank zurück und versetzte in ruhigerem Tone:

„Vernimm, Gesell, daß ich Goclo bin, zwar nur ein Dienstmann des Athalger, aber doch gefürchtet von allen Knappen der Burg.

Wenn du den Ritterschild verdienen willst, so kannst du dich an mich wenden. Freilich bin ich kein adliger Herr, der das Recht hat, zum Ritter zu schlagen, aber wir nehmen's hier nicht so genau, und wenn du brav Batzen bei dir hast, so laß sie springen, Gesell, — sind's auch nur eines Bauern Gulden und Heller, so will ich sie dennoch in Zahlung nehmen, du Dorfritter!"

Verlegen blickte Clas vor sich hin.

„Herr," versetzte er stotternd, „alles was ich besaß, gab ich Euern Genossen für ritterliche Kleidung und Ausrüstung. Meine Taschen sind leer, meiner Mutter Erbteil ist draufgegangen."

„Bauerntölpel," schimpfte Goclo, dem jungen Burschen einen Stoß versetzend, daß dieser an die Brüstung der Trinklaube flog und sich die Ellbogen blau schlug.

Verdutzt blickte Clas die Gesellschaft der Zecher an. Als diese sein verwundertes Gesicht sahen, lachten sie laut auf, und der Nachbar Goclos, ein untersetzter, breitschultriger Mann mit struppigem Haupt- und Barthaar, rief dem Bauernsohn zu:

„So wahr ich Eberschütz heiße, du mußt mein Schwertträger und Genoß werden, Gesell. Dein dummes Gesicht zeigt an, daß du mich nie verraten wirst, wenn ich einem andern das Fell über die Ohren ziehe. Komm her und thu einen Zug dieses edeln Trechtlingshauseners. Schau hinab von der Burg, dort unten auf den schönen Weinbergen des Bodenthals ist dieser feine Wein gewachsen."

Während Clas das feurige Naß des Traubensaftes schlürfte, blickte er über den Rand des Bechers hinweg auf die landschaftliche Umgebung der Burg Soneck. Eine herrliche Aussicht bot sich dem Auge des Beschauers. Weithin überblickte man den schönen Rhein, der aber von hier aus nicht als der dahinwallende Strom, sondern wie ein spiegelblanker, von Bergen eingeschlossener See dalag. Inseln, mit Baum und Strauch bedeckt, schwammen in diesem See, aus welchem auf allen Seiten, bald als wilde Felsenmassen, bald am Fuße und an den Seiten mit Reben bepflanzt und oben mit dunklem Hochwalde gekrönt, die Berge hoch emporstiegen. Gerne weilte der Blick von der steilen Höhe von Soneck auf dem schönen Landschaftsbilde.

Spöttisch lächelnd sah Eberschütz den Knappen an.

„So du mein Speerbruder werden und mit mir aus einer Schüssel essen willst," versetzte er, „so mußt du erst noch die Tischzucht lernen, welche dich lehrt, wie du bei Speise und Trank dich verhalten magst. Du sollst während des Trinkens nicht über den Becher sehen und nicht über den Trunk blasen. Am Tische sollst du nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht das Brot beim Schneiden an die Brust stemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die du aus der Schüssel holst, mit einem Löffel oder einer Brotkruste anfassen, welche du vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hast. Niemals sollst du aus der Schüssel trinken, du sollst nicht sprechen, bevor du die Speisen hinabgeschluckt hast, nicht schmatzen und rülpsen, nicht krummsitzen und dich nicht auf die Ellbogen stützen und endlich sollst du die Zähne nicht mit dem Messer stochern.*) Nun merk' dir das, Gesell, und schau zu, wie es die andern treiben."

Claes war es ganz wirr im Kopf geworden. Er mußte wohl ziemlich dumm dreinschauen, denn sein Anblick rief wieder die Lachlust der ganzen Tafelrunde hervor. Bei näherem Hinsehen erkannte Claes übrigens, daß die guten Lehren, die man ihm eben gegeben hatte, von den Rittern selbst durchaus nicht beobachtet wurden; denn ein Teil derselben lag schnarchend auf den Bänken oder dem Fußboden, andere waren rücklings an die Wand gesunken und hielten den geleerten Becher in der Hand. Die ganze Gesellschaft befand sich in dem Zustand höchster Weinseligkeit. Ein Teil der Ritter saß würfelnd beisammen; man lachte, trank, fluchte und tobte.

Als der Abend hereinbrach, wurde die Trinklaube verlassen. Man begab sich in einen geräumigen Saal, in welchem schon Tische und Bänke zurecht gerückt waren. Denn das Zechgelage sollte hier fortgesetzt werden.

Am oberen Ende der Tafel saßen zwei wild dreinblickende Männer.

---

*) Diese Hoflehren — Zuchten — wurden schon im frühesten Mittelalter in Verse gefügt und von den Knappen auswendig gelernt.

Sie befanden sich anscheinend in lebhaftem Gespräch, denn ihre Bewegungen waren heftig, und der eine klopfte sogar des öftern auf den Tisch, um die Wahrheit einer Behauptung zu bekräftigen. In dem allgemeinen Wirrwarr des Singens und Lachens vermochte Clas jedoch kein Wort zu vernehmen. Als er ratlos in dem großen Saal dastand und scheu um sich blickte, fühlte er sich plötzlich am Arm gepackt. Es war Eberschütz, welcher ihn zu dem Paar am Ende der Tafel zerrte und ihm zuraunte:

„Nun führe dich gut, Gesell, denn Athalger ist leicht verletzt, und sein Schwert sitzt lose in der Scheide."

Furchtsam näherte sich Clas Dude dem Gewaltigen. Der Ritter, ein Riese an Gestalt, ein wilder, in Raub und Mord völlig entmenschter Geselle, blickte den Bauernsohn grinsend an, nachdem ihm derselbe seinen Namen genannt hatte.

„Clas Dude heißt du?" rief Athalger. „Nun sage, Gesell, was bringst du uns an Rindern und Schafen deines Vaters? Denn wisse, Gottschalk Dude ist mein Feind. Es ist darum eine große Ehre für dich, wenn ich dich hier als Knappen annehme."

„Herr," antwortete Clas, „mein Vater hat mich von Haus und Hof gejagt, weil ich nach der Burg gehen wollte."

Athalger lachte und rief seinem Nachbar, einem hagern, finster dreinblickenden Manne, zu:

„Höre, Hunold, das wäre ein Spaß, wenn wir dem Alten den Zins für seines Sohnes Ritterschild abjagten!"

„Er ist mir längst ein Dorn im Auge, der alte Bursche!" versetzte der Reichensteiner. „Mit seinen Knechten hält er den Hof besetzt, wie die festeste Burg. Eine Schmach, daß wir des Furchenschneiders noch nicht Herr geworden sind!"

Rauh lachten die Unholde auf, und Eberschütz rief ausgelassen, indem er Clas bei den Schultern packte und mit ihm herumtanzte.

„Hussa! wir jagen den Fuchs aus seiner Höhle! Freu dich, Gesell, denn morgen wird dein Vater, der dich heute von Haus und Hof getrieben, vor dir auf den Knieen liegen und um Gnade winseln."

Entsetzt fuhr Clas zurück und schrie auf:

„Ihr Herren, Barmherzigkeit für meinen alten Vater! Er that Euch nichts, und wenn er mich gekränkt hat, so will ich's ihm vergeben."

Höhnisch lachten die Ritter auf. Eberschütz meinte, auf Clas zeigend:

„Er ist nicht aus dem Holze geschnitzt, um ein großer Mann zu werden, — weichherzige Seele, wehleidig und kraftlos."

Damit versetzte er dem Sohn des Bauern verächtlich einen Stoß. Als der Grobian sich wieder zu seinen Zechgenossen begeben wollte, rief ihm Athalger nach:

„He, Eberschütz, wie steht's mit deinem Freunde Heppenhöfl?"

Der Angerufene blieb stehen und zeigte ein aschfahles, gräßlich verzerrtes Antlitz.

„Was ist's mit Heppenhöfl?" fragte Hunold, einen langen Zug aus dem vor ihm stehenden Humpen thuend. „Heißt so nicht der Meisterschütz im Wisperthal, der bei dem Preisschießen zu Frankfurt im vorigen Jahr die höchsten Wetten gewann?"

Eberschütz schüttelte zornig die Faust über seinem Haupte und rief:

„Von je ward mir der Ruf des besten Schützen gezollt. Kein Kaiser und kein Papst machte mir ihn streitig. Da endlich wagte es der verruchte Heppenhöfl bei dem großen Schießen zu Frankfurt, mich zu übertrumpfen. Nicht daß er nur einmal mich besiegt hätte. Nein, immer wenn er die Armbrust hob, traf sein Pfeil den meinigen, der in der Scheibe geblieben war. Und so genau schlug sein Geschoß ein, daß mein Pfeil gerade in der Mitte zersplitterte. Ich tobte, ich drohte — es half nichts. Mit Schimpf und Schande zog ich ab. Frohlockend rief er hinter mir drein: »Solange mein Auge das Ziel noch sehen kann, solange sollst du mich Meister der Armbrust nennen!« Da kochte in mir das Blut vor Zorn, aber ich konnte ihn nicht züchtigen für seinen Schimpf, da er von Helfern umgeben war. Neulich aber in der Nacht, als mir durch Botschafter die Kunde ward, daß er zum Schießen nach Köln pilgere, da lauerte ich ihm am Fuße der Burg auf und ließ ihn ergreifen."

Eberschütz erhob einen weingefüllten Humpen und leerte ihn auf einen Zug; seine Wangen glühten, sein Mund lallte.

„Und nun will ich's Euch sagen, Ihr Herren," fuhr er fort, während er vom Wein berauscht wankte und sich an der Tafel fest halten mußte, um nicht zu fallen, „unten im Burgverließ schmachtet Heppenhöfl! Ich habe ihn blenden lassen, den Meisterschützen!"

Eberschütz schlug eine rohe Lache auf, die so gräßlich klang, daß selbst dem entmenschten Athalger ein Schauder durch die Seele ging. Am ganzen Körper zitternd und bebend war Clas vor dem schrecklichen Gesellen zurückgewichen. Furchtsam drückte er sich an die Wand. Eberschütz aber schlug sich an die Brust und rief:

„Er stand mit dem Bösen im Bunde, der edle Heppenhöfl! Jetzt muß er sich demütigen, der Bube! — Auf, holt ihn, Ihr Knappen!" wandte er sich an mehrere junge Burschen, welche diensteifrig verschwanden und bald darauf eine hohe Gestalt in den Saal hereinführten. Es war Heppenhöfl, der blinde Meisterschütze.

Ein Schreckensruf ging durch die ganze Versammlung, als er eintrat. Noch vor wenigen Wochen hatte Heppenhöfl das Aussehen eines blühenden, lebensfrischen Mannes gehabt. Heute war sein Bart weiß, bleich und abgehärmt seine Wangen, lichtlos seine Augen. Es war ein Anblick zum Erbarmen.

„Heppenhöfl," lallte Eberschütz höhnend, „dein Auge vermag das Ziel nicht mehr zu sehen, verlangst du immer noch, daß ich dich Meister nenne?"

Hoch aufgerichtet stand der Blinde da. Er erschien nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Sieger.

„Wenn Du das Ziel wärest, Eberschütz," erwiderte Heppenhöfl mit unheimlicher Ruhe, „so brauchte ich dich fürwahr nicht zu sehen. Der Ton deiner verhaßten Stimme würde mir genügen, den Pfeil auf dich zu lenken!"

„Hussa," schrie der Trunkene in ausgelassenem Hohne, daß die Wände schallten, „der Blinde soll seinen Meisterschuß thun!"

Nach diesen Worten taumelte er zum Ende des Saales und trieb die Ritter und Knappen fort, welche dort saßen.

„Triffſt du das Ziel, ſo biſt du frei!“

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Eine allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Anwesenden. Viele stiegen auf Tische und Bänke und schwangen die Humpen in ausgelassener Freude darüber, daß das nun folgende Schauspiel eine Abwechselung in das ewige Einerlei des Zechgelages bringen werde. Andere wieder schoben und drängten die vor ihnen Stehenden, um eine freiere Aussicht zu haben. Endlich verharrte alles still an seinem Platz. Wie eine Mauer festgekeilt umstanden die Ritter den blinden Heppenhöfl, mit Neugier seine bleichen Lippen, die fahlen Wangen und die bebenden Hände musternd.

Athalger ließ Heppenhöfl eine Armbrust in die Hand geben. Knappen legten ihm einen spitzen Pfeil darauf und spannten den Bogen. Der Blinde erhob die Armbrust zitternd und hielt sie kerzengerade von sich. Da schrie Eberschütz vom Ende des Saales her:

„Triffst du das Ziel, so bist du frei!"

In atemloser Spannung verharrten alle. Heppenhöfl drückte ab, man hörte den Pfeil durch die Luft schwirren und vernahm gleich darauf einen markerschütternden Schrei.

In die Brust getroffen sank Eberschütz zu Boden. Eine wilde Aufregung bemächtigte sich der Anwesenden. Alle stürzten auf den am Boden liegenden Ritter zu und beugten sich über ihn, um wahrzunehmen, ob alles Leben aus ihm entflohen sei.

Noch einmal öffnete Eberschütz die Lippen und brachte mühsam die Worte hervor: „Heppenhöfl ist frei!" Dann verzerrten sich seine Gesichtszüge, und der gottlose Lästerer hatte sein Leben ausgehaucht.

Clas war vor Entsetzen in die Kniee gesunken. Er wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, daß er die Leiche des Ritters erblicken könnte.

Heppenhöfl stand noch immer hochaufgerichtet da. Schweigend hatte er die Kunde von seinem Meisterschuß vernommen. Athalger erhob sich finstern Angesichts und rief:

„Du bist frei, Heppenhöfl! Gesellen mögen dich geleiten!"

Der Blinde atmete tief auf und ließ sich willenlos von den Knappen fortführen.

Clas Dude schloß sich dem Trupp an. Draußen auf dem Burg-

hof trat er in den Schatten einer Mauer und lehnte sich auf einen Vorsprung, das Haupt aufgestützt und den Blick auf das friedliche Thal gerichtet, das vor ihm ausgebreitet lag. Mitten aus den Wäldern tauchte das Marienkirchlein vor seinen Augen auf. Es war ihm wie ein Gruß aus der Heimat. Kam es ihm doch so vor, als ob schon lange Wochen zwischen dem Verlassen der heimatlichen Feldmark und der jetzigen Stunde lägen. So viel Schreckliches hatte er in der kurzen Zeit erlebt.

Er gedachte mit Schauder der Unholde, die drinnen in der Burg schon wieder zu lachen und zu singen begannen. Wenn sie ihre Drohung wahr machten und seinen armen Vater beraubten oder ihm gar dasselbe schreckliche Schicksal wie dem unglücklichen Heppenhöfl bereiteten? Claus wußte jetzt wohl, daß diesen entmenschten Gesellen kein Herz, kein Gewissen in der Brust schlug. Vor seinem geistigen Auge tauchte das ernste Antlitz seines Vaters auf, dessen strengen Blick er stets gefürchtet hatte. Jetzt erst erkannte er, wie tief in seinem Herzen die Liebe zu dem alten Manne wurzelte. Denn der Gedanke, daß es ihm vielleicht durch die grausame Unerbittlichkeit der Ritter unmöglich gemacht werde, den ernsten, aber doch so treuen Blick des Vaters wieder zu sehen, machte ihn in seinem Innersten erbeben. In seiner Angst streckte er die Hände nach dem Marienkirchlein aus und erflehte den Beistand der Heiligen für seinen armen Vater.

In demselben Augenblick aber schaute Gottschalk Dude nach der Burg Soneck empor und gedachte in wehmütigem Schmerz des verlorenen Sohnes.

## Viertes Kapitel.

### Die Brüder der Hütte.

Im Kreuzgang des Mariengarten-Kloſters zu Köln wandelte ein junger Mann unſtät auf und nieder. Er trug die Kleidung eines Laienbruders der Bauhütte, beſtehend aus einer kurzen, dunkelgrauen Kutte, welche zu beiden Seiten aufgeſchnitten war, einem Kragen mit Kapuze und einem ledernen Gürtel um den Leib, über den ein ſchwarzes Skapulier herabfiel; die Bein- und Fußbekleidung war von Leder.

Der junge Mann hatte ſich anſcheinend von der Arbeit entfernt, denn an ſeinem Gürtel hingen Hammer und Meißel. Von Zeit zu Zeit blickte er unruhig nach einer Ecke des Kreuzganges, an welcher eine Leuchte angebracht war, um den Eingang in den Chor zu erhellen.

Der Kreuzgang beſtand aus einem gedeckten Raum, welcher unter den vier Flügeln des Hauſes der Chorherren hinlief und in ſeiner Mitte einen Garten umſchloß, der zugleich als Kirchhof diente. In den Gebäuden ſelbſt waren die Wohnungen und Schlafzimmer der Domherren, die Speiſe- und Kapitelſtuben, die Bibliotheken und die Küche. Im Kreuzgang fanden bei ſchlechtem Wetter die Prozeſſionen ſtatt. Seine Wände waren mit Bildern aus der bibliſchen Geſchichte geſchmückt.

„Meiſter Hildebrand!“ rief plötzlich der einſam Wandelnde aus, auf einen würdigen, ernſt dreinblickenden Mann zuſchreitend, welcher ſoeben im Eingang des Kreuzgangs erſchien. „Iſt mein Geſuch befürwortet worden? Darf ich bei meinem Vater bleiben?“

„Es iſt unmöglich,“ antwortete bedauernd der Angeredete. „Du weißt, daß wir Mitglieder der Bauhütte den Befehlen des Biſchofs, Abts oder Probſtes unweigerlich Folge leiſten müſſen. Selbſt ich als

Baumeiſter muß mich fügen. Da nun der Gottesjunker, der älteſte Domherr unſeres Stifts, als Vertreter des abweſenden Abts, gebietet, daß wir Köln verlaſſen, um anderswo am Rhein, zu Bingen und zu Mainz, Bauten auszuführen, ſo müſſen wir gehorſam dem Befehl nachkommen. Iſt denn dein Verbleiben hier in der Stadt ſo dringend von nöten, Werner Tiedemann?"

Der Gefragte nickte lebhaft.

„Ihr kennt das Unglück, Meiſter Hildebrand, das meinen Vater betroffen," verſetzte er nach einer Weile. „Hilflos und gebrochen ſitzt der greiſe Mann in ſeinem Heim. Eine männliche Stütze thut ihm ſo not. Nun befiehlt der Domherr, daß ich gen Mainz ziehe, und ich muß den Vater in ſeinem Kummer verlaſſen. — Wäre ich doch nie, niemals auf den Gedanken verfallen, das Bauhandwerk zu ergreifen. Ein Sklave bin ich nun, unfrei in meinen Gedanken, in meinen Thaten."

„So kannſt du zu deinem alten Lehrer reden?" fragte der Baumeiſter bekümmert. „Habe ich dir nicht oft verſichert, daß ich große Hoffnungen auf dich ſetze, daß du vom Himmel mit beſonderem Talent begabt biſt — und nun lohnſt du mir mit ſolchem Undank!"

„Verzeiht, verzeiht, Meiſter Hildebrand," rief Werner aus, ſeinen Meiſter ſtürmiſch umarmend, „glaubt nicht, daß ich das Göttliche unſerer Kunſt nicht faſſen und begreifen kann! Wenn ich oftmals allein in einem Tempel ſtehe, hinten im Chor, das Geſicht gegen das Schiff gewendet: dieſe gewaltigen Säulen ſcheinen mein Gebet emportragen zu wollen zum ewigen Vater, mit Jakob möchte ich ausrufen: Hier iſt nichts anderes denn Gottes Haus, hier iſt die Stätte des Himmels. In dieſen gewaltigen Räumen, wo der Geiſt die Gegenwart ſeines Gottes ahnt, verſinkt jede menſchliche Größe, und dem gewaltigen Eindruck weichend fühlen ſich alle gleich; und ob auch der Künſtler, der dies Gewaltige ſchuf, längſt zu Staub zerfallen iſt, gewiß, im Augenblick ſeines kühnen Entwurfs war er der Gottheit näher, als ſonſt, und in der Ausführung ſeines erhabenen Gedankens hat er der Nachwelt alles hinterlaſſen, was nur immer ein reichbegabter Menſch ſeiner und allen folgenden Zeiten geben kann!"

„Nun ſprichſt du wieder wie mein gelehriger, kunſtbegeiſterter

Schüler!“ rief Hildebrand erfreut. „Was wäre aber auch aus unserer Kunst geworden, wenn nicht zu allen Zeiten schaffensfreudige Jünger sie gepflegt und heilig gehalten hätten? Schien es doch, als nach dem Untergange Roms die Völker mit der Hand am Schwerte einander gegenüberstanden, in verheerenden Schlachten einander ihre Rechte beweisend, daß der Kunst letzte Tage gekommen seien. Aber da erstand der verscheuchten Himmelstochter Schutz und Schirm in den Klöstern und Stiften. In stiller und eifriger Arbeit sammelten die Mönche alles, was gerettet werden konnte, und bildeten die Kunst in ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit immer weiter aus. Später, als die Zeiten ruhiger wurden, riefen die gelehrten und thätigen Mönche die nach allen Richtungen zerstreuten Bauleute zusammen, vereinigten sie in Baubrüderschaften und unterstützten sie mit Rat und That. Die Baukunst sah nun glänzende Tage. Überall regte sich ein freudiger Schaffungsdrang. Großartige Kirchen und Klostergebäude entstanden, und so groß ward die Nachfrage um geschickte Baumeister und Steinmetzen, daß fast alle Mönche die Baukunst erlernten und eine Menge von Schülern heranbildeten. Und sieh: so entstanden unsere Bauhütten und Baubrüderschaften — gemeinsames Arbeiten und Streben ist ihr Haupterfordernis, brüderliche Eintracht, Zusammenwirken aller Kräfte und sorgfältige Ausführung des Aufgegebenen bedingen das Gelingen des Ganzen; und darum wirst du auch bei uns bleiben und deiner Kunst getreulich weiter dienen!“

Werner schlug ein in die dargebotene Hand des Baumeisters, welcher mit Überzeugungskraft und großer Wärme gesprochen hatte, und verfolgte mit ihm den Weg zur Arbeitsstätte, wenn auch schweren Herzens entschlossen, dem Befehl der Bauhütte zu entsprechen.

Diese Baubrüderschaften erfreuten sich der besondern Gunst der Päpste. Mehrere Bullen versahen sie mit gewissen Freiheiten und Rechten, woher wahrscheinlich die Benennung „freie Maurer“ oder Freimaurer entstanden ist. Viele geheime Zeichen, welche die alten Baubrüderschaften besaßen, um ein Bekanntwerden ihrer Wissenschaft zu verhüten, erhielten sich bis auf den heutigen Tag in den „Freimaurer-Logen“. Letztere haben jedoch mit der alten Bauhütte wenig

mehr als die äußern Formen gemein, wenn auch ihre Gründung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts an die Baubrüderschaften anknüpfte.

Unter den Baugenossen herrschte eine fast militärische Zucht. Dieselbe war unbedingt erforderlich, da die Baubrüder von einem Lande zum andern reisten, wohin sie eben, um Kirchen und Klöster zu bauen, berufen wurden. Wo sie sich eines Baues wegen niederließen, schlugen sie in der Nähe desselben ihr Lager — ihre Hütte (englisch: lodges, daher Loge) — auf. Die Arbeiter waren Laien; je zehn bis zwölf derselben wurden von einem Mönch, dem Palier,*) beaufsichtigt.

Im römischen Reich bestanden vier Haupthütten: Straßburg, Wien, Zürich und Köln. Dieselben hatten ihre genau abgegrenzten Gebiete und standen unter der Obhut der Bischöfe. Mit ängstlicher Sorgfalt waren diese geweihten Baumeister darauf bedacht, daß die gottgefälligste aller Künste nicht weltlichen Händen anvertraut wurde. Fast bis zur letzten Hälfte des Mittelalters waren die Klöster allein im Besitze der Baukunst.

Diesen Bischöfen und Äbten lag es ob, wenn irgend ein Bau unternommen werden sollte, den Baumeister zu bestimmen, der mit dem Werke betraut wurde. Dieser wählte die nötige Anzahl Poliere und Gesellen und hielt ihnen, bevor sie ans Werk schritten, einen Vortrag über die Art der Ausführung. Jedem einzelnen wies er seinen Wirkungskreis an und schärfte ihm seine Pflichten aufs dringendste ein. Er kannte alle Mitglieder seiner Hütte, ihre sittlichen Eigenschaften und künstlerischen Fähigkeiten; darum vermochte er auch jeden an den ihm gebührenden Platz zu stellen. Die Gesellen, Lehrlinge und Handlanger standen unter seiner genauen Aufsicht. Die Gesetze und Bestimmungen über ihre Aufnahme und ihr Anlernen waren genau bestimmt. Die jungen Arbeiter hatten eine vortreffliche Schule. Sie lernten zeichnen und modellieren, in Thon und Alabaster sowohl, als auch in Gips. Der Baumeister unterzog die einzeln von den Schülern modellierten Teile, ein Stück des Schiffes oder des Gewölbes oder den Chor, oder was die Probearbeit immer sein mochte, der schärfsten Prüfung.

---

*) Palier von parlir, der Sprecher, welcher beim Richtfest die Rede hielt. Daraus entstand unser heutiges „Polier".

Wer von den Schülern vermöge seiner Leistungsfähigkeit in die Brüderschaft aufgenommen worden war, den machte man mit den geheimen Zeichen vertraut, an welchen sich die Genossen aller Bauhütten Deutschlands erkannten, und übergab ihm den sogenannten „Hütten-Katechismus". Dieses Buch enthielt alles, was ein echter Maurer wissen mußte.

Die Gesellen und Arbeiter hatten ein gutes Auskommen. Außer ihrem täglichen Verdienst bot sich ihnen für die Tage ihres kraftlosen Alters die Aussicht, in den großartig beschenkten Spitälern, welche ihnen offen standen, sorgsame Aufnahme zu finden.

So vereinigte fast sämtliche Bauleute das Band des Friedens und der Zufriedenheit. Die musterhafteste Ordnung herrschte unter den Arbeitern. Eine besondere Weihe verlieh ihnen und ihren Werken die religiöse Begeisterung, mit welcher sich eine bewundernswerte Arbeitsamkeit paarte. Auch die kleinsten Bauteile wurden mit einer Feinheit ausgearbeitet, daß man kaum begreift, wie dies in dem spröden Stein möglich war. Und in all diesen zarten Formen prägte sich ebensowohl wie in den gewaltigsten Massen derselbe Geist, dieselbe begeisterte Schöpfungskraft aus.

. . . Auf der Arbeitsstätte der Bauhütte zu Köln herrschte ein reges Leben. Steinmetzen, Poliere und Bauleute liefen geschäftig durcheinander. Man war mit den Aufräumungsarbeiten beschäftigt. Noch am heutigen Tage sollte der Marsch nach dem neuen Bestimmungsort angetreten werden.

Als Werner Tiedemann auf den Bauplatz zurückkehrte, umringten ihn mehrere der Genossen, um ihn nach dem Erfolg seiner Bitte zu fragen.

„Tröste dich, Freund," versetzte einer derselben, nachdem Werner berichtet hatte, ihm sanft auf die Schulter klopfend, „unser Leben ist nun einmal ein wechselvolles, wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen."

„Du hast gut reden, Gilg Grassenberger," antwortete Werner, „aber wenn du dich an meiner Stelle befändest, so drückte dir die Trennung vom Vaterhause gleichfalls das Herz ab."

Ein höhnisches Gelächter störte die Genossen in ihrer Unterredung. Werner wandte sich um und erblickte einen gleichfalls dem Bauhandwerk angehörenden jungen Mann, welcher auf einem Haufen Steine saß und spöttisch vor sich hinblickte.

„Es ziert dich nicht, Jürgen Sellentin," rief ihm Werner zu, „daß du dich lustig über mich machst. Du warst ohnehin der einzige, welcher kein Wort des Trostes für mich hatte, als die Kunde von dem Unglück meines Vaters zu uns drang."

„Bin ich dazu verpflichtet?" antwortete Jürgen spöttisch. „Wenn's mich nun gefreut hätte, daß dein Vater gehörig gerupft worden ist?"

Werner wollte aufbrausen, bezwang sich jedoch und wandte sich von dem Genossen ab. Gilg Grassenberger aber erhob drohend die Faust mit dem Hammer und rief:

„Hüte deine Zunge, Freundchen, sonst könnt' ich dir einmal ein Steinmetzzeichen auf der Wange aushauen, das du ewig mit dir herumträgst."

Wütend sprang Jürgen von seinem Sitz auf und stürmte auf den Sprecher los.

„Du drohst mir?" rief er aus, indem er dem Genossen, der noch immer in der erhobenen Faust den Hammer festhielt, das Werkzeug aus der Hand schlug. „Wer giebt dir ein Recht dazu? Ich hasse Werner Tiedemann und gestehe dies offen ein. Weshalb sollte ich Schmerz heucheln über seines Vaters Unglück? Ihr mögt mich ja auch alle nicht und stoßt mich von Euch zurück."

„Den Grund dafür will ich dir mitteilen, Jürgen," versetzte Gilg. „Du neidest deinen Genossen die Erfolge. Wird ein anderer belobt, so ärgert es dich. Andererseits bist du selbst aber unthätig und ziehst dir häufig Tadel zu. Das hat deinen Mißmut angefacht, und darum hassest du auch Werner Tiedemann."

Jürgen wandte der Schar den Rücken, ärgerlich darüber, daß man ihn durchschaut hatte.

Werner trat leise neben den feindlichen Genossen, hielt ihm treuherzig die Hand hin und sagte bittend:

„Schlag ein, Jürgen, ich mag dir nicht zürnen deiner bösen Worte

wegen. Ich will versuchen, sie zu vergessen. Warum hassest du mich — ich that dir ja nichts zuleide!"

„Gerade du bist mir unausstehlich," rief Jürgen zornig aus, Werners dargebotene Rechte zurückstoßend, „immer bist du es, der mir vorgezogen wird. Meister Hildebrand besonders will mir nicht wohl. Darum hasse und verabscheue ich dich, Werner, und mag mit dir keine Gemeinschaft haben."

Kopfschüttelnd blickte Werner dem Genossen nach. Er vermochte sich dessen sonderbare Abneigung nicht zu erklären. Der Arbeitsstätte den Rücken wendend, begab er sich, die Vogilostraße verfolgend, nach dem alten Markt, an welchem das Handelshaus seines Vaters lag. Das Innere desselben war mit kostbarem Schnitzwerk, mit bunten Teppichen und zierlichen, schön bemalten Glasfenstern ausgeschmückt. Diejenigen Zimmer, welche zum Aufenthalt im Winter dienten, hatte man mit Holz getäfelt. In einem derselben befand sich sogar ein Stubenofen, ein Gerät, welches in den alten Bürgerhäusern noch eine Seltenheit war. Er bestand aus buntfarbig glasierten Kacheln und hatte an seinen Seiten bequeme Sitze, die als Ehrenplätze dienten. Für den Sommeraufenthalt war eine geräumige, luftige Stube vorhanden, in welcher viele ausländische Vögel gehalten wurden.

Das große Gebäude lag wie ausgestorben da, die Arbeitsstuben, Gewölbe und Warenniederlagen im Erdgeschoß des Hauses waren leer, und der Tritt eines menschlichen Wesens rief mehrfachen Widerhall an den Wänden der Gänge hervor.

Werner öffnete die Thüre des großen Gastzimmers, das im ersten Stockwerk mit dem Ausblick nach dem Markte gelegen war.

Eine stattliche Versammlung befand sich in dem Gemach; dasselbe machte mit seinem ausgebauten Erker in der schönen Täfelung der Wände einen behaglichen Eindruck. In einer Ecke der Stube saß Rotger Tiedemann, welcher erst am vorhergegangenen Abend von seiner unglückseligen Reise zurückgekehrt war. Eine bejahrte Frau mit freundlichem Antlitz und großen, im Augenblick freilich trübe blickenden Augen stand neben dem Hausherrn, mit milder Stimme ihm Trost zusprechend. Der Gewaltrichter in seiner Amtstracht befand sich unter den übrigen

Anwesenden und fertigte soeben eine Urkunde aus, nach welcher Schiff und Stätteplatz, Haus und Hof Tiedemanns an dessen Gläubiger fielen. Es war eine schwere Aufgabe für den Ratsbeamten, seine Pflicht zu erfüllen. Seufzend und hin und wieder ein Wort des Bedauerns in den Bart brummend waltete er seines Amtes. Als er dem Handelsherrn die Urkunde zur Durchsicht überreichte, überflog sie dieser mit leisem Zittern des weißen Hauptes. Dann bestätigte er dem Gewaltrichter die Richtigkeit, und dieser entfernte sich mit den Gläubigern und Guthabern.

Ein dumpfes, schwüles Schweigen trat in dem Gemach ein, nur zeitweise unterbrochen durch das Schluchzen des alten Ehepaars. Werner mußte gewaltsam an sich halten, um von Schmerz nicht überwältigt zu werden. Endlich aber raffte sich Frau Hadwig, die Gattin Tiedemanns, auf.

„Genug der Thränen!“ rief sie fest und bestimmt, die feuchten Augen trocknend. „Was bist du heute weniger, als früher, Rotger? Versündigen wir uns nicht am Himmel durch übergroße Klagen um entschwundenes irdisches Gut. Galtest du nicht immer für einen Fürsten unter den Kaufleuten? Das Ansehen, das du genossen hast, wird man dir nicht rauben. Im Gegenteil, konntest du früher nicht im Rat sitzen, da du einen großen Teil des Jahres auf Reisen zubrachtest, so wirst du jetzt mehr unter die Seßhaften und Bürgerlichen zählen. Deine Erfahrung wird der Stadt in gefährlicher Zeit unentbehrlich sein.“

Kopfschüttelnd wehrte Tiedemann den Trost der Gattin ab.

„Du überschätzest das Ansehen des Kaufmanns in unserer Zeit!“ versetzte er, und fuhr, zu Werner gewendet, fort: „Danke deinem Schicksal, das dich nicht zum Krämer bestimmte! Er kann seinen Beruf nur in des Königs Frieden nachgehen; er bedarf des Schutzes. In fremdem Lande ist er rechtlos. Der große Kaufmann wie der heimatlose Händler haben nur das Marktrecht. Man kennt das Heimwesen des Händlers nicht und nennt ihn neben dem Juden und dem fahrenden Manne.“

„Und doch,“ fiel Frau Hadwig ein, „ist derselbe Mann an Wissen und Erfahrung reich; Fürsten und Bischöfe vermag er zu belehren. Er weiß von Sprache, Recht und Sitte der fremden Völker zu erzählen.

Andächtig lauscht jedermann seinen Berichten, der Hochgeborene sowohl, als auch der wilde Reiter in einsamer Herberge. In vielen Gefahren erprobt, ist er zäh und gewandt, ausdauernd und unverzagt. Man bewundert die Schätze, die er mit sich führt, und betrachtet staunend die seltenen Kostbarkeiten, die er aus der Fremde ins Heimatland bringt. Ehre darum dem Kaufmannsstand, Rotger! Es werden schon Zeiten kommen, da Recht und Sicherheit in unserm Land zu Hause sind. Bis dahin laß uns weiterstreben. Beginne noch einmal von vorn. Dein Fleiß wird wieder die Truhen und Kisten füllen."

Tiedemann erhob sich aus seiner gebeugten Stellung. Die ermunternden Worte seiner Gattin richteten ihn auf. „Je nun — so dann," sagte er schlicht und ruhig, „so fangen wir von vorn an!" Damit ergriff er die Hände von Gattin und Sohn und drückte sie herzhaft.

Das Bewußtsein, daß der Vater sich gelassen in das Unvermeidliche des herben Schicksals fügte, erleichterte Werner den Abschied. Zwar flossen die Thränen aller drei reichlich; doch eins versuchte das andere zu trösten und aufzuheitern. Als Werner den Fuß wieder auf die Straße setzte, war es ihm ganz leicht ums Herz, und er begab sich raschen Schrittes nach dem gemeinsamen Wohnhause der Baugenossen, um sein Bündel zu schnüren.

Eine Stunde später befand sich der Zug der Bauhütte unterwegs auf dem sogenannten Pilgerpfade, dem Wege, welcher am linken Rheinufer entlang führte.

Die Schar reiste unter Führung ihres Oberen, des Baumeisters Hildebrand. Alle waren bewaffnet; denn dies erschien zu jener Zeit notwendig und unerläßlich, trotzdem Leute dieses Schlages, an schwere, anstrengende Arbeiten gewöhnt, wenig zu fürchten hatten, um so weniger, als sie stets in zahlreicher Gesellschaft zogen.

In der Mitte des Zuges gingen die Maultiere und die Packpferde, welche Lebensmittel, aber auch das sämtliche Handwerkszeug trugen. Dieser Teil der Karawane stand unter Leitung der Oblaten*), welche

*) Oblati waren in der Regel Knaben von 9—10 Jahren, welche von ihren Eltern Mönchsklöstern geweiht, daselbst unterrichtet und gebildet und, wenn sie in reifere Jahre gekommen, den Ordensgemeinden einverleibt wurden, vorausgesetzt

beim Bauwesen angestellt waren. Sie durften in weltlicher Kleidung gehen, die aber im Schnitt von jener der Laien nur wenig abwich; es fehlte die Mozetta und das Skapulier. Ihre Röcke bestanden aus Wollenzeug von verschiedenen Farben. Die eigentlichen Bauleute, Mönche und Laienbrüder, hatten Strohhüte als Kopfbekleidung. Einige der Strengsten trugen Sandalen mit Lederriemen am Fuß befestigt; alle aber führten einen ledernen Sack mit sich, der das Notwendigste für die Wanderschaft enthielt.

Selbst auf der Reise waren die Mitglieder der Baugenossenschaft auf ihre Weiterbildung bedacht. Wer nur irgend Talent oder besondere Lust zu seiner Kunst verspürte, der durfte jederzeit der Unterstützung seiner Vorgesetzten gewiß sein. Mündlicher Unterricht sowohl, als auch die herrlichen Klosterbibliotheken förderten das Streben der Bauleute. Gastlich öffneten sich der reisenden Bauhütte alle Stifte und Klöster. Sogar in fremden Ländern, wohin die Genossenschaft dann und wann zur Ausführung von Kirchen und Klöstern berufen wurde, fanden die Baubrüder Herberge und Unterhalt bei den Mönchen aller Orden.

Das „heilige" Köln, wie die altehrwürdige Stadt wegen ihrer Reliquienschätze, wegen ihres durch Märtyrerblut geheiligten Bodens und wegen des großen Reichtums an herrlichen Gotteshäusern genannt wurde, lag im Rücken der Wanderer.

Wenngleich das Reisen ob der schlechten Wege ein recht beschwerliches war, so entschädigten doch oftmals die wunderbaren Landschaftsbilder, welche sich den Augen der Wanderer darboten, und ließen die schlechte Verpflegung und das harte Nachtlager vergessen, die die Wegmüden des Abends erwarteten. Waren sie einmal nicht auf die elende Herberge der Landstraße angewiesen, sondern öffnete sich ihnen eine Abtei oder ein Stift, so zehrten sie noch am folgenden Tage von der Erinnerung an die genossenen Herrlichkeiten. Auch die Abtei Siegburg, welche sich auf stolzer Höhe dort erhob, wo sich auf dem rechten Rheinufer die Sieg aus ihren wilden Bergen windet, um sich in die Arme des alten Rheins zu werfen, hatte die Bauleute gastlich aufgenommen.

---

nämlich, daß sie Neigung und Fähigkeit dazu hatten. (Siehe des Verfassers „Sieg des Kreuzes", Bd. III, betitelt: Zwei Streiter des Herrn.)

Dann war es weiter nach Bonn gegangen; das Rheinthal verengerte sich, das Siebengebirge, Rolandseck, Nonnenwert lag vor den Wanderern. Die Landschaft wurde immer wechselvoller. Mit den Krümmungen des Stromes kamen und verschwanden die schönsten und mannigfaltigsten Bilder der Natur wie durch Zauber; wenn sich eine Aussicht von rückwärts verschloß, that sich eine andere im Vordergrunde auf. Oft ward das Bett des Rheines eng und tief, sein Ufer grausig und wild. Die verschiedene Gestalt und Farbe seiner Berge und Felsen, das Drehen und Wenden seines Laufes, die vielen Wirbel und Klippen über und unter seiner Oberfläche, die wundervoll wechselnde Beleuchtung durch einfallende Lichter und Schatten machten diesen Teil des Rheinthales zu einem wahren Feenlande.

Gar drohend und finster ragten aber über den Häuptern der friedlich Dahinziehenden viele schroffe Felskegel gen Himmel, deren Kuppen mit festen Burgen besetzt waren. Manchmal schlug dem Wanderer das Herz hörbar, wenn an einem Waldesrand eine Schar gewappneter Reiter auftauchte; blühte doch gerade in jenen Gegenden, welche die Kölner Bauhütte durchziehen mußte, die Buschklepperei, das ritterliche Raub- und Straßenräuberwesen, frisch empor. Ängstlich blickte man zu der berüchtigten Burg Rheinfels, die der räuberische Graf Dieter von Katzenellenbogen vor kaum zehn Jahren erbaut hatte, hinauf. Eines geheimen Schauders konnten sich die Wanderer nicht erwehren, als sie zu der in der Nachbarschaft der Ritterburg belegenen Lorelei kamen. Der gewaltige Felsen erhob sich zu einer stolzen Höhe, und sein Fuß ruhte weit unter dem Spiegel des Rheines, der hier seine größte Tiefe hat. Die Stelle mit der ganzen Umgebung trug den Ausdruck des Wilden, Schauerlichen, Geheimnisvollen. Flüsternd erzählten die von der unheimlichen Gewalt der Natur Ergriffenen einander die Sagen, welche über die Lei*) der süßen Gesangszauberin Lore im Schwange waren.

*) Mit dem Worte Lei bezeichnet man am Mittelrhein einen Schieferstein; so z. B. nennt man dort die Schiefertafeln der Kinder Leien. Da nun überhaupt das Gestein von Bingen bis zum Siebengebirge hin dem Schiefer angehört, so nennt der Schiffer jeden aus den Wasser emporragenden Felsen Lei = Berg.

Eines Abends rasteten die Wanderer in einer kleinen, armseligen Herberge, die an der Landstraße lag. Man hatte gehofft, noch vor der Dämmerung das Kloster Rupertsberg zu erreichen, welches gegenüber von Bingen lag, mußte aber mit Rücksicht auf die übergroße Ermüdung der jugendlichen Oblaten von dem Plane abstehen.

Die übliche Gebetsverrichtung der gesamten Bauhütte war beendet. Nach Absingung des „Ave Maria“ verfügten sich die Mönche und Laienbrüder zu ihren Lagerstätten, und auch Werner war eben im Begriff, die kleine Scheune aufzusuchen, in der er sich eine Streu aufgeschüttet hatte, als ihn ein seltsames Ereignis abhielt, sich zur Ruhe zu begeben.

Wie er nämlich über den engen, winkeligen Hof der Herberge schritt, welchen von drei Seiten die Stall- und Scheunengebäude einfaßten, vernahm er von dem an den Hof anstoßenden, ziemlich ausgedehnten Gemüsegarten her ein verdächtiges Flüstern zweier Männerstimmen. Da das Handwerkszeug, welches die Bauhütte mit sich führte, einen ziemlichen Wert darstellte, so fürchtete Werner, irgend welches Gesindel könnte es vielleicht auf eine nächtliche Beraubung abgesehen haben; er blieb daher stehen und lauschte.

„Es war ein guter Fang, Freund, und ich bin dir dankbar für deine Dienste,“ hörte Werner eine etwas gepreßt klingende Männerstimme sagen. „Der Alte war zäh, und seine Knechte wehrten sich tapfer. Hätten wir nicht durch dich erfahren, mit wie starker Mannschaft der Krämer den Rhein zu Berg kam, so wäre er uns entkommen, und wir hätten das Nachsehen gehabt.“

Werner vermochte sich die geheimnisvollen Reden nicht zu deuten und kroch, sich auf die Kniee niederlassend, langsam und vorsichtig vorwärts, um durch den Zaun des Gartens den Sprecher erkennen zu können.

Der Mond stand im ersten Viertel am Himmel; die Gestalten hoben sich in dem matten Schimmer nur in dunkeln Umrissen ab. Erschreckt fuhr Werner aber zusammen, als jetzt der andere das Wort ergriff und der Lauscher die Stimme seines Genossen Jürgen Sellentin erkannte.

„Es ist doch kein Horcher in der Nähe?“ gab Jürgen dem andern zu bedenken, als er das Geräusch vernahm, welches die unvorsichtige Bewegung Werners hervorgerufen hatte. „Nimm dich in acht, Nacke

Vollmers, ein Mondstrahl trifft dich und kann uns verraten. Komm näher zu mir her."

Der Lauscher vernahm, daß sich der also Aufgeforderte niederkauerte und dicht an seinen Gefährten heranrückte.

„Ich konnte dir um so leichter alles verraten," versetzte jetzt Jürgen Sellentin, „als doch ein Sohn des alten Fuchses, der hochnäsige Werner, in unserer Hütte verweilt, der seinen Freunden gegenüber kein Hehl aus den Veranstaltungen seines Vaters und dessen Vorsichtsmaßregeln machte. Ich wußte mich in seiner Nähe zu halten und erfuhr so alles, was du begehrtest. Wie steht's denn mit meinem Lohn, Freund? Ich weiß, es war ein guter Fang, denn der alte Tiedemann, der früher der reichste Handelsherr war, ist als Bettler von seiner Reise zurückgekommen."

Der andere lachte hämisch.

„Ja, ja, ja," versetzte er darauf, „nun wird der junge Siegfried, der Walpods Tochter heimzuführen gedenkt, wohl endlich den Ton des großen Herrn aufgeben."

„Waren denn Hunold und Athalger zufrieden mit ihrer Beute?" fragte Jürgen.

„Gewiß," antwortete Nacke Vollmers, „sie senden dir durch mich ein reiches Geldgeschenk. Du sollst ihnen wieder nützlich sein, wenn du etwas auszukundschaften vermagst, darum ist es ziemlich hoch bemessen. Hier nimm deinen Lohn."

Werner vernahm das Rollen von Goldstücken. Er war wie gelähmt vor Entsetzen über den schändlichen Verrat, den sein Genosse an ihm und dem greisen Vater verübt hatte. Kaum vermochte er an sich zu halten, um nicht endlich, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, auf den Buben und seinen Helfershelfer loszustürzen, sie für ihre Schandthat zu züchtigen.

Jürgen hatte das Geld eingesteckt und fragte nunmehr:

„Was sagten die zu Mainz über den Überfall des alten Tiedemann?"

Nacke Vollmers lachte mit seiner heiseren Stimme laut auf.

„Sie wollen sich rächen," sagte er höhnisch. „Laß sie nur kommen, die Feiglinge, ich werde unsere Freunde schon warnen."

„Was planen sie also?“ fragte Jürgen Sellentin.

„Sie wollen einen Bund der Städte gründen,“ versetzte der andere. „Walpod steht an der Spitze des Unternehmens. Vereint wollen sie gegen die Ritter ziehen, wollen gegen die uneinnehmbaren Burgen kämpfen. Ist das nicht Wahnwitz?“

„Einigkeit macht stark,“ gab Jürgen zu bedenken. „Sind Hunold und Athalger von dem Vorhaben der guten Mainzer schon unterrichtet?“

„Freilich,“ erwiderte Nacke Vollmers, „und sie werden sich hüten, den Plan Walpods zur Ausführung gelangen zu lassen.“

„Was wollen sie aber dagegen beginnen?“ fragte Jürgen.

Höhnisch lachte der andere.

„Sie werden die Burschen, die es wagen, die Briefschaften zu übermitteln, einfach abfangen.“

Werner entfuhr ein leiser Ausruf des Schreckens. Er hatte am Tage seiner Abreise von Köln vernommen, daß sein Bruder Siegfried, den er innig liebte, in Gemeinschaft mit einem jungen Mainzer Bürger die Ausführung der Botschaft an die Städte Worms und Oppenheim übernommen hatte. Ein Schauder überlief den jungen Mann, als er bedachte, in welcher Gefahr sein Bruder schwebte. Er hätte laut aufschreien mögen, bezwang sich aber und lauschte weiter.

„Was war das?“ raunte Jürgen dem andern zu. „Laß uns diese Stätte meiden. Ich fürchte, wir sind hier nicht sicher.“

Nacke Vollmers willigte ein und verließ mit dem andern, sich vorsichtig nach allen Seiten umblickend, den Garten. Geräuschlos folgte Werner dem unheimlichen Paare nach. Er sah, wie sich die beiden auf der Landstraße voneinander verabschiedeten und derjenige, welcher Nacke Vollmers genannt worden war, den Pilgerpfad zu Berg verfolgte, während sein sauberer Genosse zurückblieb und sich nach einer Weile der Herberge wieder zuwandte.

Nun hielt es Werner nicht länger mehr. Außer sich vor gerechtem Zorn stürzte er auf den Verräter zu und packte ihn an seinem Wams.

„Bube!“ schrie er in überschäumender Wut, „du hast meinen

Vater der Willkür frecher Straßenräuber geopfert, du haſt ihn und uns elend gemacht — ſchnöden Gewinnes halber. Verantworte dich, Elender!"

Tödlich erſchrocken war Jürgen Sellentin in die Kniee geſunken. Der Schreck hatte ihm die Sprache geraubt, er vermochte nur ein leiſes Stöhnen und Winſeln hervorzubringen. Aber die Angſt gab ihm die Beſinnung wieder. Wie ein Schraubſtock umklammerte die Hand Werners ſeinen rechten Arm, während er noch immer von ſeinem Angreifer am Wams hin- und hergezerrt wurde.

„Laß mich los," rief er mit wutbebender Stimme, „laß mich los oder dein letztes Stündlein hat geſchlagen."

Werner bemerkte in dem matten Mondlicht die haßerfüllten Blicke ſeines Gegners; er ſah ein, daß dieſer Elende zu allem fähig ſei; darum packte er ihn mit ſchnellem Griff am Halſe, ihn mit aller Macht von ſich drängend.

Plötzlich ſauſte eine blitzende Klinge durch die Luft, und gleich darauf fühlte Werner, daß es von ſeinem Oberarm über den Ellbogen warm herablief. Mehr und mehr ermatteten ſeine Kräfte. Er nahm wahr, wie ſich die Finger ſeiner rechten Hand, welche noch immer den Gegner feſthielt, erſchlafft loslöſten. Jürgen Sellentin hatte ihn mit dem Meſſer verwundet. Noch verſuchte ſich Werner aufrecht zu halten, der Verluſt des vom Oberarm herabrinnenden Blutes erſchöpfte ihn jedoch binnen kurzem derart, daß er kraftlos zuſammenſank, den verräteriſchen Genoſſen freigebend.

Nun ſtieß dieſer eine gellende Lache auf und rief mit heiſerer Stimme:

„Vermodere hier im Graben, erbärmlicher Wicht!"

Damit verſetzte er dem am Boden liegenden Werner einen derben Stoß. Der Verwundete ſtürzte über Steingeröll und Baumwurzeln hinweg in einen ſeitlich der Straße gelegenen Graben.

Gleich darauf war Jürgen Sellentin im Dunkel der Nacht verſchwunden.

Stöhnend bedeckte Werner die ſchmerzhafte, klaffende Wunde, die ihm der Elende geſchlagen hatte, mit der Hand des unverwundeten

Armes und blickte hilflos, durch den reichlichen Blutverluſt einer Ohnmacht nahe, zum klaren Himmel auf, ihn um Errettung aus ſeiner Not anflehend.

Doch keine Hilfe erſchien. Das Stöhnen Werners wurde immer ſchwächer und erſtarb ſchließlich in einem kläglichen Wimmern. Dann ſchloſſen ſich die halbgeöffneten Augen, und tiefe Nacht umfing die Sinne des Unglücklichen.

## Fünftes Kapitel.

### Mainzer Boten.

Durch den herrlichen Garten, welchen die Ufer des Rheins von Speier bis nach Mainz hinab bilden, zog ein einsames Paar junger Männer. Die gewaltigen, zwischen großen Baumgruppen aufstrebenden Burgen und das weinbergbesäte, liebliche Gelände verschmolzen im goldigen Schimmer der Abendsonne.

Vor einer Herberge, aus welcher Lärm und Gelächter drangen, hielten die Wanderer still.

„Laß uns hier rasten, Siegfried," forderte der eine derselben den Genossen auf und setzte, auf ein an der Hausthür der Schenke befestigtes Strohbündel weisend, hinzu: „Dies Zeichen deutet an, daß der Wirt nur zeitweise Weinschank betreibt; also können wir darauf rechnen, etwas ausnahmsweise Gutes zu kosten zu bekommen."

„Du hast recht, Wigand," erwiderte der andere, „die Füße brennen vom steinigen Boden der Landstraße, die Kehle ist vom Wind ausgetrocknet, laß uns hier eintreten und sehen, ob für uns ein paar Kruseln (Krüge von Stein) edeln Rebensaftes bereit stehen."

Siegfried und Wigand, welche heute von Oppenheim kamen, nachdem sie auch schon zu Worms sich ihres Auftrags entledigt hatten, traten in die allgemeine Gaststube der Schenke ein, legten ihre kleinen Bündel und Wanderstäbe in einer Ecke nieder und setzten sich auf eine Bank dicht beim Eingang.

Eine gemischte Gesellschaft saß bereits in dem gefüllten Raum um die dicken Holztische. Die Eintretenden merkten bald, daß sich auch zweideutige Gesellen, Strolche mit wüsten Gesichtern, unter den Gästen

befanden. Vorsichtig rückten sie von diesen weg, fühlten sich jedoch bei der neuen Nachbarschaft, der sie sich näherten, ebenfalls nicht wohl, denn diese bestand aus rittermäßigen Leuten und ihren Knechten. Es war geraten, wenn man sich neben dies wilde Volk setzen wollte, sein Messer an der Seite zu haben. Neben dem Wirt, einem starken Mann mit gewaltigen Fäusten, saß ein junger Bursche rittlings auf einem Schemel und erheiterte die Anwesenden durch allerlei Gesänge und Schnurren. Er hatte ein keckes, nicht unschönes Gesicht, zu welchem das schief auf dem Haupte sitzende Barett mit der kühnen Hahnenfeder vortrefflich paßte. Die Kleidung des jungen Mannes wies an manchen Stellen Risse und Flicken auf, ein Zeichen, daß ihr Besitzer keinen geordneten Lebenswandel führte. Was der junge Bursche sang, war bald das zarte Minnelied eines höfischen Dichters, bald ein wilder Schlachtgesang, in welchem ein wahrer Zorn und Fehdebrand glühte.

„Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: Drauf! hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hilferuf die Freunde weckt,
Und groß und klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt."

Mit blitzenden Augen und leidenschaftlichen Gebärden trug dies der Sänger vor.

„He, Freund," rief ihm Siegfried über den Tisch zu, „was ficht dich an, daß du zu Kampf und Mord mit deinen Liedern aufreizest?"

Der Sänger lachte Siegfried freundlich zu und rief hierauf in übermütigem Tone:

„Vernimm, daß ich ein fahrender Schüler bin, mit Namen Ule Berentrop. Was ich singe, hab' ich auf meinen Reisen vernommen, bald auf dem Schloß eines Edlen, bald in der Schenke des Bürgers, auf den Gassen und auf der Landstraße, von Deutschen und von Fremden. Was scher' ich mich um Kampf und Fehde, — wenn ich auch Schlachten-

Ule Berentrop, der Sänger.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

lieder singe, ich bin zufrieden, wenn ich meinen Achter (Schoppen) Rebensaft habe und eine Stätte, wo ich des Abends mein Haupt hinlegen kann."

Die fahrenden Schüler oder Bachanten*) erfreuten sich im allgemeinen keines guten Rufs. Da Ule Berentrop jedoch durch sein freies, offenes Gesicht keinen üblen Eindruck machte, so bereute es Siegfried nicht, mit dem jungen Burschen angebunden zu haben.

Die Bachanten wanderten von einer Stifts- oder Stadtschule zur andern und verschafften sich dabei Nachtlager und Kost oder das Geld dafür durch Betteln. Manchmal zogen auch Schulknaben mit ihnen, die aufs Betteln und Stehlen (in der Burschensprache Schießen) ausgeschickt wurden und Abc-Schützen hießen, ein Spottname, der sich bis heute erhalten hat. Die fahrenden Schüler führten zumeist ein zügelloses Dasein, erlaubten sich mitunter als Quacksalber, Taschenspieler oder Schatzgräber Betrügereien und wirkten durch ihr Beispiel so verführerisch, daß immer wieder andere Schüler sich auf die Wanderschaft begaben und daß auch nicht wenige Mönche das Kloster verließen, um sich der gleichen Lebensweise hinzugeben. Viele von frommen Leuten gestiftete Schulstipendien beförderten jenes Treiben. Für Schüler, namentlich für herangewachsene, war es also eine leichte Sache, von einer Stadt zur andern zu ziehen, durch den Besuch einer Schule sich so lange, bis sie weiter pilgerten, am Genuß der Stipendien zu beteiligen und alles außerdem noch Nötige bei den Bürgern zu erbetteln oder zu ersingen.

„Ja, ja, ja," begann nach einer Weile der Schankwirt, „unser Ule Berentrop ist ein ganzer Mann, der kann alles!"

Der fahrende Schüler wehrte das Lob des Wirtes ab und setzte pfiffig lächelnd hinzu:

„Beim Himmel, Ihr überschätzt mich, Meister. Alles kann ich nicht. Das zu behaupten ginge zu weit."

„Nun so sagt, was Ihr nicht könnt," erwiderte der Wirt, „und gebt acht, vielleicht kann ich's."

---

*) Verketzerung des Wortes Vaganten, d. h. Umherstreifende.

Ule Berentrop drehte vergnüglich seinen Schnurrbart und versetzte dann schmunzelnd:

„Ich kann meine Zeche nicht bezahlen und bin sehr erfreut darüber, daß Ihr das könnt, Meister Schankwirt!“

Alle Anwesenden brachen in ein stürmisches Gelächter aus, und der Wirt, der diese Wendung kaum erwartet hatte, mußte gute Miene zum bösen Spiel machen.

„Meinethalben möget Ihr umsonst Euern Durst löschen,“ rief er lustig aus, einem Weinknecht zuwinkend, welcher die Gelte (ein hölzernes Gefäß zum Schöpfen) ergriff und Berentrops zinnernen Becher füllte. „Und ich will sogar einen Trunk des Rüdesheimers heraufholen, des edeln Rebensaftes, den der Erzbischof Sifrid pflanzen ließ, wenn Ihr noch eine neue Schnurre zum besten gebt.“

„Das lass' ich mir nicht zweimal sagen,“ versetzte der fahrende Schüler lachend. „Aber sagt, ist es denn Wahrheit, daß die Klöster hier am Rhein den Weinbau pflegen?“

„Ei freilich,“ erwiderte der Wirt, „auch der Johannisberger wurde von Mönchen angebaut — vom Kloster Bischofsberg, glaub' ich.“

„Das wundert mich um so mehr,“ hob Ule Berentrop wieder an, „als doch die Mönche auf gar so vielen Gebieten schon sich ausgezeichnet haben. Aus den Bettelorden sind große Gelehrte hervorgegangen. Predigermönche treiben Astronomie und Kalenderwesen, sie verfertigen Sonnenuhren und sind überhaupt gewandt in allen mechanischen Künsten. Und als ich die Bergstraße durchzog, sagte man mir, daß sie von den Lorscher Mönchen angelegt worden sei.“

„Es dürfte Euch wohl nicht unbekannt sein,“ mischte sich jetzt Siegfried ins Gespräch, „daß alle Klöster des Mainzer Erzstifts Sitze der Gelehrsamkeit sind. Wenn Ihr einmal die Büchersäle und Archive zu sehen bekämt, Ihr würdet staunen.“

„Gewiß,“ antwortete der fahrende Schüler, „ich weiß auch, daß der Mönch Rhaban ein Kompendium der Wissenschaften und der Klostergelehrte Otfried eine deutsche Sprachkenntnis geschrieben haben.“

„Vergeßt den Lambert von Aschaffenburg nicht,“ versetzte Wigand, „welcher eine Geschichte der Zeit verfaßte.“

„Das Gewaltigste aber schuf der Domherr Heinrich," äußerte Ule Berentrop, „denn er arbeitete eine Weltkarte, auf welcher unsere drei Weltteile verzeichnet sind mit allen Ländern, Flüssen und Gebirgen."

Kopfschüttelnd sagte der dicke Wirt: „Das macht einem andern weis, Gesell, ich glaub' es nicht. Aber wenn Ihr Schnurren erzählen wollt, so berichtet lieber vom Weipper, da weiß man doch, daß es Lügengeschichten sind, und braucht's nicht zu glauben."

„Ja wohl, vom Weipper!" rief ein Teil der Gäste stürmisch.

„Also der Weipper," begann der fahrende Schüler, „der ritt einst im Winter bei großem Schnee durch einen Wald. Und als er so ritt, stieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumast, der durch die Schneelast herabgedrückt war. Während Weipper beiseite ging, rückte das Pferd am Aste, der Schnee fiel ab, der Ast bekam seine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe und schleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weipper sah sich erstaunt nach seinem Pferde um, konnte es nirgends entdecken und mußte zu Fuß nach Hause gehen. Im nächsten Sommer kam er an dieselbe Stelle, da erblickte er im Baumgipfel etwas Fremdes, stieg hinauf und fand die Haut seines Pferdes, die ein Bienenschwarm mit Honig gefüllt hatte. Er schnitt vergnügt den Honig aus, lud ihn auf einen Karren und schaffte ihn nach Hause. Dabei hatte er sich die Kleider mit Honig beleimt, und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern zu lecken. Weipper fuhr ruhig fort und strich sich nur immer etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu seinem Hause. Dort rief der Weipper seiner Frau zu: »Öffne die Thüre und bring mein Beil!« schloß hinter sich zu und schlug den Bären tot. So hatte er durch Honig und Bär seinen Schaden wieder gut gemacht."

Die Umstehenden hatten aufmerksam der Erzählung vom Weipper (dem Vorgänger des Münchhausen) gelauscht und brachen, als der fahrende Schüler geendet hatte, in lauten Beifall aus.

Lachend erhob sich Siegfried, seinen Gefährten zum Aufbruch mahnend. Wigand kam der Aufforderung nach. Das Paar schnallte die Bündel wieder um, ergriff die Wanderstäbe und wollte sich nach

freundlichem Gruß an die Zurückbleibenden wieder entfernen, als Berentrop rasch auf Siegfried zukam und ihm ins Ohr flüsterte:

„Seht Euch vor, Freund, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Die Ritter, die da vorhin in der Ecke saßen, haben Euch des öfteren gemustert. Ihr scheint reicher Leute Kind, also stellt man Euch leichter nach, als einem unscheinbaren Gesellen wie ich es bin. Verweilt darum lieber so lange in der Schenke, bis die Herren aus dem Sehbereich sind."

Verwundert blickte das Paar den Warner an. Ule Berentrop zeigte ein Paar treuherziger Augen, die sichtlich ohne Falsch waren. Fragend sah Siegfried auf seinen Begleiter, um zu erfahren, was dieser zu der seltsamen Warnung meine. Da dieser einen längeren Aufenthalt nicht gern nehmen wollte, so versetzte der fahrende Schüler:

„Wenn Euch meine Begleitung nicht schändet und mein zerrissenes Wams nicht abschreckt, so nehmt mich mit. Ihr zieht doch auch den Rhein zu Thal? Oder wohin soll die Reise?"

„Wir wandern nach Mainz zurück," antwortete Siegfried. „Kommt immer mit uns, Ule Berentrop, Ihr scheint eine ehrliche Haut zu sein, also laßt uns Freundschaft schließen."

So pilgerten denn alle drei unter heitern Gesprächen beim dämmernden Schein des rotwolkigen Himmels ihres Weges fürbaß.

Siegfried und Wigand waren mit vielen Ehren zu Worms und Oppenheim aufgenommen worden. Die Bürger hatten begeistert dem Plan Walpods zugejubelt und gemeinsam eine Urkunde ausfertigen lassen, in welcher sie dem Rate der Stadt Mainz zu wissen thaten, daß sie gern bereit seien, für die Ruhe und Sicherheit der Städte und Dörfer das Schwert zu ziehen und die Landfriedenstörer, die gewaltthätig das Land durchstreiften, empfindlich zu züchtigen. In die dargebotene Hand Walpods schlugen sie freudig ein und legten feierlich den Eid ab, den andern Städten des Bundes Treue zu halten.

Die Wanderer mußten tüchtig ausschreiten, wenn sie heute noch vor Schluß der Stadtthore Mainz erreichen wollten. Aber der Marsch ging fröhlich weiter, alle Müdigkeit schien wie weggeblasen, denn Ule Berentrop wußte so munter zu plaudern von all den Städten, die er

auf seinen Fahrten berührt hatte, daß seine Begleiter rüstig vorwärts schritten, ohne an ein Ausruhen zu denken.

Plötzlich hielt der fahrende Schüler still und versetzte, aufmerksam nach rückwärts lauschend:

„War mir's doch, als schlüge Pferdegetrabe an mein Ohr. Vernahmt Ihr nichts?"

Die beiden warfen sich auf den Erdboden und lauschten; Siegfried war gleichfalls der Ansicht, daß das Geräusch von einer näherkommenden Reiterschar herrührte.

Mit Schrecken bemerkten die Wanderer, daß es inzwischen ziemlich dunkel geworden war. Man befand sich noch dazu in einem Walde, dessen hohe Bäume zu beiden Seiten des Wegs letzteren völlig beschatteten.

Mit einem Male blitzten helle Rüstungen am Eingang des Waldes auf. Ein wildes Durcheinander von wüsten, rohen Männerstimmen wurde laut; dazu rasselten Waffen und erscholl Hufschlag. Noch ehe die Wanderer Zeit gehabt, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, sahen sie sich von allen Seiten umringt und blickten in weingerötete und vom scharfen Trab noch mehr erhitzte Gesichter. Im Nu waren die ob der Plötzlichkeit des Überfalls kaum zur Besinnung Gekommenen zu Boden geworfen und gefesselt. Alle drei schrieen aus Leibeskräften und schlugen um sich.

„Nur gemach, Ihr Burschen, und laßt Euer Schreien," rief eine rohe, tiefe Stimme, welche einem baumlangen Kerl angehörte. „Betragt Euch ja recht fein und gesittet, sonst spalte ich Euch Euern Schädel. Versteht Ihr mich?"

Siegfried sah ein, daß ein gewaltsames Auflehnen gegen die Überzahl der Reiter vergeblich wäre. Er wollte daher versuchen, durch Bitten die Freiheit wieder zu erlangen.

„Ihr Herren," rief er aus, „laßt uns in Frieden ziehen! Wir sind Bürger ruhiger Städte, die mit niemand in Fehde leben. Was überfallt Ihr uns, als ob wir einem Eurer Sippe etwas gethan hätten?"

„So höre, mein Bürschchen, was ich dir darauf erwidere," entgegnete der Hüne mit rauhem Lachen. „Ihr seid doch wohl die Ab-

gesandten der Stadt Mainz, die geradenwegs aus Oppenheim und Worms kommen?"

„Freilich sind wir das," antwortete Siegfried trotzig, „und wir stehen unter dem Schutze des Landfriedens!"

Die Ritter schlugen eine höhnische Lache auf.

„Haut ihn in Stücke, den trotzigen Buben!" riefen mehrere wild durcheinander, und gleich darauf fielen die rohen Gesellen über die am Boden Liegenden her.

Verzweiflung bemächtigte sich der Gemißhandelten; mit größter Anstrengung versuchten sie sich ihrer Fesseln zu entledigen, und Wigand, welcher der stärkste von den dreien war, gelang es, den hanfenen Strick, mit dem er gebunden war, zu durchreißen. Mit einem Freudenschrei schwang er die freigewordenen Fäuste in der Luft und ließ sie gleich darauf auf das Antlitz des wutschnaubend auf ihm knieenden Gesellen niedersausen. Der also Geschlagene fuhr mit einem lauten Fluch zurück und gab Wigand frei, der sich nunmehr mit Blitzesschnelle erhob, seinen Stock von der Erde aufnahm und nach der Stelle eilte, wo sich Siegfried unter den rohen Fäusten der Ritter befand. Mit Wucht holte er aus und schlug einen der Peiniger seines Genossen über den Hinterkopf, daß dieser in ein mörderisches Geschrei ausbrach und die andern in der Mißhandlung der Wehrlosen innehielten.

„Knüpft ihn auf, den Burschen!" schrie der Gezüchtigte in maßloser Wut.

Alle wandten sich nunmehr vereint gegen Wigand, der sich vergebens sträubte und wie ein Wahnsinniger um sich schlug. Bald war er überwältigt, und die Rotte schleppte ihn zum nächsten Baum. Gelähmt vor Schreck nahm Siegfried die Vorbereitungen der entmenschten Gesellen wahr. Er vermochte bei der herrschenden Dunkelheit ihre Bewegungen nicht deutlich zu unterscheiden, so viel sah er jedoch, daß seinem armen Freund die Schlinge um den Hals gelegt worden war und dieser willenlos und ermattet keinen Versuch mehr machte sich zu wehren.

Mit einem markerschütternden Schrei raffte sich Siegfried vom Boden auf und streckte die gefesselten Arme beschwörend zum Himmel empor.

„Gnade, Gnade für meinen Freund!“ rief er jammernd aus. Doch einer der rohen Gesellen stürmte auf ihn zu und versetzte ihm einen Schlag, daß er bewußtlos zur Erde niederfiel. Nacht umfing seine Sinne; er wußte nicht mehr, was um ihn her vorging.

Als Siegfried wieder zur Besinnung kam, sah er sich auf einem von Mauern umgebenen Burghof. Die an verschiedenen Stellen angebrachten, im Wind flackernden Leuchten verliehen dem Aufenthalt etwas Gespenstisches. Dem jungen Mann war es ganz wirr im Kopf; er faßte sich des öftern an die Schläfen und blickte sich verwundert im Kreise um. Erst als er des neben ihm liegenden, gleichfalls gefesselten Ule Berentrop ansichtig wurde, dämmerte ihm die Erinnerung an das Vorgefallene. Ein kalter Schauder überlief ihn, als er der gräßlichen Szene im Walde gedachte. Allein es wurde ihm nicht viel Zeit zum Nachsinnen gelassen. Mit einem Male fühlte er sich von rückwärts am Kragen gepackt und in die Höhe gezogen.

„Bist du nun mürbe, Bursche?“ schrie ihm ein bärtiger Kerl ins Ohr, ihn heftig hin- und herschüttelnd, während ein anderer mit einem langen Weidmesser die Fesseln durchschnitt, welche Siegfrieds Füße umschlangen.

Die untern Gliedmaßen waren dem jungen Manne wie abgestorben; alles Blut schien aus ihnen entwichen. Tief aufatmend strich er sich die schmerzenden Stellen und sagte gebrochen:

„Ich dank' Euch, Herr, daß Ihr mir die Freiheit wiedergebt.“

Höhnisch lachte der Ritter auf. „Noch haben wir nicht abgerechnet, Bursche,“ versetzte er rauh, „ich will mich nur der Arbeit überheben, dich selber vor Athalger zu schleppen. Magst dich immerhin auf deinen eigenen Krämerstelzen zu ihm hinbemühen. Also vorwärts in den Saal, Freundchen, und melde drinnen, daß dich Goclo, der Dienstmann, sendet.“

Gesenkten Hauptes näherte sich Tiedemanns Sohn der geöffneten Thüre eines geräumigen Saales, aus welchem wildes Geschrei und ausgelassenes Lachen erschallten. Entsetzt blickte er die rohen Gesichter der zechenden und schmausenden Gesellen an, welche die Tafelrunde bildeten. Geschäftig liefen um die schweren eichenen Tische junge Burschen,

welche die Becher und Kannen der Ritter mit Wein füllten. Noch kam Siegfried alles wie ein böser Traum vor. Mit großem Abscheu blickte er die wüste Gesellschaft an.

Plötzlich zuckte er erschreckt zusammen; seinen Lippen entfuhr ein kurzer Aufschrei, in dem sich Entsetzen, Furcht und Abscheu ausdrückten. Mitten unter den Rittern, neben zwei der am wildesten um sich blickenden, saß Nacke Vollmers, den haßerfüllten Blick auf Siegfried gerichtet. Noch ehe der Gefangene die Fassung wiedergewonnen hatte, sah er sich von Goclo an das Ende der Tafel geführt. Ule Berentrop, der gleichfalls in den Saal geschickt worden war, blickte sehr gefaßt drein. Der fahrende Schüler war durch die vielen Wechselfälle seines Lebens bereits abgestumpft. Wie oft schon hatte er bei Zank und Streit mit mörderischen Gesellen dem Tod ins Antlitz geschaut; was ihn hier voraussichtlich erwartete, übte darum keinen tiefen Eindruck auf ihn aus.

Athalger und Hunold, die Nachbarn des Nacke Vollmers, wechselten Blicke des Einverständnisses mit diesem. Der Mainzer Schöffe deutete mit schadenfrohem Grinsen auf Siegfried und versetzte mit seiner heiseren Stimme:

„Dies ist Tiedemanns Sohn, den die Mainzer beauftragten, gegen Euch, Ihr hohen Herren, Verrat zu üben, fremde Städte gegen Euch aufzubieten und zu Euerm Tod und Verderben gegen die Burgen zu führen. Habt Ihr die Urkunde gelesen, welche Worms und Oppenheim an Mainz senden? Schafft sie herbei und überzeugt Euch, daß ich die Wahrheit rede."

Verächtlich blickte Siegfried den Sprecher an.

Sofort untersuchte man die Kleidertaschen und die Bündel der beiden jungen Männer, um die Urkunde in die Hände zu bekommen, sah sich jedoch in der Erwartung getäuscht.

Die Ritter nahmen an, daß die betreffenden Schriftstücke in den Kleidern des Ermordeten zurückgeblieben waren, und Athalger setzte dem Handel ein Ziel, indem er, so heftig auf den Tisch pochend, daß die Becher und Kannen erzitterten, ausrief: „Laßt uns ein Ende dieses Streites machen. Du hast versucht, Siegfried Tiedemann, die Städte gegen uns zum Zorn aufzureizen. Dies Handwerk aber will ich dir legen. —

Auf, ihr Knappen," wandte er sich an die jungen Burschen, „ergreift ihn und werft ihn in den Turm! Dort mag er bei Hunger, Durst und Kälte seinen Frevel bereuen. Und nicht eher soll er das Licht des Tages sehen, als bis die rheinischen Städte allesamt geschworen haben, daß sie von ihrem Bunde abstehen und die Zölle, die wir erheben, als gerechte anerkennen wollen. Fort jetzt mit dem Gesellen, in den Turm mit ihm."

„In den Turm mit ihm!" johlte die Ritterschaft, und Nacke Vollmers rief dem unglücklichen Gefangenen nach: „Wenn ich nach Mainz zurückkehre, Siegfried Tiedemann, so will ich deiner Braut die schönsten Grüße ihres Ritters vermelden. Ist dir's recht so, Freund?"

Willenlos ließ sich Siegfried von den Knappen fortführen; sie schleppten ihn durch Gänge und Gewölbe nach einem finsteren, engen und feuchten Verließ.

Als die schwere Eichenthüre sich hinter ihm geschlossen hatte, kauerte sich der Unglückliche nieder und hing seinen trüben Gedanken nach.

Eine geraume Weile mochte er ratlos so dagesessen haben. Endlich erhob er sich und betastete die Wände seines Gefängnisses. Es war festgefügtes Mauerwerk; nirgends schien eine Fuge oder Spalte in demselben vorhanden zu sein. Da trotzdem ein leichter Luftzug das Haupthaar Siegfrieds traf, so forschte er aufmerksam weiter. Bald fand er die Öffnung. Sie war klein und über Manneshöhe vom Boden entfernt. Mit einem Anlauf sprang Siegfried an dieser Stelle in die Höhe und erfaßte mit beiden Händen den Rand des Gesimses. All seine Kraft aufbietend zog er sich daran empor, um das Gesicht der Öffnung zu nähern. Die überstandenen Mißhandlungen hatten seinen Körper geschwächt; er quälte sich lange vergebens. Als er endlich einen Blick durch die niedere Mauerspalte zu werfen vermochte, gähnte ihn eine undurchdringliche Finsternis an. Ein Schauder überlief ihn; er kam sich so hilflos und verlassen vor in dieser dunkeln Nacht, in welche kein Mondstrahl, kein freundlicher Stern einen matten Schein warf. Allmählich gewöhnte sich jedoch sein Auge an die Finsternis, und er vermochte tief unter sich ein silbernschimmerndes Band zu erkennen. Und als jetzt die Wolkenwand sich teilte und der Mond sein sanftes

Licht über die Landschaft ergoß, traten immer deutlicher die Schattenrisse der Berge und Wälder hervor. Zu seinen Füßen erblickte er einen gähnenden Abgrund. Tief unten im Thale schimmerten silberne Flächen; wie ein leuchtendes Band zogen sie sich durch die Landschaft hin.

Da ward es ihm mit einem Male klar: das war der Rhein, der hier seine Bahn verfolgte.

Erschöpft ließ Siegfried endlich los. Abermals verharrte er eine Weile wie leblos. Dann fuhr er plötzlich wieder empor und pochte in wilder Verzweiflung an die mächtige eichene Thür, daß es in den Gängen und Gewölben widerhallte.

Währenddem war man mit Ule Berentrop glimpflicher verfahren. Als die Ritter vernahmen, daß sie nur einen fahrenden Schüler vor sich hatten, ließen sie ihm die Fesseln abnehmen, Athalger drückte ihn neben sich auf die Bank und raunte ihm zu:

„Sei lustig, Gesell, und singe uns ein fröhliches Trinklied. Wenn du uns gefällst, so führst du hier ein besseres Leben als in der Herberge und auf der Landstraße. Freigeben kann ich dich nicht, mein Junge, denn du würdest ausplaudern."

Ule Berentrop blickte ziemlich mißvergnügt drein. Der lange, unfreiwillige Ritt, den er gefesselt auf einem wilden Rosse zurücklegen mußte, hatte nicht dazu beigetragen, eine ausgelassene Stimmung in ihm hervorzurufen. Er schnitt ein so jämmerliches Gesicht, daß die Ritter belustigt auflachten und einer von ihnen den Knappen zurief: „Bringt Wein, Gesellen, für den Lustigmacher!" Der Befehl wurde vollzogen, und als der fahrende Schüler einen Becher des feurigen Getränks getrunken hatte, fühlte er sich wieder wohler. Er atmete erleichtert auf und murmelte leise vor sich hin: „Mit den Wölfen muß man heulen." Dann setzte er sich behaglich auf der Bank zurecht, schlug die Beine übereinander, schnalzte ein paarmal mit der Zunge und hob zu singen an.

Bald herrschte wieder eine ausgelassene Stimmung in der Tafelrunde. Die Becher wurden hastig geleert und von den unermüdlichen Knappen wieder gefüllt. Nach kurzer Zeit überschrie man die Sanges-

weisen Ule Berentrops, und als dieser merkte, daß niemand mehr auf ihn achtete, stellte er seine Vorträge ein und gab sich dem Genusse des feurigen Weines hin, der hier in Strömen floß. Als er die Anwesenden einer genauen Musterung unterzog, fiel ihm besonders das bekümmerte, gramverzerrte Antlitz eines der jüngsten Knappen auf, welcher nur scheu um sich blickte und ängstlich zurückwich, wenn einer der Ritter sich nach ihm umsah.

Athalger und Hunold hatten sich unterdessen dem Würfelspiel hingegeben. Die Einsätze waren hoch, und Hunold schien der Gewinner zu sein, denn neben seinem Platz war schon ein ziemlicher Haufen blanken Goldes aufgetürmt. Habgierig blickte der hagere, häßliche Geselle über seine Reichtümer hin, durch sein Frohlocken den Gegner im Spiel zu immer höheren Einsätzen anspornend. Die Spielwut hatte Athalger so vollständig erfaßt, daß er immer mehr wagte und all seine Taschen leerte. Allein das Glück wollte sich ihm nicht mehr zuwenden. Er riß eine goldene Spange von seinem Handgelenk und warf sie als Einsatz hin. Die Würfel fielen, und Hunold strich seinen Gewinn ein. Zornig streifte Athalger die juwelenbesetzten Ringe von seinen Fingern und schob sie auf die Tafel. Abermals verlor er. Nun sprang Athalger wutschnaubend von seinem Platze auf und schrie:

„Tod dem Schurken, wenn er betrügt!"

Hunolds Antlitz verzerrte sich; seine Augen schossen Blitze auf den Genossen.

„Wer wagt's, mich Betrüger zu nennen?" brüllte er, dann raffte er den ganzen Haufen von Goldstücken und Wertsachen zusammen, warf ihn mitten auf die Tafel, daß einzelne Goldgulden über den Rand des Tisches hinweg auf den Boden rollten, und versetzte: „Wenn du Mut hast, Athalger, so bietest du einen Einsatz, der dem meinigen entspricht."

Lüstern blickte Athalger auf das gleißende Gold und die glitzernden Juwelen, dann klatschte er in die Hände und rief: „Gottes Freund und aller Menschen Feind! Ich biete dir das Marienkirchlein als Einsatz, das zwischen Reichensteiner und Sonecker Gebiet steht!"

Alle Anwesenden schraken ob dieser Lästerung zusammen. Bald

aber gewann die rohe Ausgelassenheit der beiden Spieler wieder die Oberhand, und diese bekräftigten die Wette durch einen Handschlag.

Zitternd erhob Athalger den Becher mit den Würfeln und ließ diese auf die Tafel fallen. Aufmerksam forschten die Ritter nach dem Ergebnis.

„Verloren! Verloren!“ schrie Athalger und schlug in wilder Wut auf den Tisch. Hunold strich die vor ihm liegenden Reichtümer frohlockend ein und rief dem Genossen zu:

„Das Marienkirchlein ist mein! Hussa, ihr Freunde, ich werde ein lustiges Weinhaus dort errichten, welches uns gastlich aufnehmen soll, wenn wir durstig und bestaubt von Jagd und Beutezug zurückkehren. Hat es so lange der Seligkeit gedient, so mag nun meinetwegen auch der Teufel zu seinem Recht kommen.“

Geisterbleich blickten mehrere Ritter und Knappen einander an. Clas Dude, welcher furchtsam in einer Ecke stand, wandte sich heimlich ab und machte das Zeichen des Kreuzes.

Die lästernden Reden der Spieler drangen den Besonnenen in die Seele. Die ausgelassene Stimmung von ehedem wollte nicht wieder aufkommen. Da der Morgen ohnedies schon anbrach, so erhoben sich die meisten, um sich zur Ruhe zu begeben.

Ule Berentrop bemerkte, daß der Mainzer Schöffe mit Hunold und Athalger eine längere, geheimnisvolle Unterredung hatte. Er beugte sich unbemerkt vor und lauschte. Was er da vernahm, schien ihn in tiefster Seele zu erschüttern, denn er ließ den Kopf auf die Brust sinken und flüsterte leise: „Armer, armer Siegfried!“

Ein Teil der Ritter entschloß sich, einen Frühritt zu unternehmen; darum ließen sie ihre Rosse satteln und trabten zum Burgthore hinaus in den jungen Morgen hinein. Die frische Luft that den vom Wein und Lärmen erhitzten Köpfen wohl. Goclo, welcher in munterem Trab voranritt, dehnte und reckte sich und rief:

„Mir ist wieder so wohl zu Mute, daß ich ein Dutzend Bauern kaltblütig an die höchste Tanne des Waldes aufknüpfen könnte.“

Ein anderer Ritter lachte derb und setzte hinzu: „Dort kommt ja dein Freund Gottschalk Dude, willst du nicht mit ihm den Anfang machen?“

„Wenn er allein wäre, gewiß," versetzte Goclo, „aber ich sehe, daß eine Schar Knechte ihn umgiebt. Doch nur Geduld, bald wird auch sein Stündlein schlagen."

Der alte Landmann schritt an der Spitze seiner Knechte geradenwegs auf das kleine Gotteshaus zu, welches auf dem Gipfel des Hügels lag und kniete, vor demselben angelangt, inmitten seiner Arbeiter nieder, um das Frühgebet zu verrichten.

In scharfem Trab ritt die Reiterschar an der kleinen andächtigen Gemeinde vorüber, und Goclo rief dem alten Gottschalk höhnend zu:

„Das ist dein letztes Ave Maria, Freund Dude. Denn wisse, mein Herr hat das Kirchlein im Trunk verspielt, und Hunold, der Gewinner, läßt uns für Imbiß und Umtrunk hier eine Freistatt errichten."

Entsetzt fuhren die Gläubigen in die Höhe.

„Fürchte den Zorn des Herrn!" schrie Dude dem Gottlosen nach. Finster vor sich niederblickend, murmelte er hierauf: „O, hätte ich nie meine westfälische Heimat verlassen. Dort schützet den Bauern noch das uralte Volksrecht Kaiser Karls." Dann wandte er sich an seine Knechte und rief im Tone unheimlichen Zornes: „Schwört, daß ihr dies Heiligtum bis zum letzten Blutstropfen verteidigen werdet!"

Einmütig erhoben die Knechte die Hände zum Schwur. Dann warf Gottschalk einen unheilverkündenden Blick auf die Burg der Lästerer und begab sich hierauf auf das Feld an seine gewohnte Morgenarbeit.

## Sechstes Kapitel.

# Der Schattenkaiser.

Im Beratungssaale des Städteschlosses zu Mainz herrschte eine aufgeregte Stimmung unter den versammelten Ratsmitgliedern und Bürgern.

Es war die Botschaft eingetroffen, daß der römische König Wilhelm von Holland, welcher sich bisher in den Niederlanden aufgehalten hatte, entschlossen sei, mit einem Gefolge den Rhein heraufzukommen und in Mainz zu landen. Er hatte von den Bemühungen der Städte zur Erhaltung des Friedens im Reiche gehört und beabsichtigte, die obersten Behörden und einige Fürsten zu berufen, um mit ihnen eine Beratung zu halten.

Dem kaiserlichen Hofe konnte freilich nichts erwünschter sein als solch ein Bündnis, welches am meisten fähig war, den Landfrieden zu befördern, und besonders das durch das Fehde- und Raubwesen herabgekommene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen.

Denn um die Würde des Reichsoberhauptes sah es damals traurig in Deutschland aus. Unser Vaterland befand sich in einem Zustande grenzenloser Verwirrung; dank dem Eigennutze, dank der Selbstsucht deutscher Fürsten und des deutschen Adels war es zerrissen im Innern, machtlos nach außen, verachtet bei allen Nationen.

Wohin war es gekommen mit dem Reiche Kaiser Karls des Großen?

Das mächtige Kaiserreich, welches ehemals die Welt beherrschte, hatte allen Einfluß auf Europa verloren. Was Wunder auch! Waren doch Deutschlands Könige nicht mehr die Herrscher eines einigen Reichs; sondern als die eigentlichen Herren des deutschen Vaterlandes spielten

sich die Herzöge und kleinen Fürsten auf, die früher lediglich Beamte des Kaisers gewesen. Zwar bemühten sich die Könige, die Übermacht der Herzöge zu brechen, sie verkleinerten ihre Ländereien und verliehen die einzelnen Teile an kleinere Fürsten und Grafen, — aber dadurch wurde dem Übel nicht abgeholfen. Im Gegenteil konnte das Reichsoberhaupt jetzt noch viel weniger als früher eine Macht entfalten, denn es entwickelte sich allmählich eine Vielherrschaft, welche höchst ungünstig auf Deutschland wirken mußte. Die erbliche Kaiserwürde wurde abgeschafft; an ihre Stelle trat die Wahl. Durch diesen Umsturz der bestehenden Verhältnisse zerstörte man das Volksglück. Die Reichsvasallen, welche im Besitz persönlicher Staatsämter waren, wußten sich die neue Einrichtung zu nutze zu machen. Sie vergrößerten bei den Wahlen ihre Amtsgewalt, indem sie als Gegenleistung für ihre Wahl von dem Kaiser alle möglichen Zugeständnisse forderten. So gelang es ihnen auch ihre Würden erblich zu machen. Wählbarkeit war die Eigenschaft des deutschen Kaisers und Erblichkeit die der kaiserlichen Vasallen. Was vermochte auch das Reichsoberhaupt dagegen zu beginnen: der Kaiser prangte nur mit seinem Titel, denn die Fürsten versagten oftmals ihre Hilfe, wenn sie den Schatten einer Abhängigkeit fürchteten. Es konnte daher nicht wunder nehmen, daß es bei einer solchen Verfassung dem Reiche an Kraft nach außen und an Stärke im Innern gebrach. Das deutsche Kaisertum glich einer uralten, baufälligen Reichsburg; der alte germanische Geist spukte drinnen, und sie war auch im Verfall noch ehrwürdig, aber mit der einstmaligen stolzen Kraft war es vorbei.

Das Kaisertum sank zu einer Schattenmacht herab. In allen seinen Teilen lag die Schwäche und Ohnmacht, dem Bedrängten Schutz zu gewähren. Ungebundenheit, Eigengewalt und Unterdrückung waren an der Tagesordnung. Die rohe Gewalt zeigte sich in den wildesten Ausbrüchen; sie allein übte die Herrschaft aus in dem von seiner ehemaligen Höhe arg gesunkenen Kaiserreich.

Kaiser Friedrich II., welcher bestrebt gewesen war, gestützt auf seine Macht in Sicilien und Deutschland, sich ganz Italiens zu bemächtigen, die lombardischen Städte in die gleiche Botmäßigkeit wie sein Königreich

Neapel und Sicilien zu bringen und die Übermacht des Papstes gänzlich zu vernichten, hatte seinen Sohn Konrad zum deutschen Kaiser wählen lassen. Als Friedrich im Jahre 1245 vom Papst Innocenz IV. in Bann gethan und für abgesetzt erklärt wurde, vermochte der auf Anstiften des Papstes zum Gegenkönig in Deutschland erwählte Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen (der Pfaffenkönig) gegen Konrad nichts auszurichten. Von diesem bei Ulm geschlagen, mußte er sich nach der Wartburg zurückziehen, wo er bald darauf sein Leben beschloß. An seine Stelle trat der Graf Wilhelm von Holland. Nachdem Friedrich II. im Jahre 1250 in den Armen seines Lieblingssohnes Manfred gestorben war, vermochte sich jedoch Konrad nicht länger gegen Wilhelm von Holland zu behaupten und ging deshalb nach Italien. Vier Jahre nach dem Tode seines Vaters, zu der Zeit, als sich die Städte am Rhein gegen die ritterliche Willkürherrschaft auflehnten, starb Konrad, erst sechsundzwanzig Jahre alt.

Wilhelm von Holland war ein unbedeutender, junger Mann. Er besaß noch nicht einmal die Ritterwürde, als man ihn in Woringen bei Köln zum deutschen König ausrief. Erst nach der Wahl wurde der neue König zum Ritter geschlagen. Macht und Achtung zu gewinnen fiel ihm schwer genug, denn zu einem wahrhaft königlichen Ansehen konnte er sich auch jetzt, nach Konrads Tode, nicht erheben. Der Pfaffenkönig, der dem Papst die Herrschaft Deutschlands zu Füßen legte, wurde verachtet und blieb stets ohnmächtig; selbst die geistlichen Fürsten zerfielen vollkommen mit ihm.

Ein solcher König war kein König, und die Bürger der Stadt Mainz hatten nicht so sehr unrecht, als sie in der heutigen Ratsversammlung offenkundig aussprachen, daß sie einer kaiserlichen Bestätigung ihres Bundes sehr wohl entraten könnten, da dieselbe doch nichts auszurichten vermöchte.

Arnold Walpod ermahnte auch hier zur Ruhe und Besonnenheit.

„Ist auch das Ansehen des Kaisers gering," äußerte er, „so verleiht seine Bestätigung unserm Bunde doch erst die gesetzliche Kraft. Es muß unserm Bunde, der gewiß eine außerordentliche Ausdehnung erhalten wird, daran liegen, daß seine Satzungen urkundlich von der

obersten Gewalt im Reiche, von dem römischen Könige, anerkannt und bestätigt werden."

Ulrich zum Rosenbaum erhob sich und versetzte, lächelnd nach der Stelle hinweisend, wo sonst Nacke Vollmers in seiner Eigenschaft als Schöffe saß:

„Glaubt nicht, daß ich Nacke Vollmers, der durch eine Handelsreise, wie er angab, der heutigen Sitzung fern bleibt, nachahmen will, wenn ich das Zeugnis eines hoch angesehenen Mannes wie des Walpoden antaste, allein ich bin der Meinung, daß der König Wilhelm von Holland überhaupt nicht imstande sein dürfte, uns etwas zu nützen, — vermochte er doch seine eigene Person nicht einmal vor den Beleidigungen des Volkes zu schützen."

Erstaunt blickten mehrere der Ratsmitglieder den Sprecher an. Dieser ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen und fuhr fort:

„Ist es Euerm Gedächtnis schon entschwunden, daß König Wilhelm von Holland in der Hauptkirche zu Utrecht mit Steinen geworfen wurde? Damals wußte er sich nicht Genugthuung zu verschaffen, und gleich zu Beginn seines schattenhaften Königreichs, als er von den Erzbischöfen von Mainz und Trier gesalbt und eingesegnet wurde, hatte er an Macht durch jene Salbung so wenig gewonnen, daß die deutschen Fürsten den Priestern höhnisch entgegen riefen: »Ihr habt wohl einen neuen Pfaffenkönig gemacht, aber keinen deutschen König für Deutsche!«"

Die Erinnerung an diese Vorgänge rief eine lebhafte Unruhe unter den Versammelten hervor. Der alte Schultheiß Friedrich erhob sich gleichfalls von seinem Platze und äußerte:

„Auch die Kirche ist mit diesem Schattenkaiser zerfallen. Erzbischof Arnold von Trier ließ mehrere Leute des Königs bei Koblenz erschlagen und in den Rhein werfen; und der Erzbischof Konrad befahl eines Tages, Feuer an das Haus zu legen, in welchem der König wohnte, um ihn mit dem Hause zu verbrennen. Ebenso durfte es unsere Nachbarstadt Frankfurt wagen, König Wilhelm den Gehorsam zu verweigern. Als er nämlich vor drei Jahren einen Reichstag nach Frankfurt berief, verschloß ihm diese Stadt ihre Thore, und der Kaiser mußte draußen vor der Stadt auf dem Galgenberg die Sitzung abhalten. So

gesunken aber war des Kaisers Macht, daß er es niemals wagte, Rechenschaft hierfür zu fordern."

Man stimmte dem Schultheißen zu, und es gelang Walpod nur mit großer Mühe, die Versammlung für sein Vorhaben zu gewinnen.

„Glaubt nicht, daß es unserm Ansehen und unserm Ruhme an der guten Sache Abbruch thun könnte, wenn wir des Kaisers Bestätigung einholen. Nie wird sich Wilhelm von Holland rühmen, Begründer unseres Bundes zu sein. Diesen Merkstein in der Geschichte der Völker setzen wir uns selbst, wir Bürger."

Noch wurde lebhaft hin- und hergesprochen, als die Bürgermeisterknechte in den Sitzungssaal stürmten und die Ankunft des Königs mit seinem Gefolge meldeten.

Wilhelm von Holland, ein schmächtiger Mann mit weichen Gesichtszügen, war mit einer glänzenden Ritterrüstung angethan. Auch sein Hofstaat bot durch die farbenprächtigen Gewänder und wertvollen Waffen ein prunkendes Bild.

Die Ratsversammlung hatte sich von den Bänken erhoben und huldigte dem eintretenden Kaiser.

Nachdem die üblichen Förmlichkeiten erledigt waren, wandte sich Wilhelm von Holland zu seinem Gefolge und ließ sich von diesem eine Anzahl wertvoller Kunstgegenstände einhändigen. Dieselben bestanden aus goldgetriebenen Bechern, edelsteinbesetzten Waffen u. dergl.

„Ich komme nicht mit leeren Händen," sprach er die Versammlung an. „Diese Geschenke mögen Euch die Liebe beweisen, welche ich zu der freien Stadt Mainz hege. Auch gedenke ich für die Vollziehung der Landfriedengesetze den Städten Privilegien zu erteilen. Wenngleich lediglich durch Gottes Hilfe und durch die Bemühungen und Arbeiten der Gemeinen der jammervolle Zustand der Unterdrückung aufhören kann, ohne daß Kaiser und Reich dazu etwas beizutragen vermögen, so wird es mir doch eine große Befriedigung sein, daß in den Zeiten, da ich die Zügel des Reiches führe, Ruhe und Frieden der ganzen Welt, zum Nutzen der Christenheit, gegeben wird."

Nunmehr stellten einige aus der Versammlung dem König vor,

daß er durch dauernde Rückkehr in die Rheinprovinzen zur Erhaltung des Landfriedens beizutragen vermöchte.

Wilhelm von Holland konnte nichts erwünschter sein, da der allgemeine Friede Deutschlands seinem Vorteil so sehr entsprach. Gern wollte er der Bitte nachkommen und auch durch einen förmlichen Reichsbeschluß dem Bunde die gesetzliche Weihe geben.

Sein volles Verständnis für die schlimme Lage der Städte und Dörfer und sein Bemühen, selbst zur Abhilfe etwas beizutragen, wandte dem machtlosen Kaiser die Herzen der Bürger allmählich zu, und allseitiger Jubel erschallte, als die von Wilhelm und seinem Rat abgefaßte Urkunde von einem Beamten aus dem Gefolge des Königs vorgelesen wurde.

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Römischer König," begann dieselbe, „allzeit Mehrer des Reichs, künden allen Bürgern der Städte unsere Gnade. Dank sagen wir Gott, unserm Herrn, dafür, daß er das Hilfegeschrei der Armen, welche bisher in den Zeiten der Kriege und der Fehden in einer beständigen Betrübnis lebten und durch der Schlechtgesinnten Tyrannei elendiglich unterdrückt waren, väterlich und barmherzig erhört und Ruhe und Frieden, die so lange verbannt gewesen, durch die Bürger zum Lobe und Ruhm seines göttlichen Namens wunderbar und mächtig verliehen hat. Wir bestätigen also den heilsam und ratsam beschworenen Bund aus ganzer Neigung und reinem Herzen durch unsere königliche Machtvollkommenheit, wünschend und trachtend, daß alle, alle dieses Friedens sich erfreuen und ewig genießen mögen. Wer immer einen anderen gefangen nimmt, beraubt, verwundet oder an Gut und Person kränkt, gegen den sollen die Verbündeten auf der Stelle ohne allen Verzug zu seiner und seiner Helfer Vernichtung vorschreiten, damit jeder Frevel gestraft werde."

Begeistert zollte man der königlichen Bestätigung Beifall. Wilhelm von Holland ward im Triumph nach dem Stadthof geleitet, woselbst er sein Hoflager aufschlagen sollte. Mit einem Male hatte sich sein Ansehen unter den Bürgern der Stadt wieder gehoben, und man vernahm auf allen Gassen das Lob des jungen Reichsoberhauptes.

Walpod war von dem Ergebnis dieser Verhandlung gleichfalls

sehr befriedigt. Durch des Königs Anerkennung erhielten die Bundesgesetze die Kraft eines Reichsbeschlusses. Der rheinische Städtebund war jetzt dauerhaft gegründet und ihm die Möglichkeit gegeben, seinen großartigen Zweck zu erreichen: durch gemeinsames Wirken und gegenseitige Unterstützung einem großen Teile des Reiches Kraft und Stärke zu verleihen.

Freilich fehlten noch die unentbehrlichen Gelder. Denn die Anwerbung von Söldnerheeren, welche zur Bezwingung des Räubervolkes nötig waren, verschlangen große Summen. Die rheinischen Städte waren aber ohne Ausnahme wohlhabend; Betriebsamkeit und Gewerbefleiß hatten sie in die Höhe gebracht. Die Bundesmitglieder sollten also die nötigen Gelder zusammenschießen. Außerdem mußte sich jede Stadt verpflichten, eine zureichende Anzahl von Kriegsvolk als Wehrkraft zu halten, welches, von erprobten Anführern befehligt, jederzeit bereit sein mußte, um auf der Stelle, wo es Not that, kräftig dreinzuschlagen.

Es gab also noch manche Sorgen für Walpod und seine Berater. Doch eine reichliche Ernte mußte ja dieser Saat folgen. In vielen geheimen Beratungen hatten die Väter der Stadt die Satzungen des Bundes gewissenhaft ausgearbeitet und Kriegs- und Friedenszustand, Angriff und Verteidigung zur Erhaltung des Landfriedens geordnet und gesichert. Dies war die Hauptsache. Ruhe und Frieden nach außen bildeten die Strebepfeiler des Ganzen. Alle inneren Einrichtungen ließen sich nicht auf einmal machen; man überließ es der Zeit, alles übrige zur Reife zu bringen.

Eine Bestimmung aber erschien Walpod und seinen Genossen als zunächst anzustrebendes Ziel, daß nämlich der Bund den Wahlfürsten ankündige, man werde keinen als Reichsoberhaupt anerkennen, der nicht einstimmig gewählt würde.

Arnold Walpod war soeben im Begriff, als letzter den Sitzungssaal des Städteschlosses zu verlassen, als eine Schar aufgeregt durcheinander redender Bürger über den Hof des Rathauses eilte und mit allen Zeichen des Schreckens auf Walpod zustürmte. In ihrer Mitte führten sie einen Mönch mit sich — Arnold Walpod erkannte an der Kleidung desselben, daß er dem Orden der Dominikaner angehörte, da er eine

schwarze Kutte trug, im Gegensatz zu den diesem Orden feindlich gesinnten Franziskanern*), welche braun gekleidet waren.

Der Mönch trat aus dem Kreise der aufgeregten Bürger heraus und näherte sich Walpod, welcher als Erbauer des Klosters der Dominikaner zu Mainz von den Mitgliedern des Predigermönchsordens hoch geehrt wurde. Da der Ordensbruder von dem raschen Lauf durch die Straßen der Stadt noch außer Atem war, so vermochte er die Frage Walpods nach der Ursache der allgemeinen Aufregung nicht zu beantworten. Ehe jedoch Walpod aus den wirren Reden der Bürger Aufklärung über das Vorgefallene erhalten konnte, drängte sich ein junger Ritter, barhäuptig und mit zerzaustem Haar, durch die Volksmenge. Es war Wilhelm von Holland.

„Ist es wahr," rief er händeringend aus, „ist es wahr, daß räuberische Buben der Kaiserin geheiligte Majestät gefangen nahmen? Ist es nicht erlogen, Bürger? Ist diese Schreckenskunde wahr?"

Die Bürger wiesen insgesamt auf den Predigermönch und riefen durcheinander:

„Der Pater brachte die Botschaft. Sie ist nicht erlogen. Er sah's mit eigenen Augen."

„Redet, berichtet, ehrwürdiger Vater," drängten Wilhelm von Holland und der Walpod.

Der Ordensbruder hatte sich inzwischen wieder gefaßt, holte tief Atem und begann:

„Vernehmt, daß ich von Worms**) komme, in dessen Mauern König Wilhelms Gemahlin Elisabet gastliche Aufnahme gefunden hat. Was Wunder auch! War doch das Bündnis mit Mainz, welche Stadt

*) Der Mönchsorden der Franziskaner wurde im Jahre 1208 durch Franz von Assisi gestiftet, jener der Dominikaner von Dominikus im Jahre 1170. Inquisition und Vertrieb des Ablasses erhielten die Dominikaner im Jahre 1232.

**) Die alte Reichsstadt Worms war zwar früher für Kaiser Konrad mit zweitausend Bürgern gegen Wilhelm von Holland zu Felde gezogen, was ihr damals den Bann der Kirche eintrug, hatte sich aber seit Konrads Tode mit dessen Gegenkönig geeinigt. Friede kehrte wieder in die Mauern von Worms ein, und freudig öffnete sie der Königin Elisabet ihre Thore.

stets auf der Seite Wilhelms stand, beifällig aufgenommen und die Kunde von dem Städtebund mit Jubel begrüßt worden."

„Zur Sache, ehrwürdiger Vater, zur Sache," drängte Wilhelm von Holland, „wie steht's um meine Gemahlin?"

Erstaunt blickte der Ordensbruder den Ritter an.

„So Ihr der Kaiser selber seid," versetzte er in betrübtem Tone, „weiß ich Euch keine gute Kunde zu geben. Eure Gemahlin Elisabet befand sich mit einem edeln Gefolge, bei welchem auch der Graf von Waldeck war, auf einem Spazierritt nach dem kaiserlichen und Reichsschlosse Trifels. Als sie in die Nähe des Flecken Edelsheim gelangte, wurde sie plötzlich von einer großen Reiterschar umzingelt. Vor einem Heiligenbilde, das am Wege stand, kniete ich gerade im Gebet, als über mein Haupt hinweg mit einem Male ein Reiter setzte und auf Eure Gemahlin zustürmte. Er schwang sein gezogenes Schwert in der Luft und bedrohte die Kaiserin —"

„Heilige Jungfrau!" schrie verzweiflungsvoll der erbleichende Kaiser.

„Der Gott der Gnade stand Eurer Gemahlin bei!" fügte der Erzähler schnell tröstend hinzu. „Es mochte wohl dem Ritter selbst feig und erbärmlich scheinen, ein wehrloses Weib zu verwunden; er ließ das Schwert sinken und ergriff nur ihren herrlichen Zelter beim Zügel, riß ihn herum und raste mit der hilfeschreienden und in namenloser Angst die Hände ringenden erlauchten Frau nach der Richtung davon, von da er gekommen. Vergebens hielt ich beschwörend das Kreuz in die Höhe und wollte mich dem frechen Räuber entgegen werfen. Aber der Elende hätte mich niedergeritten, sein trotziger Blick weissagte Grausamkeit. Ich wich zurück und hörte nur noch, wie der Rest der Reiterschar, die ihrem Herrn nachfolgte, dem Grafen von Waldeck, den man mit der übrigen Begleitung gleichfalls ergriffen hatte, höhnend zurief: »Freu' dich, Gesell, heute noch wirst du bei Herrmann von Riedberg zu Gaste sein!« Entsetzt schrie ich auf, denn Riedberg und seine Spießgesellen waren mir als mordlustige und raubgierige Leute bekannt. Die Reiterschar verschwand mit Blitzesschnelle in dem nahegelegenen Wald, und nur eine allmählich sich im Wind verteilende Staubwolke erinnerte an die räuberische Gewaltthat, deren Zeuge ich gewesen. Eilig machte

ich mich auf den Weg, um hierher nach Mainz zu eilen, da mir bekannt war, daß der Kaiser selbst hier landen werde."

Der Mönch mußte hier seinen Bericht unterbrechen, denn die Aufmerksamkeit aller Anwesenden wandte sich Wilhelm von Holland zu, welcher, durch die furchtbare Botschaft erschüttert, ohnmächtig zu Boden sank. Als man sich davon überzeugt hatte, daß der König wieder zum Bewußtsein gelangte, fuhr der Ordensbruder fort: „Noch bin ich nicht zu Ende mit meiner unheilvollen Kunde. Ein entsetzliches Ereignis hielt mich in meinem Marsche auf. Denn denkt nur, die Gesandten Eurer Stadt, Siegfried Tiedemann und Wigand, des Schultheißen Sohn, die ich in Worms mit eigenen Augen gesehen, als man sie im Triumph nach dem Rathause führte, sie mit Ehren überhäufend ...."

„Um Himmels willen haltet ein," unterbrach Walpod den Redner, denn er sah, wie der neben ihm stehende Schultheiß Friedrich am ganzen Körper zu zittern begann. Die Lippen des alten Mannes waren blutleer geworden, die Augen traten weit aus ihren Höhlen, und seine Stimme bebte, als er vor dem Pater niederfiel und beschwörend ausrief:

„Mein Sohn, mein Sohn! ... bei den Heiligen beschwöre ich Euch, ehrwürdiger Vater, gebt mir Kunde, was mit ihm geschehen ist!"

Wilhelm von Holland stand eine Zeitlang wie versteinert da. Seine Lippen bebten, seine Augen glühten.

Mit einem Male fuhr er auf, riß sein Schwert aus der Scheide und rief mit weithinschallender Stimme: „Rache! Rache! Nieder mit Hermann von Riedberg und seinen Spießgesellen!"

Die Worte des Dominikaners, welche dieser zu dem entsetzt aufhorchenden Schultheißen Friedrich sprach, wurden durch den Ruf des Kaisers übertönt. Die Menge verließ, Waffen und Stöcke schwingend, das Städteschloß, in dessen eingefriedigtem Hof nur noch eine kleine Gruppe zurückblieb.

Die Bürger zogen allesamt auf den Dietmarkt*), den größten und

*) Dietmarkt, Tietmarkt = deutscher Markt; später nannte man ihn Diebmarkt, auch Tiermarkt, weil darauf Strafen an Dieben vollzogen und Viehmärkte abgehalten wurden.

schönsten Platz der Stadt, voran Wilhelm von Holland, an welchen sich inzwischen sein Gefolge angeschlossen hatte.

Da die Volksmassen schreiend und lärmend durcheinander drängten, erschien die Mehrzahl der Ratsmitglieder und forderte zur Ruhe auf. Nur mit Mühe gelang es ihnen, die Menge zu besänftigen.

Wilhelm von Holland trat auf die zum Portal des Agnesenklosters emporführenden Stufen, um vom ganzen Volke gesehen und gehört zu werden. In allen Fenstern der den Dietmarkt umgebenden Gebäude erschienen neugierige Köpfe. Die Thüren der am Markt gelegenen Wirtshäuser und Herbergen wurden aufgerissen und füllten sich gleichfalls mit einander drängenden Gruppen.

„Bürger von Mainz!" begann Wilhelm von Holland mit lauter Stimme. „Freche Räuber haben meine Gemahlin gefangen genommen. Nicht nur, daß sie willkürlich den Landfrieden störten, — indem sie die kaiserliche Unverletzlichkeit mißachteten, beschimpften sie Euch, des Kaisers Unterthanen. Aber nicht eher will ich ruhen und rasten, als bis Eure Stadt und Worms und Oppenheim, in deren Bannkreis der Frevel geschah, mir zu Hilfe kommen und gegen den frechen Räuber zu Felde ziehen. Und darum rufe ich abermals: „Rache, Rache! Nieder mit Hermann von Riedberg und seinen Spießgesellen!"

Ungestüm wiederholte das Volk die Worte des Kaisers. Der Rat trat zusammen und besprach die nächsten Maßnahmen.

Unter der Bürgerschaft bestand bereits ein beträchtliches, waffengeübtes Kriegsaufgebot. Die Bürger waren in Zünfte eingeteilt; sie wählten ihre Vertreter im Magistrat und bildeten ihre Mannschaften für den Kriegsdienst aus. Die Bürgermeister waren die Anführer der Truppen, die Zunftmeister die Hauptleute der einzelnen Zünfte.

Kaum hatte der Rat seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die feige und rohe Beschimpfung der Landfriedensbrecher nicht zu dulden sei und man die Gelegenheit benutzen müsse, um dem Räubergesindel ernste Miene zu zeigen, als sich die Zünfte auch schon zu Scharen zusammenrotteten.

Zimmerleute, Schmiede, Schuster, Wagner, Bäcker, Metzger, kurzum,

die Mitglieder aller Zünfte, welche waffenfähig waren, forderten einmütig, daß der Kriegszug unverzüglich unternommen werde.

Wilhelm von Holland verließ seinen erhöhten Platz und blickte mit befriedigter Miene dem Volke nach; dasselbe drängte nunmehr nach den Zeug- und Fruchthäusern, die mit allem angefüllt waren, was zum Unterhalt und zur Bewaffnung der Heerhaufen diente.

„Rache! Rache! Nieder mit Riedberg!“ schallte es an allen Ecken und Enden der Stadt.

Inzwischen hatte im Hof des Städteschlosses eine ergreifende Scene stattgefunden.

Als das aufgeregte Volk nach dem Dietmarkt drängte und Ruhe in dem vorher lärmerfüllten Raume eintrat, berichtete der Ordensbruder von einem grausigen Fund im Walde. Er hatte dicht bei der Landstraße die Leiche eines jungen Mannes, an einem Baume hängend, bemerkt. Entsetzt war er näher getreten, hatte den leblosen Körper des Unglücklichen losgeschnitten und in dem Gehenkten einen der beiden Abgesandten von Mainz erkannt, der hernach von den Wormsern als Wigand, des Schultheißen Sohn, bezeichnet wurde.

Der greise Friedrich war wie leblos umgesunken, als er diese Schreckenskunde aus dem Munde des Mönchs vernahm. Während sich Walpod selbst im Schmerz um den unglücklichen jungen Mainzer Bürger, und in namenloser Aufregung über die Ungewißheit von Siegfrieds Schicksal, um den Vater Wigands bemühte, lief Nolte Hennebein, welcher dazu gekommen war, ratlos im Hofe auf und nieder, die zitternden Hände über seinem Haupte zusammenschlagend und sich die Haare raufend.

Als der Schultheiß endlich die Augen öffnete, standen sie voll Thränen. Der alte Mann schluchzte wie ein Kind und barmte einmal über das andere:

„Mein Sohn, mein Sohn! Gebt mir meinen Sohn wieder!“

Willenlos ließ sich der hartgetroffene Vater von Walpod und Hennebein nach Hause geleiten.

Unterwegs schlugen die aufgeregten Rufe der Volksmenge an ihr Ohr. Aus den Reden entgegenkommender Zünftler vernahm Walpod, was beschlossen worden war; da er nicht zur Stelle gewesen, hatte



176381A

man die vorläufige Entscheidung getroffen, in der Überzeugung, daß er sie billigen werde.

Eine neue schmerzliche Aufgabe harrte Walpods im Hause des Schultheißen. So hart es ihm ankam, er mußte der bejahrten Mutter Wigands die volle Wahrheit sagen. Als er die erschütternden Wehrufe der alten Frau vernahm, pochte sein Herz stürmisch, und er mußte gewaltsam an sich halten, um nicht in Thränen auszubrechen. Vielleicht fand man auch noch irgendwo im Walde oder an der Landstraße den Leichnam seines jungen Schützlings Siegfried, den er wie einen Sohn lieb hatte, der sein Eidam werden sollte!

Bei dem Gedanken an seine Tochter überfiel ihn eine namenlose Unruhe. Er fürchtete, daß die Kunde von dem entsetzlichen Ende des Genossen Siegfrieds und die schreckliche Ungewißheit über des letzteren Schicksal das junge Mädchen überwältigen könnte. War doch Thekla an die rauhe Wirklichkeit des Lebens noch so wenig gewöhnt und nur im harmlosen Verkehr mit ihren Geschwistern und Freundinnen aufgewachsen. Flehentlich bat er deshalb das unglückliche Ehepaar, dem jungen Mädchen gegenüber zu schweigen.

Noch ganz unter dem Eindruck der Schmerzenskunde vermochten die beiden Alten zum Zeichen ihres Einverständnisses nur wortlos mit dem Kopf zu nicken.

Mit warmem Dank und herzlich gemeinten Trostesworten entfernte sich hierauf Walpod. Auf der Straße schärfte er seinem Schwager Hennebein aufs genaueste ein, seiner Nichte gegenüber gleichfalls zu schweigen, und begab sich sodann zu den übrigen Ratsherren, unentwegt bemüht, für das Wohl der Stadt Sorge zu tragen.

Nolte Hennebein befand sich in einer trostlosen Verfassung. Er hätte sich so gern einem andern menschlichen Wesen anvertraut. Aber das Gebot Walpods verschloß ihm die Lippen. Kopfschüttelnd setzte er seinen Weg fort.

„Armer, armer Junge!“ murmelte er leise vor sich hin, wandte sich aber gleich darauf um, ängstlich nach allen Seiten spähend, ob ihn jemand belauschte. Als er sich auf der Straße ganz allein sah, fuhr

er in seinem Selbstgespräch fort, oftmals den Stock erhebend und mit seiner zitternden Hand in der Luft herumfuchtelnd.

Eine geraume Weile hatte dies schon gedauert; plötzlich jedoch hielt er in seinem Selbstgespräche inne und lugte vorsichtig um eine Ecke. Er hatte die Stimmen von jungen Mädchen gehört, welche sich seinem Standort näherten. Deutlich vernahm Hennebein auch die Stimme seiner Nichte Thekla. Der Angstschweiß brach ihm aus.

„Das giebt ein Unglück, Hennebein," flüsterte er weinerlich vor sich hin, mit der Linken sein weißhaariges Haupt krauend. Plötzlich machte er aber eine scharfe Wendung und humpelte auf einen auf die Straße herausgebauten Kellerhals zu, hinter welchem er sich zu verbergen suchte, indem er sich ängstlich an die Wand drückte.

Die jungen Mädchen schritten, ohne ihn zu bemerken, in munterem Geplauder an seinem Versteck vorüber. Als sie Hennebeins Gesichtskreis entschwunden waren, kam dieser aus dem Dunkel wieder hervor, atmete tief auf und murmelte mit einem Blick nach oben: „Wer weiß, was das für ein Unglück gegeben hätte! Ich — schweigen ... und gar jetzt ... oh!" Dann verfolgte er den Weg nach seinem Hause weiter und schloß sich, dort angelangt, in eine kleine Erkerstube ein, jedesmal zusammenschreckend, wenn von der Straße her der Ruf an sein Ohr drang:

„Rache! Rache! Nieder mit Riedberg und seinen Spießgesellen!"

## Siebentes Kapitel.

### Eine unheimliche Macht.

Wild brauſte der Sturm um die Zinnen und Türme der Burg Soneck. Schauerlich heulte das Echo ſeines ehernen, gewaltigen Liedes in den langgeſtreckten Gängen und den kahlen, grabähnlichen Verließen. Und zu dem einförmigen Toſen der Windsbraut geſellte ſich das Niederklatſchen heftiger Regengüſſe.

In unruhigen Träumen lag Siegfried auf dem harten, feuchten Boden ſeines Gefängniſſes. Plötzlich wurde die Finſternis, die in dem kleinen Raume herrſchte, durch einen kurz aufflackernden Lichtſchein unterbrochen. Bald darauf tönte ein dumpfes Grollen von fern her, das einen vielfachen Widerhall an den Gebirgsketten wachrief. Ein Gewitter zog auf. Immer raſcher folgten Donner und Blitz. Das Gewölbe, in welchem ſich Siegfried befand, erzitterte.

Hunger und Durſt quälten den Armen. Seine Glieder ſchmerzten ihn, die Zunge klebte ihm am Gaumen, er klapperte vor Froſt.

Bald war es ihm, als ob ſich zu dem Konzert der Naturgewalten ein neues Geräuſch geſellte. Dasſelbe wurde immer lauter und deutlicher. Siegfried horchte auf. Eine Zeitlang blieb es ſtill, dann kehrte es wieder und zwar mit noch vernehmbarerer Kraft. Es wurde an die Thür ſeines Gefängniſſes gepocht. Vorſichtig kroch er dem Ausgang der Zelle zu und lauſchte.

Siegfried vernahm das Flüſtern von Stimmen; eine derſelben kam ihm bekannt vor.

„Wer iſt da?“ fragte er gedämpft.

„Gut Freund," lautete die Antwort. Es war die Stimme Ule Berentrops. „Merk auf, Siegfried, was ich dir sage," fuhr der fahrende Schüler fort. „Clas Dude, ein Knappe der Burg, ist hier bei mir. Er will uns beiden zur Freiheit verhelfen. Doch müssen wir eine günstige Gelegenheit abwarten. Hier bringen wir dir einstweilen zur Labung Speise und Trank."

„Dank, tausend Dank!" rief Siegfried. „Aber wie die Thüre öffnen? Sie ist doppelt und dreifach verschlossen."

„Vorsicht," vernahm Siegfried eine zweite Stimme, welche Clas Dude angehörte. „Wir schieben die Speisen durch den Spalt unter der Thür. Faßt den Teller behutsam an, ich habe ihn mit Wein gefüllt. Der Spalt ist zu schmal, um ein anderes Trinkgefäß durchreichen zu können."

Gierig schlürfte Siegfried den Inhalt des Napfes. Tief aufatmend dankte er, nachdem er die Mahlzeit beendet, die erste, die ihm seit langem geworden war.

Plötzlich drang ein jäher Schreckensschrei an sein Ohr. Gleich darauf vernahm er die rohe, zankende Stimme eines Fremden.

Ule Berentrop und Clas Dude, welche in gebückter Stellung vor der Thüre von Siegfrieds Zelle kauerten, waren von Goclo überrascht worden. Der Ritter hatte aus dem Verkehr der beiden jungen Leute ersehen, daß dieselben irgend ein geheimes Vorhaben planten. Als sie sich aus dem Saal entfernten und längere Zeit nicht wieder zum Vorschein kamen, begab sich Goclo auf die Suche. Der Ritter war angetrunken und befand sich in einer zänkischen Laune. Ohnehin auch im nüchteren Zustand zu allen Gewaltthaten aufgelegt, zog er ohne weiteres sein Schwert und drang, dasselbe erhebend, auf die beiden Burschen ein.

Dem jähen Aufschrei des Paares folgte ein sofortiges Aufspringen und Zurückweichen. Goclos Streiche gingen fehl, und in maßloser Wut folgte der Ritter den beiden nach, welche sich vorsichtig an den Wänden des Ganges entlang schoben und so den Ausgang auf den Burghof gewannen.

Draußen kam es zu einer wilden Jagd. Voll Angst wichen die

beiden vor dem wutschnaubenden Ritter zurück, auf dessen unbedeckten Schädel der Regen klatschte. Im fahlen Schein der zuckenden Blitze jagte er den beiden über den Burghof nach, schreiend und tobend.

Mit einem Male öffnete sich die Thüre, welche zum Burgsaal führte. Der Schein zahlreicher Fackeln warf ein flackerndes, grelles Licht auf den Burghof. Die vom Sturm gepeitschten Flammen beschienen die gewappnete Ritterschaft. Gleichzeitig vernahm man das Wiehern der Rosse, die von den Knappen aus den Ställen herausgeführt wurden.

Athalger, welcher inmitten seiner Mannen in der geöffneten Thüre stand und sich von einem jungen Gesellen das Schwert umgürten ließ, rief mit Donnerstimme:

„Was geht hier vor? Antworte, Goclo."

Der Ritter ließ das Schwert sinken, packte den vor Schreck erstarrten Clas Dude am Kragen und führte ihn vor den Vogt der Burg Soneck.

„Er wagte es, mit Speise und Trank Euern Gefangenen zu laben, Herr," rief Goclo. „Ich wollte ihm den Garaus für seinen Frevel machen."

Athalger maß den zitternden Knappen mit einem geringschätzigen Blick, dann versetzte er, über die Brüstung des Burghofs nach den von einem Blitze grell erleuchteten Gemarkungen von Gottschalk Dude weisend:

„Noch eine Stunde, und wir sind gerächt. Denn vernimm, du Dorfritter, daß wir uns beeilen, deines Vaters Zins für den Ritterschild seines Sohnes einzuholen."

Leichenblaß starrte Clas den Gewaltigen an. Er vermochte keinen Ton aus seiner Kehle vorzubringen. Höhnisch lachten ihm die Ritter ins Gesicht und bestiegen ihre Rosse.

„Vorwärts, zu Pferd!" schrie ihm Athalger zu und winkte seinen Mannen, welche den Burschen von der Erde aufhoben und gewaltsam auf den Rappen setzten, den man gleichfalls aus dem Stalle herausgeholt hatte.

Endlich gewann Clas Dude die Sprache wieder. In demütigem, herzbewegendem Tone beschwor er den Ritter, von seinem grausamen

Plane abzustehen. Aber Athalger kümmerte sich ebensowenig um die Jammerrufe des Burschen als um das Zischen der Blitze und das Heulen des Sturmes.

Das Burgthor wurde geöffnet, und eben wollten die Ritter mit einem Hussa über die Zugbrücke setzen, als Athalger plötzlich sein Pferd zügelte, sich in den Bügeln erhob und mit trotzigen Augen in die finstere, nur zuweilen von grellen Blitzen erleuchtete Nacht hinaussah.

„Hölle und Mord!" rief er zornbebend aus. „Was bedeutet der rötliche Flammenschein da unten im Thal? So nah bei uns schlug keiner der Blitze ein."

Alles drängte nach dem Ausgang des Burghofes, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen.

„Das Marienkirchlein brennt!" rief Goclo. „Ich kenne die Stelle genau, wo die Kapelle aus den Wäldern hervorragt. Der Sturm facht die Flammen an. Gegen diese Feuersbrunst vermag der Regen nichts."

Ingrimmig blickte Hunold nach der Stätte des Feuers.

„Rache! Rache!" rief er. „Das Feuer ist angelegt. Wer mißgönnte mir mein Spielerglück? Warst du's, Athalger, der mein Eigentum in Asche legen ließ?"

Athalger maß den Reichensteiner mit verächtlichem Blick. „Das ist das Werk Gottschalk Dudes," versetzte er dann in finsterem Tone, und fügte, zu den übrigen Rittern gewandt, hinzu: „Auf, Freunde, wer mir den Schurken ausliefert — tot oder lebendig — der soll die Hälfte unserer heutigen Name*) erhalten."

Ein vielstimmiges Hussa der Ritter ertönte, und der Burghof erzitterte vom Hufschlag der aufgeregten Rosse. In wilder Hast jagte die Reiterschar über die Zugbrücke, den durch den Wald abwärts führenden Pfad in vollem Lauf verfolgend. Ein Hieb Goclos auf Clas Dudes Rappen spornte das Tier zur Eile an. Willenlos hing der Bauernsohn auf seinem Roß, den Kopf schlaff auf die Brust sinken lassend, die Lippen bleich und bebend.

*) Die Name = Beute, Gewinn.

Der wilden Jagd gleich stürmte die tobende Reiterschar bergab.

Schon sah man durch die Bäume den grellen Schein der himmelwärts schlagenden Flammen, welche der Sturm peitschte. Ein Wutgeheul drang aus den Reihen der Reiter. Mit einem Male brach die Schar aus dem Waldsaume hervor. Kaum zwanzig Schritt vor ihnen erhob sich die gewaltige Feuersäule. Man spürte an Gesicht und Händen die unheimliche Glut der lodernden Flammen.

Sofort zügelten die wilden Reiter ihre Rosse.

Vor der Kapelle aufgepflanzt, deren Flammen sich haushoch auftürmten, standen wohlgeordnet an fünfzig Männer, lauter starke, knochige Erscheinungen, aus deren Gesichtern Mut und finstere Entschlossenheit sprachen. Alle waren mit Sensen und Keulen bewaffnet. Die scharfgeschliffenen Sensen glitzerten in dem Schein der Feuersbrunst.

Athalger zog sein Schwert; die übrigen Ritter folgten seinem Beispiele. Zu dem inmitten der Bauern und Knechte stehenden Gottschalk Dude gewandt, auf dessen Antlitz der Ausdruck heiligen Ernstes lag, rief er mit seiner rauhen Stimme:

„Du wirst den Frevel büßen, Geselle. Nicht umsonst sollst du den Burgvogt von Soneck verhöhnt haben."

Mit Ruhe blickte der Bauer den erzürnten Ritter an. Er erhob langsam die Faust zum Himmel und versetzte:

„Fürchte lieber den Zorn des Herrn, Athalger, der mit Blitz und Donner zu dir spricht."

Ein furchtbares Krachen begleitete die Rede Gottschalks. Der Blitz hatte unweit der Kirche in den Wald eingeschlagen. Nach wie vor erfüllte die Luft das Heulen des Sturmes, mit unverminderter Kraft strömte der Regen nieder.

Eine Verwünschung ausstoßend, gab Athalger seinem Roß die Sporen. Das Tier, durch Blitz und Donner und den Anblick des gewaltigen Feuers scheu gemacht, bäumte sich hoch auf, setzte aber im nächsten Augenblick in wildem Lauf auf den herausfordernd und in stolzer Haltung dastehenden Gottschalk zu. Weit holte Athalger mit seinem glitzernden, den Schein der Flammen widerspiegelnden Schwert aus, um es auf des Bauern Schädel niedersausen zu lassen. Gottschalk

hatte die Sense zum Schlag erhoben. Keine Wimper zuckte, so ruhig und gelassen erwartete er das Näherkommen des Ritters. Das Roß desselben war nur noch ein paar Armeslängen von ihm entfernt. Gottschalk vernahm schon das pfeifende Keuchen aus den Nüstern des Tieres — da fuhr sein mit der Sense erhobener Arm blitzschnell auf den Nacken des Rosses nieder. In jähem Fall stürzte dieses zusammen. Athalger wurde so unglücklich zu Boden geschleudert, daß er sich nicht sogleich von der Erde wiederaufzurichten vermochte. Die Genossen Gottschalks erhoben die Sensen, um auch dem Reiter den Garaus zu machen. Der Bauer schlug sie jedoch zurück, indem er die Waffe schützend über den Ritter hielt.

„Ich schone dich, Athalger," rief er aus, „ziehe ungefährdet ab. Aber lasse auch du von deiner Mordlust und nimm die Sühne deines Frevels, im Trunk die gottgeweihte Stätte zu verspielen, ruhig hin."

Athalger war inzwischen in den Bereich seiner Freunde zurückgelangt. Mit bebender Lippe rief er diesen zu:

„Seid Ihr Ritter, so rächt mich und reitet den Elenden in den Grund!"

Beschwörend streckte Clas die Hände aus; in herzbewegendem Ton flehte er die Ritter an, von ihrem Vorhaben abzustehen. Aber plötzlich jagten diese dicht an ihn heran und hieben unter wüstem Geschrei auf die Rosse ein. Clas befand sich wie eingekeilt inmitten der Reiterschar, welche sich geradenwegs auf Gottschalk bewegte. Zur Seite taumelte Athalger, der sich beim Fall den Fuß verletzt hatte, das Schwert in der Luft schwingend.

Ein Wald von Sensen starrte den Anstürmenden entgegen.

Clas Dudes Rappe bäumte sich hoch empor. Der Zügel entglitt den Händen des Bauernsohnes. Mit einem jähen Aufschrei stürzte er zur Erde. Eilig raffte er sich auf, um nicht unter die Hufe der Rosse zu kommen. Als er jedoch seitwärts zu entfliehen suchte, sah er sich von Athalger zurückgeschleudert, so daß er rücklings in das Flammenmeer fiel.

Ein furchtbarer Aufschrei folgte. Eine Anzahl der Knechte ließ erschüttert die Waffen sinken, und Gottschalk Dude stürzte sich mit dem

entsetzten Ruf: „Ihr Heiligen! Mein Sohn!“ in die Flammen, welche gierig an seiner mächtigen Gestalt emporzüngelten.

Inzwischen hatte sich ein erbitterter Kampf zwischen den Rittern und Bauern entsponnen. In wildem Hin und Her wogten die Kämpfenden durcheinander. Athalger war einer der hitzigsten. Immer von neuem stürzte er sich auf seinen Gegner, bis ihn endlich der Hieb eines Knittels auf den Arm traf. Da entsank das Schwert seiner Faust. Schleunigst mußte er sich zurückziehen. Trotzdem wäre er von einem ihm nachfolgenden Knecht, der die Sense bereits über seinem Haupte erhob, zu Boden gestreckt worden, wenn nicht Goclo, die Gefahr, in der sein Gebieter schwebte, wahrnehmend, sich dazwischen geworfen und den Knecht in die Reihen seiner Genossen zurückgetrieben hätte.

Athalger entwich in den Wald. Er beabsichtigte, zur Burg zurückzukehren, aber rings um ihn herrschte finstere Nacht. Die Kronen der Bäume bildeten ein undurchdringliches Dach, durch welches selbst die zuckenden Blitze nicht ihr fahles Licht warfen. Nur von der Stelle her, wo die Marienkirche in Flammen stand, drang der rötliche Schein der gewaltigen Feuersbrunst. Noch einmal kehrte Athalger, oftmals über Wurzeln stolpernd und an Baumstämme anrennend, dahin zurück. Ein am Waldesrand gelegener Strauch war von den Flammen ergriffen worden. Athalger hob dürres Reisig vom Boden auf, formte daraus ein Bündel und entzündete es an dem brennenden Strauch. Dann wandte er sich abermals rückwärts und suchte sich einen Weg durch den Wald zu bahnen. Aber auch jetzt vermochte er sich nicht zurechtzufinden. Ratlos irrte er umher. Als er schon längere Zeit auf solche Weise über den vom heftigen Regen aufgeweichten Boden getappt war gelangte er endlich an eine Lichtung. Im grellen Schein eines aufzuckenden Blitzes sah er das Gehöft Gottschalk Dudes vor sich.

Bald darauf erklang Hufschlag. Gottschalk und sein Sohn näherten sich ihrer Behausung. Der Bauer, welcher den Knappen aus den Flammen herausgeholt und dabei Brandwunden erlitten hatte, welche denen seines Sohnes nicht viel nachstanden, war, so schnell er es vermochte, mit Clas dem Bereich des Feuers entronnen. Dieser hatte sich willenlos in alles gefügt, was der Vater mit ihm vornahm. Gottschalk

griff den Rappen auf, welcher, die Nähe seines Herrn witternd, herangekommen war, und half Clas auf den Rücken des Tieres. Dann jagte er einem der herrenlos und durch den Feuerschein geängstigt umherirrenden Rosse nach und schwang sich auf dasselbe. So führte Gottschalk den vor Schmerz jammernden Sohn nach dem Gehöft.

Als der Bauer des Burgvogts ansichtig wurde, ergriff er den Zügel von seines Sohnes Rappen, um Clas in Sicherheit zu bringen.

„Fluch dir, Elender," rief er in unheimlich grollendem Tone, „das Maß deiner Frevel ist voll. Noch schützet uns das Recht Kaiser Karls. Fürchte die Rächer der heiligen Feme!"*)

Dieser aber hob die brennende Leuchte in seiner Faust hoch empor und stieß ein höhnisches Gelächter aus. Gleich darauf verschwand er.

Bei dem Anblick des Ritters war Clas, überwältigt von Zorn und Wut und erschöpft von den ausgestandenen Qualen, halb ohnmächtig in seines Vaters Arme gesunken. Mit tröstenden Worten sprach Gottschalk dem Sohne zu. Endlich trieb er die Rosse wieder an.

Als er zu seinem Anwesen gelangte, durchfuhr ein jäher Schreck seine Glieder. Geisterbleich starrte er auf das Gehöft, dessen Strohdach lichterloh brannte. Die gierigen Flammen schlugen aus den Giebeln und Erkern des langgestreckten Gebäudes. Der Sturm verbreitete mit Geschwindigkeit das gefräßige Element nach allen Seiten. Zu dem Heulen der Windsbraut und dem dumpfen Grollen des Donners gesellte sich das Jammern und Kreischen der in wilder Verzweiflung über den Hof irrenden Mägde und der zum Schutz zurückgebliebenen Knechte.

Erschüttert hielt Gottschalk die Rosse an. „Athalgers Rache!" murmelte er mit bebenden Lippen. Starr blickte er dann auf das ehrwürdige Gebäude, in dem sein Sohn geboren, in dem eine lange Reihe der Vorfahren seiner früh heimgegangenen Frau das Licht der Welt erblickt hatte. Schluchzend preßte er den Sohn an sich und sah dann wieder auf die brennenden Gebäude, die rettungslos dem Verderben preisgegeben waren. Balken krachten, und Pfosten brachen zu-

*) Das Wort Feme (Vehme) hängt mit dem lat. fama, „Gerücht", zusammen oder mit dem altdeutschen feme oder feime, gleichbedeutend mit „Gericht".

sammen. Dazu heulte der Wind, zuckten die Blitze, grollte der Donner, und vom Sturme gepeitscht klatschte der Regen auf das Flammenmeer nieder, dessen Herd sich immer mehr verbreitete und bald das große, mächtige Anwesen in eine einzige riesengroße Feuersäule verwandelte.

Inzwischen verbrachte Ule Berentrop, den man in der allgemeinen Aufregung, welche die unerwartete Feuersbrunst hervorrief, völlig vergessen hatte, die Zeit nicht müßig. Als er sich auf dem Burghof ganz allein sah, reifte in ihm der Entschluß, die günstige Gelegenheit auszunutzen und seine Befreiung ins Werk zu setzen. Aber seinen Leidensgefährten wollte er nicht im Stich lassen. Er hatte Siegfried in der kurzen Zeit des Zusammenseins schätzen und lieben gelernt und fühlte sich durch das gemeinsame Unglück noch fester an ihn geschmiedet. Doch wie die Rettung des Freundes bewerkstelligen? Er sann und grübelte. Endlich fand er einen Ausweg. Der Thorwächter verwahrte die Schlüssel in seinem kleinen Turm, dem sogenannten Ausluger. Nun war es Ule Berentrop bekannt, daß der Wächter ein Trunkenbold war und namentlich zu Zeiten, wo er sich ungestört wußte, im Genuß des Trechtlingshauseners nicht Maß zu halten verstand. Darauf baute er seinen Plan.

Vorsichtig schlich der fahrende Schüler zum Ausluger, dessen Pforte angelehnt war. Wie er nicht anders erwartet hatte, saß der Thorwart neben einem riesigen Humpen, dem er fleißig zusprach. Als er Ule Berentrops ansichtig wurde, fuhr er in die Höhe, den Eintretenden mit verglasten Augen anblickend.

Der fahrende Schüler warf dem bezechten Wächter eine Kußhand zu, trällerte lustig ein ausgelassenes Trinklied und erhob den Humpen des Alten zum Munde, einen langen Zug daraus thuend. Verwundert blickte der Wächter dem Gebahren des fahrenden Schülers eine Zeitlang zu, dann legte er den Finger an seine weingerötete Nase und sagte mit schwerer Zunge:

„Du gefällst mir, Freund, ... du gefällst mir wirklich!“

Vertraulich setzte sich Berentrop neben den Trunkenen, klopfte ihm derb auf die Schulter und erwiderte:

„Das sagt dein Herr ebenfalls — mein Freund Athalger.“

Erstaunt rückte der Thorwart von dem jungen Burschen weg und versetzte nach einer Weile:

„Schade, daß du so ein feiner Mann und ein Freund meines hohen Gebieters bist, denn wisse ... du hast einen wunderbaren Durst. Das gefällt mir an dir.“ In wehmütigem Tone setzte er dann hinzu: „Freund, es giebt kein qualvolleres Leben, als das eines Menschen, dessen Durst gelöscht ist.“

Ule Berentrop lächelte und rief: „Narr, und du kennst keinen Ausweg?“ Traurig schüttelte der Wächter das Haupt. „So trinke über den Durst,“ versetzte der fahrende Schüler lachend.

Der Alte sann einige Augenblicke nach, denn er vermochte dem Sinne der Worte nicht so rasch zu folgen. Dann stieß er ein lautes Lachen aus, schlug begeistert dem schalkhaften Ratgeber auf die Schultern und krähte so angestrengt, daß ihm die Adern auf der Stirne schwollen.

Der fahrende Schüler unterhielt sich nun aufs angelegentlichste mit dem Thorwart, forderte ihn fortwährend zum Genuß des starken Weines auf und unterließ es dabei nicht, durch allerlei geschickt gestellte Fragen aus dem Trunkenen das herauszulocken, was er wissen wollte. Bald hatte er es dahin gebracht, daß der Wächter das weinschwere Haupt mehr und mehr auf die Brust sinken ließ, immer schweigsamer wurde und schließlich in einen tiefen Schlaf verfiel. Lautes Schnarchen zeigte an, daß der Alte so bald nicht wieder erwachen würde.

Vorsichtig tastete Ule Berentrop in dem engen Raume umher, bis er die vom Thorwart im Rausch verratene Stelle fand, wo die Schlüssel zu den einzelnen Gewölben aufbewahrt wurden. Er mußte an sich halten, um nicht einen Freudenschrei auszustoßen, als er derselben habhaft geworden war. Beim Hinaustreten auf den Burghof warf er einen prüfenden Blick auf die Gestalt des Wächters, welcher noch in derselben Haltung wie vordem am Tische neben dem geleerten Humpen hockte. Frohlockend eilte er über den dunkeln Hof. Plötzlich jedoch fuhr er erschrocken zusammen, denn eine schwere Faust packte ihn am Kragen, und eine rohe Stimme schrie ihm ins Ohr:

„Hollahe, Bürschchen! Wohin so eilig?“

Es war Athalger. In maßlosem Zorn hatte der Burgvogt wahr-

genommen, daß der Wächter in seiner Trunkenheit die Zugbrücke wieder aufzuziehen unterlassen hatte. Eben wollte er den Pflichtvergessenen zur Rede stellen, als ihm Ule Berentrop in die Arme lief.

Das Blut stockte dem jungen Burschen in den Adern. Ängstlich suchte er den Bund verrosteter Schlüssel hinter seinem Rücken zu verbergen, aber der Burgvogt hatte sie bereits bemerkt und schrie:

„Ausbrechen wolltest du, Halunke, und deinem sauberen Genossen gleichfalls die Freiheit geben? Das soll dir schlecht bekommen."

Mit seinen riesigen Fäusten packte Athalger den fahrenden Schüler, daß diesem Hören und Sehen vergingen. Stöhnend sank er zu Boden; der Schlüsselbund entglitt seinen Händen. Athalger versetzte dem Burschen einen Stoß und rief höhnend:

„Noch sind wir nicht zu Ende, Gesell, vorwärts in die Höhe und schreite mir voran zur Zelle deines Freundes. Erst sollst du Zeuge meines schrecklichen Gerichts sein, das ich über ihn halten werde, — dann kommt an dich die Reihe. Auf, auf, Gesell!"

Jeden seiner Sätze hatte der Burgvogt mit Stößen begleitet, die er dem fahrenden Schüler versetzte. Jetzt raffte sich Ule Berentrop auf, hob den Schlüsselbund hoch empor und rief zornglühend:

„Und wenn du mich auch unschädlich zu machen weißt, erbärmlicher Feigling, das Ende meines Freundes soll durch mich nicht beschleunigt werden. Darum sieh, Athalger, die Schlüssel zu Siegfrieds Verließ schleudere ich über die Brüstung deines Hofes ins Thal hinab. Dort suche sie, wenn du es vermagst."

Noch ehe Athalger es hatte hindern können, war der fahrende Schüler nach der Brüstung geeilt und holte mit der Rechten weit aus. Zornig warf sich der Burgvogt, des verletzten Fußes nicht achtend, auf Ule Berentrop. Ein heftiges Ringen begann. Athalger drängte den Burschen nach der Mauer; offenbar hatte er die Absicht, den Armen wegen seines Frevels kopfüber in die Tiefe zu stürzen. Zu jeder andern Zeit wäre es ihm auch ein Leichtes gewesen, Ule Berentrop zu bezwingen. Heute jedoch versagten ihm Arm und Fuß die Dienste; er vermochte nicht viel Kraft aufzubieten. Endlich bekam der fahrende Schüler die Hand, in welcher er die Schlüssel hielt, wieder

frei, frohlockend schwang er den Bund über seinem Haupte und schleuderte ihn in einem mächtigen Bogen über die Brüstung der Mauer weg. Zähneknirschend warf sich der Burgvogt mit erneuter Wut auf seinen Gegner. Dieser leistete ihm jedoch listigerweise gar keinen Widerstand. Platt fiel der Hüne zur Erde, in seinem Sturze den fahrenden Schüler mit sich reißend.

Rasch erhob sich Ule Berentrop vom Boden. Er war am ganzen Körper von dem Ringen mit dem gewaltigen Mann wie zerschlagen. Seine Kniee zitterten noch vor Aufregung. Aber lange durfte er nicht verweilen. Ein Blick auf Athalger überzeugte ihn, daß dieser sich beim Fall verletzt hatte, denn alle Anstrengungen des Ritters, sich vom Boden aufzuraffen, waren vergeblich. Als jetzt ein zischender Blitz den Burghof grell beleuchtete, bemerkte Ule Berentrop, daß sein Gegner heftig blutete.

Ohne Zögern machte sich der fahrende Schüler auf den Weg. Die Gebäude Sonecks waren wie ausgestorben. In schauerlicher Öde lagen die langen Gänge und Gewölbe da. Ule Berentrop fürchtete sich vor dem dumpfen Widerhall seiner eigenen Schritte. Als er vor der Pforte Siegfrieds anlangte, klopfte er mehrmals stark an das Verließ und rief den Gefährten beim Namen.

„Alles ist verloren, Freund," raunte der fahrende Schüler dem Eingekerkerten zu. „Ich hatte die Schlüssel zu deinem Verließ schon in der Hand, da bemerkte mich Athalger und störte meinen Plan. Er trachtet dir nach dem Leben, armer Freund; könnt' ich dir helfen, wie gern thät ich's. Aber auch mein Dasein ist verwirkt, wenn mir der Elende auf die Spur kommt."

Ein dumpfes Wehklagen ertönte. Nach einer kurzen Weile rief Siegfried:

„So rette dich, Freund, ehe es zu spät ist. Der Himmel lohne dir alles, was du an mir gethan hast. Lebe wohl, Freund, lebe wohl."

Ule Berentrop vernahm ein schmerzliches Schluchzen. Es schnitt ihm in die Seele. „Wenn es mir gelingt von hier zu entfliehen, will ich meine Schritte nach Mainz lenken," rief er dem Genossen zu. „Soll

ich einen der Deinigen von deiner schlimmen Lage benachrichtigen? Antworte, Freund!"

„Willst du den Namen Arnold Walpods nicht vergessen? An ihn wende dich und teile ihm unsere Leiden und das gräßliche Schicksal unseres Gefährten Wigand mit ... Und noch eines, Freund," flehte Siegfried, „ich habe eine Braut, Thekla, die Tochter des Walpoden. Sage ihr, daß ich ihrer getreulich bis zum letzten Augenblick meines Lebens gedenken werde, und bitte sie, daß sie meinen armen Eltern und meinem Bruder Werner die letzten Grüße von mir ausrichte."

Banges Schweigen erfolgte. Aufmerksam lauschte Siegfried, vernahm aber keine Antwort des Freundes.

Ule Berentrop ging mit sich zu Rate. Als Siegfried ihn wiederholt beim Namen anrief, versetzte er endlich in gepreßtem, mühsam hervorgestoßenem Tone:

„Ob ich recht thue, daß ich dir jetzt verrate, was ich neulich bei einem Zechgelage im Saale vernahm, — ich weiß es nicht. Und doch drängt mich eine innere Stimme dazu. Ich kann es dir nicht schonend beibringen, dazu fehlt die Zeit."

„Um Himmels willen, sprich," rief Siegfried in höchster Erregung. „Was hörtest du, das dich in Angst versetzt?"

„Nun, so vernimm denn, daß Nacke Vollmers, jener Geselle, welcher am ersten Abend unseres Hierseins gleichfalls auf der Burg verweilte, den Plan entworfen hat, Thekla, deine Braut, mit Gewalt dem väterlichen Hause zu entreißen, um sie in einem anderen Lande, wohin er sie verbringen will, zu zwingen, seine Gattin zu werden. Hunold und Athalger aber versprachen ihm — als Lohn für seine vielfachen Verrätereien — den Plan zu unterstützen."

Ein jäher Schrei ertönte. Siegfried sank, von der Schreckensbotschaft im Innersten getroffen, zu Boden. Unbeweglich lag er lange Zeit so da, der dringlichen Bitten und Rufe seines Genossen nicht achtend. Endlich raffte er sich auf und brachte unter lautem Schluchzen mühsam hervor:

„Entfliehe, Freund, entfliehe, ehe es zu spät wird."

Siegfried vernahm ein inniges Lebewohl seines Leidensgefährten,

dann schlug der Schall sich entfernender Schritte an sein Ohr. Bald war es wieder so schauerlich öde wie zuvor, und nur die Naturgewalten trieben draußen ihr lärmendes, unheimliches Spiel.

Hastig stürmte Ule Berentrop über den Burghof. Athalger hatte sich inzwischen mühsam emporgerichtet und tastete an der Mauer entlang, um nach dem Thor zu gelangen; denn dieses stand offen, und der Burgvogt sagte sich, daß Ule Berentrop sicher versuchen werde, seine Freiheit zu erlangen. Er kam jedoch mit seiner Vorsichtsmaßregel zu spät, denn gerade als er noch wenige Schritte von der Pforte entfernt war, sauste der fahrende Schüler über den Hof und dicht an ihm vorüber, setzte in wenigen Sprüngen über die Zugbrücke hinweg und verschwand gleich darauf im Dunkel der Nacht.

Athalger stieß eine Verwünschung aus.

Doch plötzlich schlug das Wiehern von Rossen, Hufschlag und Waffengeklirr an sein Ohr. Hunold und die Mannen der Burg kehrten von ihrem Zuge zurück. Die Knappen stürmten voraus und drangen sofort in den Ausluger, die dort aufgespeicherten Fackeln in Brand setzend und auf den Hof bringend. Mit Schrecken gewahrten sie die Verfassung, in welcher der Burgvogt sich befand. Aber auch dieser war nicht wenig überrascht, viele der Ritter mit heftig blutenden Wunden zurückkehren zu sehen; am meisten aber erzürnte es Athalger, daß ihm niemand zur Seite gestanden hatte, die Flucht Ule Berentrops zu verhindern.

Sofort ordnete er an, daß man Siegfried aus seiner Zelle hole. Ein furchtbares Strafgericht sollte stattfinden. Dann besann er sich jedoch, daß die Schlüssel zur Pforte nicht vorhanden seien. Er gab darum den vom Kampf noch erhitzten Mannen den Auftrag, sich mit Balken und Eisenwerkzeug zu bewaffnen, um das Thor des Gefängnisses zu sprengen.

In qualvoller Aufregung verharrte Siegfried in seinem Verließ. Finstere Nacht draußen in der Natur und in seinem Innern. Kein Hoffnungsstrahl, nicht der Schimmer eines rettenden Auswegs war vorhanden! Vergeblich rang er die Hände, raufte sich die Haare und sank auf die Kniee nieder, in inbrünstigem Gebet den Schutz des Herrn

anrufend. Wer vermochte hier zu helfen? Nur ein Wunder konnte ihn aus den Händen der entmenschten Gesellen retten.

Als er eine Weile in den finstersten Gedanken auf dem kalten Boden kauernd verharrt hatte, drang plötzlich ein verworrener Lärm an sein Ohr, welcher immer lauter wurde und näherzukommen schien. Schwere Tritte hallten jetzt auf dem langen Gange. Er vernahm die rohen Stimmen Hunolds und Athalgers und ihrer Mannen.

Mit einem Male wurden wuchtige Keulenschläge gegen die schwere Eichenthür seines Gefängnisses geführt.

Zitternd wich Siegfried nach der anderen Seite zurück. Das Herz schien ihm still zu stehen.

„Wir bringen dir unsere eisernen Grüße, Gesell," rief Athalger und gab Auftrag, daß an dem Werk des Sprengens sich alle beteiligten. „Es dauert mir zu lange," brüllte er, selbst eine mächtige Keule ergreifend und einen furchtbaren Schlag gegen die Pforte führend. Das Holz zersplitterte, aber noch gab die Thür in ihren Angeln nicht nach.

„Erbarmen!" schrie Siegfried aus gepreßter Kehle. Doch nur ein höhnisches Gelächter antwortete ihm.

Verzweifelt stürmte der Arme durch seine enge Zelle. Keine Rettung, kein Ausweg. Der Tod war ihm gewiß, wenn er den Unmenschen in die Hände fiel, und welch ein grausamer Tod.

Je gewuchtiger die Schläge an die Thüre geführt wurden, desto höher stieg Siegfrieds Verzweiflung. Ein gewaltiger Keulenschlag hatte soeben die Pforte in ihren festen Fugen erzittern gemacht. Noch eine solche Erschütterung, und Siegfried war den rohen Händen seiner Verfolger preisgegeben.

In der höchsten Not schoß ein verzweifelter Gedanke durch sein Hirn.

Krampfhaft schlug er die zitternden Hände ineinander und flüsterte mit bebender Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehle ich mich!" Dann schwang er sich mit einem Anlauf auf das Sims seines kleinen Fensters. Finstere Nacht gähnte ihn an. Mit größter Anstrengung nur gelang es ihm, die Füße in die kleine Öffnung nachzuziehen. Dann breitete er seinen Mantel weit aus, preßte ein verzweifeltes „Jesus Maria!" aus seiner Kehle und stürzte sich in die Tiefe hinab. Gebüsch

und Strauchwerk ſchlugen über ihm zuſammen; Sand und Steine rollten mit in die Tiefe.

Einige Augenblicke ſpäter brach das Thor der Zelle mit furchtbarem Krachen zuſammen. Mit Freudengeheul drängten ſich die Mannen in das Verließ.

Es war leer.

Sprachlos ſtanden ſie eine Weile da. Bleich und voll Entſetzen ſahen ſie einander an. Todesſchreck lähmte Geiſt und Glieder.

Keine Thür war da, wodurch er hätte entfliehen können, nur das Fenſter, von dem eine gähnende Tiefe ins Rheinthal hinab reichte.

## Achtes Kapitel.

### Auf roter Erde.

Auf einer Felskuppe gegenüber dem Dorfe Wormeln bei Warburg, dem Donnersberge, stand ein in bäurische Gewänder gekleidetes Paar, dessen ganzes Aussehen von langen Entbehrungen und Mühseligkeiten zeugte. Es waren Gottschalk Dude und sein Sohn Clas. Aus ihren Gesichtszügen sprachen Ermattung und Hinfälligkeit. Sie hatten eine lange, lange Reise hinter sich.

Als Gottschalk Dude in jener stürmischen, furchtbaren Nacht die heimatliche Stätte, die verwüstet, ein Raub der Flammen, ein einziger mächtiger Schutt- und Trümmerhaufen, dalag, verlassen hatte, wußte er weder Rat noch Hilfe. Die Knechte, die ihm bisher gedient, mußte er entlassen; und selbst die alte Brigitte ging auf das Gut eines anderen, um ein kümmerliches Dasein in einer geduldeten Stellung zu fristen.

Was sollte er nun beginnen? In seinen Armen hielt er den von Brandwunden über und über bedeckten Sohn, der willenlos wie ein Kind alles mit sich geschehen ließ und kaum wußte, was um ihn vorging. Für die erste Zeit fand er Unterkunft bei einem Bauern, den er manchmal bei schlechten Ernten unterstützt hatte. Das zahlreiche Vieh, das er besessen, lief herrenlos auf den Weiden umher. Er selbst war zu leidend und durch die großen Erschütterungen der letzten Zeit zu abgemattet, um auch nur den Versuch zu machen, wieder in den Besitz seines Eigentums zu kommen. Schon am folgenden Morgen trieb allerlei Räubergesindel die Herden zusammen und machte sich mit seiner fetten Beute aus dem Staube. Wo hätte auch Gottschalk seinen Viehbestand bergen sollen? Wer nicht ein durch feste Mauern und

zahlreiche Knechteschar bewehrtes Gut besaß, der war ja doch den räuberischen Überfällen der Burgmänner widerstandslos preisgegeben.

Nachdem Clas durch die liebevollste Pflege sich wieder erholt und die heilbringenden Kräutlein auch Gottschalks Zustand wesentlich gebessert hatten, wandte das Paar dem Rheinthal den Rücken. Besitzlos und heimatlos traten die beiden eine weite, weite Wanderung an.

Zwischen Vater und Sohn hatte das gemeinsam überstandene Unglück und die langen Leiden wieder das herzliche Einvernehmen hergestellt, welches durch die traurige Zwischenzeit von Clas' Knappschaft gestört worden war. Aber aus Gottschalk sprach nicht mehr der kernfeste, gerade, offene Sinn, der ihn ehedem ausgezeichnet hatte und ein Erbteil der westfälischen Abstammung war, deren er sich oftmals gerühmt hatte, weil das Bauerngeschlecht Westfalens durch ganz Deutschland ob seines urdeutschen Biedersinnes sehr geachtet war. Er gab sich jetzt oftmals finsteren Gedanken hin, und nicht selten prägten sich Trotz und Leidenschaft in seinem Antlitz aus. Mancher Tag der Reise verfloß unter eintönigem Schweigen. Gottschalk brütete still vor sich hin, und nur zuweilen wurde ein Wort gewechselt, die Unterkunft oder Zehrung betreffend.

Es war ein entsagungsvolles Dasein, welches Leute vom Schlage mittelloser Wanderer zu führen hatten. Die Elenden-Herbergen*) boten armen Reisenden zwar Dach und Fach, sowie Speise und Trank, besaßen aber doch nur kümmerliche Einrichtungen.

Die Vorsteher dieser Herbergen, welche für Holz zur Heizung, Stroh zum Nachtlager und die Speisung der Armen zu sorgen hatten, führten nebenbei in der Regel eine sehr strenge Aufsicht. Es bestand eine förmliche Pilgerordnung. Nach dieser durfte niemand früher als im Winter eine, im Sommer zwei Stunden vor Einbruch der Nacht aufgenommen werden. Jeden Aufgenommenen aber mußte der Verwalter ermahnen, sich des Schwörens, Fluchens, Schimpfens und Zankens zu enthalten. Ferner war das Spielen untersagt, selbst wenn um nichts gespielt wurde. Vor dem Abendessen, welches gewöhnlich aus Erbsen-

*) Elend war im Mittelalter gleichbedeutend mit fremd.

brühe bestand, mußte ein jeder bestimmte Gebete sprechen. Das Schlafen begann frühzeitig. Die Oberkleider und Gerätschaften mußten vor den die Nacht über geschlossenen Schlafkammern abgelegt und daselbst liegen gelassen werden. Nach achtstündiger Schlafzeit wurden die Kammern wieder geöffnet. Jeder mußte dann aufstehen, sein Strohlager aufschütteln und sich ankleiden. Aus dem Hause wurde keiner eher gelassen, als bis ein jeder erklärt hatte, daß ihm nichts von seiner Habe weggenommen worden sei.

Gottschalk Dude, der als freier Bauer von Kindheit auf sich als Herrn betrachtet hatte, kam es hart an, nunmehr mit allem möglichen Gesindel verkehren zu müssen, und auch Claas empfand den scharfen Gegensatz, der zwischen seinem jetzigen Dasein und seinen einstmaligen hochfliegenden Plänen bestand.

Was aber beide wieder aufrichtete, das war ein heißer Drang nach Rache, Rache für die Frevelthaten ihrer Bedrücker, der Ritter von Reichenstein und Soneck.

Als am heutigen Morgen Gottschalk Dude und sein Sohn auf dem Donnersberge, dem Endziel ihrer mühseligen Wanderung, anlangten, versetzte ersterer, auf eine mächtige Linde weisend, an der die ersten jungen Blätterknospen im frischesten Grün hervorsprossen:

„Hier unter dem schattigen Dach des Baumes laß uns rasten. Wir sind am Ziel. Hier ist die alte, gottgeweihte Malstätte, an der seit unvordenklichen Zeiten Recht gesprochen wird. Als ich ein Jüngling war, führte mich mein Vater einst hierher und ließ mich als Freischöffen in den Bund der Wissenden der heiligen Feme aufnehmen. Dabei sagte er mir: »Wenn je in deinem Leben dich eines Menschen Willkür und gesetzwidrige Handlung an Leib und Gut, Geist und Ehre schädigt, so denk' an diese Richtstätte und komm und fordere dein Recht und die Bestrafung der Übelthäter!«"

Gottschalk Dude hatte mit feierlichem Ernst gesprochen. Gedankenschwer stützte er dann sein Haupt auf und blickte über die im fröhlichen Sonnenschein liegende Ebene.

Die Feme, dieses echt deutsche Volksgericht, bildete die letzte Zuflucht des bedrängten Bauern.

Allerdings war auch jene Unglückszeit, welche in der Geschichte den Namen „die Zeit des Faustrechts“ erhalten hat, nicht ohne jede Rechtsprechung. Aber das Recht war wirkungslos, weil es brechen konnte, wer die Macht dazu hatte.

In dieser schweren Zeit richteten sich die Augen des Volkes auf die Vergangenheit. Die Altvordern hatten ein Gericht besessen, vor welchem auch hochgestellte und mächtige Missethäter zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Die Rechtsanschauungen der Urahnen lebten auf, das Volk ergriff die Rechtsprechung selbst mit kräftiger Hand, und das aus jenen Bestrebungen hervorgegangene Femgericht bot sogar die Gerichtsformen dieser längst entschwundenen Zeit. Es bildete so gewissermaßen den letzten Überrest einer Gerichtsverfassung, die einst allen deutschen Stämmen gemeinsam war.

Im Laufe der Jahrhunderte führte das Volk den Ursprung der Femgerichte auf Karl den Großen zurück, der sie mit Einwilligung des Papstes Leo unter den neubekehrten Sachsen zum Schutze des Christentums eingeführt habe. Wahrheit ist, daß die Femgerichte sich an die Einrichtungen Kaiser Karls anschlossen.

Die karolingischen Gerichte von ehedem hatten ein öffentliches und mündliches Verfahren. Die Gemeinde wurde durch sieben oder zwölf aus den Freien des Gaues gewählte Schöffen, gottesfürchtige und unbescholtene Männer, vertreten, welche unter dem Vorsitz eines kaiserlichen Beamten, des Gaugrafen, das Richteramt ausübten. Als sich das fränkische Reich auflöste, verfiel auch mehr und mehr die karolingische Gerichtsverfassung. Die erblichen Territorialherren, welche aus den ehemaligen kaiserlichen Beamten hervorgegangen waren, traten den alten Volksgerichten besonders feindlich gegenüber. Sie gingen darauf aus, an deren Stelle eigene Hofgerichte einzusetzen. An vielen Orten gelang es ihnen. Ein deutsches Reichsland aber leistete erfolgreichen Widerstand und behauptete das alte Volksgericht in unmittelbarer Unterordnung unter den Kaiser.

Dieses Land war Westfalen.

Mancherlei Umstände trugen dazu bei. Vor allem der Charakter des Volkes selbst; jenes zähe Festhalten am Alten, was den Westfalen

und namentlich den westfälischen Landmann zu allen Zeiten gekennzeichnet hat und vielfach auch durch die Natur des Landes begünstigt wird. Mit stolzem Selbstgefühl wachte der westfälische Bauer stets über seine ererbten Rechte und Freiheiten, auch wenn ihre Behauptung ihm Opfer auferlegte. Freie Grundbesitzer fanden sich in Westfalen in größerer Anzahl als irgendwo und bildeten den eigentlichen festen Kern des Volkes.

In alter Weise, in den hergebrachten Formen, an den gewohnten Malstätten versammelten sich die Freien zum Gericht.

Zu der Zeit, in welcher Gottschalk Dude mit seinem Sohne zur roten Erde seines Heimatlandes zurückkehrte, hatten die Femgerichte einen besonderen Aufschwung genommen. In ihrem unmittelbaren Verhältnis zum Kaiser lag schon der Keim zur Erweiterung ihrer Zuständigkeit über ganz Deutschland. Die Umstände waren einer solchen Erweiterung und Erhöhung ihrer Wirksamkeit günstig. Man lebte in einer rauhen, gewaltthätigen Zeit. Rechtsunsicherheit und Selbsthilfe waren an der Tagesordnung. Das Reichsoberhaupt besaß keine Macht. Die Fürsten und Großen lagen miteinander in Fehde. Bei den westfälischen Femgerichten durfte auch der aus der Ferne Kommende auf ein gerechtes und unparteiisches Urteil rechnen. Ihr Ruhm drang mehr und mehr bis in die fernsten deutschen Gaue und verbreitete Furcht und Schrecken unter allen Schuldbewußten.

Das Land zwischen Rhein und Weser, die rote Erde,*) war und blieb der Sitz des Gerichtes. Nur in Westfalen konnte ein Femgericht gehegt werden. Die Femrichter selbst wachten mit Eifersucht darüber, daß der Kaiser kein neues außerhalb Westfalens einsetzte.

Die äußere Einrichtung der Femgerichte zeigte eine genaue Gliederung. An der Spitze stand der Herzog von Westfalen, der Erzbischof von Köln, als Oberstuhlherr. Er war der Stellvertreter des Kaisers. An dessen Statt belehnte er den Freigrafen mit dem Blutbann und

*) Manche halten diese Bezeichnung für ein Symbol, welches auf die vom Kaiser verliehene Blutgerichtsbarkeit hinweist, während in Wahrheit die Benennung auf die Farbe des eisenhaltigen Bodens zurückzuführen sein dürfte.

schützte die Rechte der Freistühle gegen unberechtigte Angriffe. Vor ihm legte der Freigraf den Eid ab.

Den nächsten Rang nahmen die Stuhlherren ein, die Eigentümer der Freistühle, geistliche und weltliche Fürsten, ritterliche Lehnsinhaber, zuweilen auch Stadtgemeinden, je nachdem Zufall oder Gewalt, Kauf, Vertrag, Erbschaft über das Schicksal der Malstätte entschieden.

Der gesetzliche Stellvertreter des Stuhlherrn und eigentlich die wichtigste Person war der Freigraf. Vom Stuhlherrn ernannt, vom Kaiser durch den Oberstuhlherrn mit dem Blutbanne belehnt, führte der Freigraf im Gerichte den Vorsitz. Er berief und leitete die Versammlung, erließ die Ladung, verkündete das Urteil. Adelige Abkunft, wie man nach dem Namen schließen könnte, war zur Würde des Freigrafen nicht erforderlich: freie, ehrliche Geburt und westfälische Abstammung genügten. Die gefürchtetsten Freigrafen waren oft schlichte, nichtadelige Landleute.

Den Beirat des Freigrafen und den eigentlichen Richterstand bildeten die Freischöffen. Eingeweiht in die Geheimnisse des Gerichtes, führten sie vorzugsweise den Namen der „Wissenden", im Gegensatz zu den „Unwissenden" oder „Nichtwissenden". Schöffe konnte jeder frei und ehrlich geborene Deutsche von unbescholtenem Ruf werden, vom schlichten Landmann bis hinauf zum Kaiser. Die Anzahl der Schöffen war unbeschränkt.

Das unterste femrichterliche Glied bildeten die Freifronen oder Fronboten, welchen die niederen Dienste oblagen. Sie vollzogen die Aufträge des Freigrafen und hatten insbesondere für Aufrechthaltung der Ordnung und Beobachtung der vorgeschriebenen Formen Sorge zu tragen. In die Geheimnisse des Gerichtes waren auch sie eingeweiht, und auch sie verpflichtete, wie die Freischöffen, das strengste Gebot zur Verschwiegenheit gegen Nichtwissende. — —

Gottschalk Dude und sein Sohn mochten bereits eine gute Stunde schweigend und ernst unter dem breiten, schattigen Dach der ehrwürdigen Linde beisammen gesessen haben, als sich allmählich die Landschaft belebte und von den verschiedensten Richtungen her Landleute, alt und

jung, herbeiſtrömten. In einem großen Umkreis umſtanden ſie die Linde, unter welcher das Paar ſaß, dasſelbe aufmerkſam muſternd.

Plötzlich trat ein ſtämmiger, hochgewachſener Mann mit lang herabwallendem, rötlichblondem Vollbart auf Gottſchalk Dude zu. Der Bauer erhob ſich und blickte den Näherkommenden ſcharf an.

„Trügt mich mein Auge nicht," raunte er Clas zu, „ſo iſt das Jörg Stadner!"

Der Herzutretende, ſeiner Kleidung nach ebenfalls ein Landmann, kam dicht an Gottſchalk heran, legte ſeine rechte Hand auf deſſen linke Schulter und ſagte:

„Ich grüß' Euch, lieber Mann — was fanget Ihr hier an?"

Nach dieſen Worten erwiderte Gottſchalk, der als „Wiſſender" dieſen Schöffengruß, das allgemein übliche Erkennungszeichen, kannte, indem er auch ſeinerſeits die Rechte auf des andern linke Schulter legte:

„Alles Glück kehre ein — wo die Freiſchöffen ſein!"

Der Angekommene gab ſich nunmehr zu erkennen. Gottſchalk hatte ſich in ſeiner Perſon nicht getäuſcht; es war Jörg Stadner, der Lieblingsgeſpiele aus ſeiner Jugendzeit.

Obwohl die beiden Ankömmlinge in ihrer äußeren Erſcheinung recht dürftig ausſahen, drückte ihnen der biedere Weſtfale trotzdem wiederholt die Hände und blickte ſie dabei forſchend an.

„Euch bekümmert ſchweres Leid," äußerte er nach längerer Pauſe mit ſeiner tiefen, wohlklingenden Stimme.

Gottſchalk atmete ſchwer auf.

„Es gab eine Zeit," fuhr der Weſtfale fort, „wo zwiſchen uns kein Geheimnis beſtand. Biſt du in der Fremde mißtrauiſch geworden?"

„Nein, Jörg, ich bin der alte geblieben," erwiderte Gottſchalk und nachdem er noch einmal die Hand des Jugendgenoſſen gedrückt hatte, ſchüttete er ihm ſein Herz aus und berichtete von dem furchtbaren Unglück, das ihn heimgeſucht hatte.

Stadner hörte mit finſterer Miene zu. Oftmals ballten ſich ſeine breiten, derben Hände, und als der Arme geendet, rief er drohend aus:

„Oho, noch haben wir Rechte und Geſetze. Glauben denn die

Herren auf ihren Burgen, daß der Landmann nur da sei, von ihnen beraubt und bestohlen zu werden? Gemach, gemach, ihr werten Ritter, ihr sollt die Macht unseres Femgerichtes zu fühlen bekommen!"

In seiner Erregung wollte er sich der ihnen zunächst stehenden Gruppe zuwenden, doch sah er sich von Gottschalk zurückgehalten, der ihm die Frage vorlegte, ob sein Sohn Clas in die Zahl der Freischöffen aufgenommen werden könne.

„Ich sähe es gern," schloß er seine Bitte, „wenn er der heutigen Verhandlung als Wissender beiwohnen dürfte."

„Das kann geschehen," lautete Stadners Bescheid, „ich selbst bin Freigraf unseres Stuhles und werde bei der nachher stattfindenden Gerichtssitzung die Aufnahme bewerkstelligen. Es wird bald die neunte Stunde anbrechen, und dann beginnen, wie du weißt, unsere Verhandlungen."

Die Fronboten waren inzwischen auf der Spitze der Felskuppe, von der aus man einen weiten Überblick über die Landschaft hatte, an ihre Arbeit gegangen. Sie umfriedeten die Malstätte um die Linde mit einer leichten Umzäunung. In die Mitte stellten sie einen Tisch, mit einem Tuche bedeckt, darauf legten sie Schwert und Strick, jenes zur Eidesabnahme, diesen zur Strafvollstreckung.

Auf den Ruf nach „Spannung der Bank"*) drängten alle zur Malstätte; Jörg Stadner, der Freigraf, trat hinter den Tisch; die Bänke zur Seite besetzten sieben Männer, welche, wie Gottschalk seinem Sohn erklärte, Freischöffen waren. Diejenigen Freischöffen, welche sich außerhalb der Schranken befanden, bildeten den „Umstand". Die um die Malstätte geführten Schranken galten als unverletzlich; auf ihre Beschädigung stand hohe Strafe.

Nachdem vollkommene Ruhe eingetreten war, begann Stadner eine Zwiesprache mit demjenigen Fronboten, welchem die Ordnung und Aufrechthaltung aller gesetzlichen Formen oblag.

Clas merkte genau auf alles, was an der Gerichtsstätte vorging. Er hatte sich unter dem „heimlichen" Gericht allerdings etwas ganz

*) Einnehmen der Plätze.

anderes vorgestellt. Gottschalk klärte ihn jedoch darüber auf, daß die Heimlichkeit des Verfahrens nur darin bestehe, daß kein „Unwissender" den Verhandlungen beiwohnen dürfe. Manchmal fand auch das sogenannte „öffentliche Ding" statt, zu welchem alsdann jedermann Zutritt hatte. Es war im wesentlichen dasselbe Verfahren, welches bei der heimlichen wie öffentlichen Sitzung stattfand. Die eine folgte oft unmittelbar auf die andere: den Hauptunterschied machte die Ausschließung der Öffentlichkeit. Indem die Nichtwissenden entfernt wurden, verwandelte sich das „öffentliche Ding" in die „heimliche geschlossene Acht".

Die Schöffen, welche zur Seite des Freigrafen saßen und gleichsam als die Stellvertreter der ganzen Gemeinde angesehen wurden, entblößten ihre Häupter. Denn es war Gebot, daß sie ohne Waffen, in einfacher Tracht und barhäuptig, nüchtern und schweigend den ernsten Verhandlungen folgen und ihres Amtes walten sollten.

„Ich frage dich, Frone," redete Stadner den Fronboten an, „ob es wohl Tag und Zeit sei, daß ich auf dem Freistuhl meines Herrn, des römischen Königs, ein Gericht und heimlich Ding hege zu Recht und unter Königsbann?"*)

„Sintemalen Ihr den Königsbann, den Freistuhl und die Freigrafenschaft von dem römischen König aus seiner Hand selber empfangen habt, so mögt Ihr das Gericht zu Recht hegen," erwiderte der Fronbote.

„Ich frage dich, Frone," fuhr der Freigraf fort, „ob ein Unwissender Zeuge dieser heimlichen Acht des Königs sein dürfe?"

Die Antwort lautete: „So ein unwissender Mann sich zeigt an dieser heimlichen Acht und dem Gericht des Königs, der dasselbe belusterte**), der hätte verwettet die höchste Wette, und der Freigraf soll aufstehen und nennen den Mann mit seinem christlichen Namen und binden ihm seine Hände vornen zusammen und thun eine Winde um seinen Hals und hängen ihn an den nächsten Baum, den er haben möge, und der am Freistuhl gelegen ist."

Clas Dude sah ängstlich seinen Vater an. Dieser zerstreute seine

*) Die altertümliche Form der Zwiesprache, die auch damals durch Anlehnung an Redewendungen der karolingischen Zeit auffiel, ist hier beibehalten.

**) belauschte.

Besorgnisse jedoch dadurch, daß er sogleich zum Wissenden gemacht werde, also keinen Grund zu irgendwelchen Befürchtungen habe.

Nachdem auf solche Weise das Gericht bestellt war, konnte zur Verhandlung übergegangen werden.

„So erlaube ich allen Freischöffen ihre Klage zu Recht zu offenbaren! Ich frage dich aber, Frone, was für Klagen und Sachen ich in diesem Gericht richten möge?"

„Alle Femvrogigen!" lautete der Bescheid. „Alles, was gegen die zehn Gebote Gottes und sein heiliges Evangelium ist, das ist zur Klage bei diesem Gericht zugelassen."

Ehe die Klagen der einzelnen Freischöffen entgegengenommen wurden, führte Gottschalk seinen Sohn bis dicht an die Einfriedigung der Malstätte heran und sprach mit fester Stimme zu Stadner und den umsitzenden Schöffen:

„Zwei Freie — Jörg Stadner und ich selbst — bekunden, daß dieser Unwissende, den ich zu Gericht bringe, ehrlich und frei geboren sei; ich bitte den Freistuhl des römischen Königs, aus ihm einen Wissenden, einen Freischöffen zu machen."

Stadner hatte sich von seinem Platz erhoben und sprach zu Clas Dude:

„So sollst du zwei Finger deiner rechten Hand auf das Schwert und den Strang legen, mit entblößtem Haupte niederknieen und einen heiligen Eid schwören."

Der Sohn Gottschalks that, wie ihm befohlen ward, und sprach die Worte des Schwures nach, die ihm der Freigraf vorsagte.

Er mußte sich eidlich verpflichten, „daß er die Feme wahren, hüten und hehlen wolle vor aller Kreatur, vor jedermann, der dies Recht nicht beschworen habe, daß er alles, was die Feme angehe, soweit er es selbst für wahr wisse oder von wahrhaftigen Mannen sagen höre, an den freien Stuhl bringen wolle, damit es gerichtet werde nach Recht — daß er dies nicht lasse um Leib oder Glied, um Freund oder Sippe, um Silber und Gold, um keines Dinges willen in aller dieser Welt — daß er auch stärken wolle dies Gericht und Recht nach allem seinen Vermögen — damit Gott ihm helfe und die Heiligen."

Nachdem Clas Dude den Eid geleistet hatte, trat der Fronbote

vor und erklärte, daß der Mann nunmehr echt und recht Freischöffe sei und seines Amtes walten solle, als ob er schon vor dreißig Jahren Freischöffe geworden sei.

Clas war jetzt Genosse des Gerichtes, hatte Zutritt zu allen heimlichen Versammlungen auf roter Erde und stand gleichsam unter dem Schutz der heiligen Feme. Durch seinen Eid war er verpflichtet, jedes Verbrechen, worüber er Zeugnis geben konnte vor Gericht zu bringen. Er war bei erhobener Klage berufen, mit seinen Genossen über den Frevler das Urteil zu fällen.

Auch bei Vollstreckung der Strafe durfte er seine Hilfe nicht versagen. Er war Diener der strafenden Gerechtigkeit geworden.

Nunmehr teilte ihm der Freigraf die Losung mit, die vier Worte: „Strick, Stein, Gras, Grein", und erklärte ihm ihre Bedeutung. Diese Losung bildete das eigentliche Geheimnis der Feme. Auf Verrat derselben stand die Todesstrafe. Dann sagte er ihm das Notwort, wie es Karl der Große der heimlichen Acht gegeben habe: „Rainir dor Fewori,"*) und klärte ihn über dessen Bedeutung auf. Auch mit den sonstigen Gebräuchen — der Art des Schöffengrußes — sowie mit den Privilegien und Freiheiten eines Schöffen wurde der Aufgenommene bekannt gemacht.

Ein gelindes Gruseln überlief Clas, als er das Gebot des Freigrafen, strengste Verschwiegenheit gegen Nichtwissende zu wahren, und die Strafe, die auf den Verrat stand, vernahm.

„Wäre es," sagte Stadner, „daß ein Freischöffe die Heimlichkeit oder Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon ins Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon klein oder groß sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und binden ihm seine Hände vorn zusammen und werfen ihn auf seinen Leib und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß — höher als einen verurteilten, verfemten, missethätigen Dieb!"

Dieselbe Strenge, welche die Aufnahme des neuen Freischöffen

*) Dieses rätselhafte Notwort ist bis heute ebensowenig entziffert, wie die Losung.

begleitete, gab sich auch in dem Gericht selbst kund. Alles war an feste, unerläßlich strenge, den ältesten Zeiten entstammende Formen gebunden. „Denn," so erklärte Gottschalk seinem Sohne, „die Freigerichte sollen vor Gott mehr Zucht in ihrer hohen Ordnung haben, als andere."

Das Verfahren war kurz und bündig. Von langen, peinlichen Verhören war nicht die Rede. Die Verhandlung bestand aus Anklage, Antwort, Urteil. Nur auf eine bestimmte Anklage konnte ein Verfahren eingeleitet werden nach dem altgermanischen Grundsatz: wo kein Kläger, da kein Richter. Auf geheime Anzeigereien hin fand nie eine Untersuchung statt. Jeder Schöffe, aber auch nur dieser, konnte als Ankläger auftreten. Der Nichtwissende, welcher klagbar wurde, war genötigt, einen „Wissenden" als Vorsprecher zu wählen. Auf die Anklage folgte die Antwort des Beklagten, die Verteidigung. Der Beklagte war durch eine Vorladung, welche gewöhnlich den Inhalt der Anklage, sowie den Namen des Klägers angab, vor den Freistuhl zur Verantwortung gefordert worden. Die übliche Frist, die ihm gestattet ward, betrug nach dem altsächsischen Herkommen dreimal fünfzehn Tage, also sechs Wochen und drei Tage. Der Freischöffe wurde dreimal geladen und erhielt drei Termine; darüber hinaus wurde zuweilen noch als äußerste Frist ein sogenannter König Karl-Tag bewilligt. Ton und Haltung der Ladungen waren derb und herausfordernd. „Du kommest oder du kommest nicht," lautete die gewöhnliche Schlußformel, „dennoch wird das Gericht seinen Fortgang haben; du mögest dich vor dem schweren Gericht hüten, will ich dir getreulich raten."

Auf die Frage Clas', in welcher Weise das Überbringen eines solchen Schriftstückes stattfinde, was doch oftmals sicher mit Gefahr verknüpft sei, antwortete Gottschalk:

„Auch hier muß die Heimlichkeit helfen. In nächtlichem Dunkel wird der Ladebrief gewöhnlich überbracht und nicht dem Vorgeladenen persönlich übergeben, sondern an seiner Wohnung oder irgendwo in der Nähe angeheftet: drei ausgehauene Späne bilden das Wahrzeichen der Feme. So kommen die Ladebriefe der Feme stets viel sicherer an, als selbst die Ausschreiben des Kaisers, der es wegen der allgemeinen

Unsicherheit für notwendig hält, ein und dasselbe Schreiben in verschiedenen Abschriften durch mehrere Boten zugleich überbringen zu lassen!"

Als Verteidigungsmittel standen dem Angeklagten Urkunden, Zeugen und — wenn er selbst Schöffe war — der Reinigungseid zu Gebote. Doch verblieb dem Kläger das Recht, den Angeklagten zu überzeugen, d. h. ihn durch eine größere Anzahl von Zeugen und Eidhelfern zu überbieten bis zur Zahl von einundzwanzig. Waren Kläger und Beklagte gehört, so rief der Freigraf einen der Schöffen zum Urteil, der sich hierauf mit den Genossen und Umstehenden beriet. Das von ihm gefällte Urteil wurde von dem Freigrafen feierlich verkündet und hatte, wenn es von dem Umstande nicht gescholten*) wurde, Rechtskraft. Es lautete bei anerkannter Schuld des Angeklagten immer auf Tod, Tod durch den Strang.

Großen Schrecken rief bei Clas der Vollzug eines derartigen Urteils hervor.

Ein Knecht, ein finster dreinblickender Geselle mit einem wahren Galgengesicht, hatte einen Diebstahl ausgeführt. Auf die Frage des Freigrafen, ob er die ihm zur Last gelegte That einräume, antwortete er hohnlächelnd und in frechem Tone: „Ja, das habe ich gethan."

Der Kläger, ein angesehener Freischöffe, fragte hierauf den Umstand, ob der Angeklagte dafür eine „Wette" schuldig sei. Die Schöffen bejahten es. Darauf erhob sich der Freigraf und fragte, was die Wette darum sei?

Einstimmig lautete die Antwort der Schöffen: „Man soll ihn nehmen und hängen an den nächsten Baum zwischen Himmel und Erde!"

Auf der Stelle ergriffen drei der Freischöffen den auf dem Tisch vor Stadner liegenden Strang, warfen dem Missethäter die Schlinge um den Hals, schleppten ihn zu einem Baum, und wenige Augenblicke später hatte der Geselle seinen Frevel mit dem Leben bezahlt.

Ein Schrei des Entsetzens entglitt den Lippen des jungen Bauernsohnes. Daß dem Urteil so schnell die Vollstreckung folgen würde, hatte er nicht erwartet.

*) Schelten war die Anfechtung des Urteils, worauf eine nochmalige Prüfung des Urteils vorgenommen werden mußte.

Die übrigen Freischöffen zeigten keinerlei Erregung über das Vorgefallene. Der Missethäter hatte seine Strafe, und damit war für sie der Fall erledigt. Während der Gehenkte, welcher nicht die Spur eines Lebenszeichens mehr aufwies, abgenommen wurde, trat eine Pause in der Verhandlung ein. Die Sonne stand jetzt am höchsten am Himmel, und da es Gebrauch war, die Verhandlungen nicht vor drei Uhr nachmittags zu schließen, so bewegten sich die Schöffen frei durcheinander.

Als Clas in der entstandenen Pause dem Vater seine Verwunderung über die rasche Strafvollstreckung der Feme aussprach, erwiderte dieser:

„Es giebt in dem Verfahren der Feme noch einen anderen, viel furchtbareren Grundsatz, welcher bei der »handhaften That« in Anwendung kommt. Handhafte That heißt es, wenn der Verbrecher entweder auf der That selbst — hebende Hand — oder unter Umständen ergriffen wird, die ihn unzweifelhaft als den Thäter bezeichnen — blinkender Schein —, oder wenn er die That selbst gesteht — gichtiger Mund. In einem solchen Falle findet in der Regel ein richterliches Verfahren gar nicht statt. Sind nur drei Schöffen anwesend, so haben sie das Recht, den Missethäter, als der Feme verfallen, ohne weiteres zu ergreifen, zu binden und aufzuknüpfen."

Während Clas noch die Besorgnis aussprach, daß hier vielleicht doch die Gefahr eines Mißbrauchs*) zu nahe läge, als daß man ihr entgehen könne, erschallte abermals der Ruf nach Spannung der Bank.

---

*) Allerdings lag der Keim zur Entartung und ungemessener Willkür in dieser Einrichtung der Feme. Beispiele grellen Mißbrauchs und empörender Gewaltthaten lassen sich schon frühe nachweisen. Wie die Femgerichte lange Zeit der Schutz der bedrückten niederen Stände und oft die letzte und wirksamste Waffe gegen übermütige und übermächtige Verhöhnung des Rechtes waren, so wurden sie durch ihre Ausartung nach und nach eine wahre Geißel für Deutschland, für hoch und niedrig, für den Bürger und Bauernstand, den sie ehedem geschützt, wie für den Ritter und Adel. Unberufene und Unwürdige drängten sich ein. Die Schöffen der heiligen Feme waren jetzt recht unheilige Ränkeschmiede und Händelsucher. Schwindler und arbeitsscheue Abenteurer trieben unter dem Deckmantel der Feme ihr Unwesen und benutzten femrichterliche Ladungen als Schreckmittel zu Erpressungen. An die Stelle der alten, überlieferten feierlichen Formen trat nicht selten ein tumultuarisches Verfahren: der

In großer Erregung harrte man allgemein der Klage Gottschalk Dudes, welcher, wie man inzwischen erfahren hatte, vom Rheine hierher gekommen war, um bei dem westfälischen Volksgerichte sein Recht zu suchen.

Der alte Bauer holte weit aus, um den Schöffen die räuberische Habgier der ritterlichen Bedrücker zu schildern. Vom ersten Frevel an, den ihm Athalger durch Überfall und Plünderung seiner Viehställe zugefügt hatte, zählte er all die Übergriffe der Burgmannen auf, deren Opfer er geworden. Nichts verschwieg er. Auch nicht den schimpflichen Verkauf des Marienkirchleins, den die Ritter im Rausche vollzogen hatten und der einer furchtbaren Gotteslästerung gleichkam.

Wie der vom Unglück und Gram gebeugte Gottschalk barhäuptig vor dem Freistuhl stand, bot er ein wahres Bild des Jammers. Seine Wangen waren eingefallen, die Augen traten bei der Erinnerung an die vielfachen Schreckniſſe weit aus ihren Höhlen, die Stimme zitterte, und oftmals mußte der Arme inne halten, nach Atem ringend und tief aufschluchzend. Zu seinen beiden Seiten war je ein Freischöffe getreten, wie dies bei der Anklage üblich; dieselben unterstützten Gottschalk zuweilen, wenn die Kräfte ihn verließen und er, von der gewaltigen Aufregung überwältigt, umzusinken drohte.

Tief erschüttert lauschte die Versammlung den furchtbaren Anklagen des alten Mannes. Nachdem er geendet hatte, trat eine lautlose Stille ein. Endlich erhob sich der Freigraf und forderte Gottschalk auf, seine Aussagen eidlich zu erhärten.

Der Alte legte die Hand auf das Gerichtsschwert und schwor, daß seine Rede wahr sei.

Mit feierlichem Ernst gaben die Schöffen darauf ihr Erkenntnis. Es lautete auf schuldig der Gotteslästerung, des Straßenraubes und des

---

Angeklagte oder sein Vertreter, wenn ein solcher erschienen war, wurde von der lärmenden Menge überstimmt oder gar in roher Weise mißhandelt. Die öffentlichen Stimmen, namentlich in den Kreisen der Gebildeten, der Theologen und Juristen, erklärten sich daher immer entschiedener gegen die Femgerichte. Dieselben hatten ihre Sitzungen später in Höhlen und zur Nachtzeit. Von dem ehrlichen, freien Volksgericht war keine Spur mehr vorhanden.

Diebstahls. Sie verurteilten Athalger von Soneck sowohl als Hunold von Reichenstein zum Tode. Für jeden der beiden mußte der Freigraf darauf den Bann des heimlichen Gerichts, die furchtbar schauerliche Verfemungsformel, sprechen.

„Da nun vor mir verklagt, verfolgt und vertwunnen ist Athalger, Burgvogt von Soneck," lautete das harte Urteil, nachdem über Hunold in gleicher Weise der Bann gesprochen worden war, „so verfeme und verführe ich ihn hier von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und Königsbann gebietet und ausweiset, und nehme ihn aus dem Frieden, dem Recht und der Freiheit, die Papst und Kaiser gesetzt und bestätigt und ferner alle Fürsten und Herren, Ritter und Knappen, Schöffen und Freie beschworen haben, und ich setze ihn aus allen Freiheiten und Rechten in Königsbann, ich mache ihn hinfort echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos, mißthätig, sempflichtig, leiblos. Er soll keine Freiheit noch Geleit ferner haben, in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweihten Orten.*) Und ich vermaledeie hier sein Fleisch und Blut, auf daß er nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Tiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weihe seine Lehen und sein Gut ledig dem Herrn, seinen Hals dem Strick, seinen Leichnam den Tieren!"

Nach diesen Worten nahm der Freigraf den Weidenstrick und warf ihn weit über sich weg aus den Schranken des Gerichts. Die Schöffen ringsumher spieen aus, als würde in diesem Augenblick das Todesurteil vollzogen. Nochmals ergriff Stadner hierauf das Wort und gebot allen Anwesenden, außerdem allen Königen, Fürsten, Herren und Rittern und übrigen Freigrafen und echten, freien Schöffen, „bei der

*) Das Asylrecht konnte dem Verfemten nicht abgesprochen werden. Dasselbe erschwerte oftmals die Haftnahme und Bestrafung eines Verbrechers. Kirchen und Klöster nahmen das Asylrecht für sich in Anspruch, indem sie sich hartnäckig weigerten, einen Menschen, der sich zu ihnen geflüchtet hatte, auszuliefern, die gewaltsame Herausholung desselben aber für ein an der Kirche begangenes Verbrechen galt. Auch jede Dorfkirche und sogar die Spitäler nahmen dieses Recht für sich in Anspruch. Übrigens pflegten die Behörden, um ihrer Flüchtlinge habhaft zu werden, sich dadurch zu helfen, daß sie rings um die Zufluchtsstätte Wächter aufstellten und eine besondere Aufsicht an den Stadtthoren anordneten.

Treue und den Eiden, die sie dem heiligen Reiche und der heimlichen Acht gehuldet und gethan haben," für die Vollstreckung des Bluturteils Sorge zu tragen.

Gottschalk Dude empfing eine von dem Freigrafen untersiegelte Ausfertigung des Urteils.

Den Verfemten selbst aber mußte der gefällte Spruch geheimgehalten werden. Keine noch so leise Andeutung, keine verblümte Ermahnung zur Vorsicht oder Flucht war den Freischöffen gestattet.

Die dritte Nachmittagsstunde brach an. Der Freigraf schloß das Gericht, die Schöffen bedeckten ihre Häupter, Tisch und Bänke wurden fortgeschafft.

Als Gottschalk Dude der ehrwürdigen Malstätte den Rücken wandte, hob er bedeutsam den Finger gegen seinen Sohn in die Höhe und sprach in unheimlich finsterem Tone:

„Nun sind die Verfemten vogelfrei! Ihre Namen stehen im Blutbuch des heimlichen Gerichts!"

Ein kalter Schauder überlief Clas. Mit ängstlichem Blick sah er dem Vater in die Augen, aus denen jetzt nicht die sonstige Mattigkeit, sondern ein trotziger Ernst sprach.

Stadner näherte sich dem Paare, um ihm die Gastfreundschaft seines Hauses anzutragen. Gottschalk drückte ihm dankend die Hand, bewegte jedoch verneinend das Haupt, dem Jugendfreund gleichzeitig einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend. Der Freigraf schien denselben zu verstehen. Er neigte den Kopf und gab Vater und Sohn seinen Segenswunsch zur weiteren Wanderung. Schweigend verließ Gottschalk Dude mit dem ihm in scheuer Verwunderung folgenden Clas die Stätte des Femgerichts.

## Neuntes Kapitel.

## Der Rheinische Städtebund.

Im Erker des geräumigen Gemachs, welches im Erdgeschoß des Hauses der Löwenhäupter lag und dem Hausherrn als Arbeitsraum diente, saß ein bleicher, junger Mann und blickte von Zeit zu Zeit scheu auf den mit großen Schritten das Zimmer durchmessenden Arnold Walpod.

Es hatte augenscheinlich eine sehr ernste Unterredung stattgefunden. Oftmals faßte sich Walpod an die Stirn und rief stöhnend aus: „Ist es denn nur denkbar, daß solche Schandthat geschehen kann?“ Dann schritt er auf den am Fenster Sitzenden zu, welcher durch die Blässe seines Gesichts und die Mattigkeit seines Blicks einen kränklichen Eindruck machte, und versetzte mit Nachdruck:

„Du weißt, Werner Tiedemann, daß ich deinen Aussagen vollen Glauben beimesse. Nicht allein weil ich deinen Vater und deinen Bruder Siegfried als hochehrenwerte Männer kenne, sondern weil ich in den wenigen Stunden, seit welchen ich mit dir bekannt bin, dich ob deiner offenen, treuherzigen Art schätzen gelernt habe. Aber was du mir da berichtetest, war so furchtbar und grauenerregend, daß ich noch immer hoffe, es sei nur ein böser Traum, aus dem wir erwachen werden.“

Schmerzlich blickte der Baugeselle Walpod an.

„Wäre es doch ein Traum gewesen!“ flüsterte er mit traurigem Lächeln. „Aber seht, Meister, die Narbe an meinem Arm ist der deutliche Beweis dafür, daß das, was ich Euch schilderte, rauhe, nackte Wirklichkeit war!“ Werner hatte mit der linken Hand den Ärmel des verwundeten Armes in die Höhe gestreift und zeigte Walpod die blut-

unterlaufene Stelle. Dabei berührte er die vernarbte Wunde etwas unsanft und zuckte vor Schmerz heftig zusammen.

„Armer junger Freund," sagte Walpod bedauernd, „was müssen das für Stunden der Qual gewesen sein, bis man dich in deinem Blute auffand."

„Es war eine böse, böse Nacht!" erwiderte Werner kopfnickend. „Als Meister Hildebrand, welcher am anderen Morgen, da ich vermißt wurde, in seiner väterlichen Besorgnis selbst auf die Suche ging und mich endlich in einem Graben liegend fand, trug er mich nach der Herberge und pflegte meiner daselbst. All das weiß ich aber nur aus den Berichten anderer, denn das Bewußtsein hatte mich bald nach meines Genossen Unthat verlassen — wahrscheinlich wegen der Stärke des Blutverlustes."

„Du siehst auch jetzt noch matt und abgezehrt aus, armer Bursche," sagte Walpod, Werner liebkosend die Wangen klopfend. „Du mußt dich jetzt schonen und deine Arbeiten für eine Zeit ruhen lassen. Bis du wieder völlig hergestellt sein wirst, bist du mein Gast. Die Frühlingstage sind lind und erquickend für einen Genesenden. Ich werde dich auf mein Gütlein führen; dort wirst du in der freien, schönen Luft und im warmen Sonnenschein wieder völlig gesunden. Thekla soll deine Pflegerin sein. Wie wird sie sich freuen, endlich ihren jungen Schwager kennen zu lernen."

Traurig blickte Werner den Sprecher an. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und er ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Ich weiß wohl, was dich bekümmert," versetzte Walpod tief aufseufzend und sich gleichfalls über die Augen fahrend, „die Ungewißheit über Siegfrieds Schicksal nagt dir am Herzen. Glaube mir, Werner, daß auch ich von jener Stunde an, da mir die Kunde von der grausamen Ermordung seines Gefährten zu Ohren kam, keinen ruhigen Augenblick mehr hatte. Immer quälte mich der Gedanke, daß mein armer, armer junger Freund vielleicht schwer zu leiden habe, von irgendwelchem räuberischen Gesindel überfallen und fortgeschleppt, wenn nicht gar . . . ach!" unterbrach sich Walpod, die Augen bedeckend und hastig das Zimmer durchmessend, „hätte ich nur Gewißheit über seinen jetzigen

Aufenthalt! Gern würde ich mich ja bereit erklären, das höchste Lösegeld für ihn zu zahlen!"

Werner hob langsam das Haupt und fragte zögernd: „Und es ist keine Möglichkeit, daß der Städtebund vielleicht mit Gewalt . . .?" Er vollendete den Satz nicht, weil er die bekümmerte Miene Walpods wahrnahm.

„Wisse, junger Freund," erwiderte dieser, „daß wir noch immer in den Anfängen dieses Städtebündnisses stehen. Bevor nicht alle rheinischen Städte zugesagt haben, sind wir machtlos und können nichts unternehmen. Aber meine einzige Hoffnung baue ich ja auch auf diesen Bund. Noch heute erwarte ich Botschaft aus vielen Städten, an welche ich die Aufforderung zum Beitritt erlassen habe."

„Glaubt Ihr, daß das Unternehmen glücklich verläuft?" fragte Werner.

Freudig nickte Walpod mit dem Kopfe. „Unsere Sache könnte nicht besser stehen," erwiderte er, „das gemeinsame Vorgehen von Mainz, Oppenheim und Worms gegen den Raubgrafen Hermann von Riedberg hat allerorts großes Aufsehen erregt. Man verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegungen unseres ausgesandten Heeres. Gelingt es unserem Kriegsvolk, den Räuber zu bezwingen, so wenden sich sicherlich alle diejenigen Städte, welche mit ihrem Beitritt zum Bunde bis jetzt gezögert haben, uns zu."

„In Bingen vernahm ich bereits die bübische Handlungsweise Hermann von Riedbergs," versetzte Werner. „Ist aber seine Burg nicht derartig uneinnehmbar, daß alle Versuche, ihn zu bezwingen, scheitern werden?"

„Ich baue auf den Herrn und unsere gute Sache," entgegnete Walpod fest. Damit setzte er seinen Spaziergang durch das Gemach von neuem fort, nur zeitweise stehenbleibend und einen Blick durch das Fenster auf die Straße werfend.

Plötzlich vernahm man von der Ferne her einen dumpfen Lärm, welcher näher und näher kam. Walpod stieß das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Vom Ufer her eilte eine Schar Männer geradenwegs auf das Haus der Löwenhäupter zu. Ein Ausruf der Ver-

wunderung entrang sich Walpods Lippen. Er erblickte unter den Näherkommenden die Bürgermeister und mehrere Zunftmeister, welche sich in voller Kriegsrüstung befanden und die freudigen Zurufe der sie begleitenden Volksmenge lebhaft erwiderten.

Das Geschrei des Volkes wurde immer lauter. Alle Thüren und Fenster der Häuser öffneten sich, und Hunderte von Neugierigen blickten heraus, um nach der Ursache des Lärms zu forschen. Als man der gewappneten Leute ansichtig ward, begrüßte man sie mit hellem Jubel. Das Mützenschwenken und Händeklatschen der Menge bekundete zur Genüge, daß die Männer gute Kunde brachten.

Walpod eilte ihnen entgegen und führte sie mit herzlichem „Willkommen!“ in das Gemach.

Die Menge drängte sich unter den Fenstern des Erdgeschosses, und da Walpod wußte, daß unter den Bürgern allgemeine Teilnahme für das Unternehmen der Stadt vorhanden war, ersuchte er Werner, die Fenster völlig zu öffnen, damit die Draußenstehenden den Bericht der Gewappneten vernehmen könnten. Als die Bürger die Freundlichkeit Walpods bemerkten, brachen sie in laute Beifallsrufe aus, und der bei alt und jung, hoch und niedrig beliebte Mann mußte sich am Fenster zeigen, um die lebhaften Dankesbezeugungen des Volkes entgegenzunehmen.

Als draußen völlige Ruhe eingetreten war, begann der älteste der Abgesandten mit fester, weit vernehmbarer Stimme:

„Wißt, Meister Walpod, daß wir soeben vom Schiff ans Land gekommen sind. Wir fuhren heute früh von Worms ab, woselbst sich unser Kriegsvolk sammelt. Denn unsere Belagerung der Burg Riedberg ist beendet. Wir — die verbündeten Städte — sind die Sieger!“

Freudig zuckte es in Walpods Mienen auf. Die Draußenstehenden brachen in stürmischen Jubel aus. Der Sprecher beschwichtigte den Lärm der Bürger, welcher ihm einem Herrn vom Range des Walpoden gegenüber nicht schicklich schien. Nachdem die Menge sich beruhigt hatte, fuhr er fort:

„Als das Kriegsvolk der drei verbündeten Städte sich versammelt hatte, um gegen die Räuber zu ziehen und die vermessene Handlung

zu bestrafen, lag es in der ersten Nacht zu Mutterstadt. Es war ein stattliches Lager, welches unser Bundesheer einnahm. Von Waffen und Rüstungen klirrte es allenthalben, eine trotzige Stimmung lagerte auf den Söldnern. Überall vernahm man Drohungen gegen Hermann von Riedberg und seine Sippe. Es waren für das Bundesheer bedeutend mehr Söldner angeworben worden, als man ursprünglich geplant hatte. Freilich waren auch die Kosten beträchtlich, welche die Bundesgenossen auf ihre Ausrüstung verwendeten. Auch unsere Stadt Mainz wird tief in den Säckel greifen müssen, um das Geld beizutreiben, denn soviel ich vernahm, brachte die Stadt Worms tausend Mark*) und darüber für die Erhaltung des Landfriedens auf, wozu die Juden hundertundfünfzig Pfund Heller, namentlich zur Anwerbung von Söldnern, zuschossen. Von Mutterstadt zog das Bundesheer gegen das Schloß Riedberg. Doch vernehmt, welch freudige Überraschung unser noch harrte. Wir hatten unser Lager kaum verlassen, als plötzlich in der Ferne Staub aufwirbelte und eine Menge gewappneter Ritter zum Vorschein kam, welche weiße Tücher schwenkten und uns dadurch freundliche Absichten zu erkennen gaben. Gleichwohl machten wir uns kampfbereit und erwarteten mit gezogenem Schwert die Ankommenden. Doch groß war unser Erstaunen, als wir in den Reitern edle Fürsten erkannten. Es waren der Pfalzgraf Ludwig und Graf Friedrich von Leiningen. Einmütig schworen sie uns zu, unser Bundesheer durch ihre Mannen zu unterstützen, um gemeinsam mit uns gegen den frechen Räuber, welcher eine schreiende Verletzung des Landfriedens begangen, zu Felde zu ziehen und ihn für seinen Frevel zu züchtigen. Verwundert fragten wir die Herren, ob sie denn auch wüßten, daß unser Bündnis gegen alle ritterlichen Bedrücker des Landes gerichtet sei; doch sie antworteten uns, daß sie sich in gleicher Erbitterung gegen die Willkür des niederen Adels befänden, daß auch sie gewillt seien, die Burgmannen, die auf den festen Raubschlössern hausen, niederzuwerfen und ihre Zölle aufzuheben. Endloser Jubel erhob sich unter den Bundes-

*) Die Mark Silber (nach unserem Gelde rund 13½ Thaler) hatte 12 Schillinge, der Schilling 12 Denare. Die kleineren Münzsorten waren Obol, Silbergroschen, Pfennig und Heller.

genossen, als die edle Gesinnung dieser Herren bekannt wurde. Herzlich hießen wir die Ritter willkommen und zogen gemeinsam mit ihnen gegen Hermann von Riedberg. Schwere Tage brachen an. Die Burg des Räubers schien uneinnehmbar. Gleich einem Adlerneste war sie an einer Felskuppe angeklebt. Die Geschosse unserer Wurfmaschinen vermochten die schwindelnde Höhe des Schlosses nicht zu erreichen. Also mußten wir uns darauf verlegen, den Ritter samt seinen Spießgesellen auszuhungern. Freilich liefen wir selbst dabei Gefahr, nicht das Nötigste zum Lebensunterhalt zu erhalten. Denn einmal waren unser gar viele, und dann hatte das Bauernvolk, welches um die Burg wohnt, selbst kaum satt zu essen, weil Hermann von Riedberg gar oft durch Raub und Plünderung die Wehrlosen heimsuchte. Nach manchen Tagen voll Not und Entbehrung unsererseits trat der Räuber endlich mit uns in Unterhandlung. Wir ließen uns natürlich nicht darauf ein, von ihm nur die Freigebung der Kaiserin und ihres Gefolges zu verlangen, sondern wir drohten ihm, seine Burg in Flammen aufgehen zu lassen, wenn er nicht freiwillig mit seiner ganzen Sippe abzöge und auf Schloß und Land, Hab und Gut zu Gunsten der Bundesgenossen Verzicht leistete. Es mochte wohl droben auf dem Schloß auch bereits Schmalhans Küchenmeister sein, darum gaben sich die Ritter endlich damit zufrieden. Dem aus Mainz herbeigeeilten König Wilhelm wurde durch den Grafen von Waldeck seine Gemahlin wieder zugeführt. Unter Hohnlachen, Schimpf und Spott mußte Hermann von Riedberg abziehen. Kaum waren die Ritter aber einige Stunden entfernt, als durch unser Lager das Gerücht schwirrte, Riedberg habe die Königin Elisabeth ihrer Kleinodien beraubt. Und so war es in der That. In der Freude des Wiedersehens hatte die Königin ihrer geraubten Juwelen gar nicht gedacht und ihrem Gemahl deshalb nichts davon mitgeteilt. Nun war es aber zu spät, denn der Ritter befand sich mit all seinen Mannen schon längst über allen Bergen. Sofort wurde das feste Schloß, das jetzt einsam und verlassen dalag, durchsucht. Es fanden sich aber nur wenig Kostbarkeiten vor, denn was wegzuschaffen war, hatten die Räuber mit sich genommen. Dennoch herrschte unter den Bundesgenossen die Stimmung der Zufriedenheit. War es doch — auf Grund des Rheinischen

Städtebundes — zum ersten Male den Bürgern gelungen, die Bedrückung eines räuberischen Ritters und seines Anhangs von sich abzuschütteln und einen Landfriedensbrecher empfindlich zu züchtigen."

Brausende Jubelrufe erschallten auf der Straße, nachdem der Sprecher geendet hatte. Die Bürger umarmten einander, warfen ihre Mützen in die Luft, klatschten in die Hände und jauchzten und tanzten auf dem holprigen Pflaster in ausgelassenen Sprüngen.

Mehr und mehr Volk versammelte sich in den Gassen.

Walpod dankte den Amtsgenossen und Zunftmeistern für ihre frohe Botschaft und entließ sie dann mit herzlichem Händeschütteln.

Als die Gesandten wieder draußen anlangten, wurden sie sofort von allen Seiten stürmisch begrüßt und in hellem Jubel nach dem Dietmarkt geführt, woselbst sich inzwischen gleichfalls eine große Menschenmenge angesammelt hatte, welche über die Ergebnisse der Belagerung Kunde haben wollte.

Allmählich wurde der Platz vor dem Hause der Löwenhäupter wieder leer, das Geschrei des Volkes entfernte sich, und nur aus der Ferne vernahm man noch gedämpft den Siegesjubel der freudig erregten Menge.

Es war ein herrlicher, sonniger Frühlingstag.

Arnold Walpod faßte den jungen Baugesellen unterm Arm und führte ihn ins Freie. Werner sollte das Gut besichtigen, das jetzt im schmucken Festgewand des Lenzes stand.

Dort erschallte heute der helle Jubel mehrerer Kinderstimmen. Inmitten ihrer kleinen Geschwister, die sich an sie angeschmiegt hatten, saß Thekla in einer dicht an der Mauer liegenden Fliederlaube, über welche die im zartesten Grün sprossenden Wipfel der Bäume ragten, und erzählte Sagen und Märchen, nicht müde werdend, die immer erneuten Bitten nach weiteren Geschichten zu erfüllen.

„Erzähle uns das Märchen von der Schwanenburg!" bat ein kleiner Lockenkopf. Und die ganze Schar stimmte ein: „Bitte, bitte, das Märchen von der Schwanenburg!"

Freundlich ermahnte Thekla die kleine Gesellschaft, aber auch recht

ruhig und artig zuzuhören. Die Kinder versprachen es feierlich, und Thekla begann mit ihrer hellen, wohlklingenden Stimme:

„Vor langer, langer Zeit lebte auf der Burg Cleve am Rhein das Ritterfräulein Beatrix. Obwohl sie schön und reich war, fühlte sie sich doch gar elend und unglücklich; denn sie war eine Waise. Sie konnte den frühzeitigen Verlust ihrer Eltern nicht vergessen und beweinte ihren Tod in trauriger Einsamkeit. In tiefe Schwermut versenkt, saß sie einstens an einem schönen, heiteren Tage an dem Fenster ihrer Burg und schaute mit starrem Blicke den stillen Rhein hinauf. Da sah sie aus der Ferne ein goldenes Schifflein herabschwimmen, welches von zwei Schwänen gezogen wurde und, von der Abendsonne beleuchtet, über die glatte Fläche des Rheins einen flimmernden Schein warf. Diese seltsame Erscheinung spannte die Aufmerksamkeit des Mädchens; mit Ungeduld erwartete sie die Annäherung derselben. Und als das Schifflein schier bis zu der Burg herabgekommen war, siehe, da erhob sich auf seinem hinteren Teile, der wie eine Muschel gebildet war, ein Jüngling von vornehmer Gestalt und blickte bescheiden nach dem Söller, von dem sie herabsah. In der einen Hand hielt er ein vergoldetes Schwert, in der anderen einen silbernen Schild mit acht goldenen Sceptern, an dem Finger trug er einen Ring, und an seiner Seite hing ein silbernes Jagdhorn. Als die Schwäne an der Burg vorübergekommen waren, drehten sie ihre weißen Hälse nach derselben und kehrten so das Schifflein an das Ufer. Der Jüngling kam ans Land und sprach auf der Burg vor. Mit edler Bescheidenheit sagte er Beatrix, daß ihr Bild ihm schon lange im Traum erschienen und daß er darob an den Rhein gekommen sei, um sie zur Gemahlin zu erkiesen. Beatrix fragte ihn nach seiner Herkunft und seinem Namen. Er aber antwortete ihr: »Die Fee, welche mich hierher gewiesen, um glücklich zu werden, verbot mir auch, wenn ich glücklich bleiben wolle, meine Herkunft zu entdecken. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich von edelm Stamme und den schönen südlichen Inseln entsprossen bin, daß mich mein Vater Elius und meine Mutter Gracilis genannt hat.« Beatrix gab dem Ritter ihre Hand und teilte mit ihm ihr mächtiges Fürstentum. Elius Gracilis zeichnete sich bald als einen Helden in allen Gefechten aus und erwarb

sich die Gunst des Kaisers. Lange lebten so die liebenden Gatten in glücklicher Ehe, als Beatrix in einem Anfalle von Neugierde ihrem Gatten das Geheimnis seiner Abkunft entlockte und er ihr auf immer entrissen wurde. Die Schwäne erschienen mit dem goldenen Schifflein vor der Burg. Elius riß sich aus den Armen der unglücklichen Gattin und verschwand aus ihren weinenden Augen. In Verzweiflung bestieg sie den hohen Turm ihrer Burg und blickte den Rhein hinauf. In jedem Flimmern einer Welle, in jedem herabkommenden Fahrzeuge glaubte sie den verlorenen Gatten wiederzufinden. Er kam nicht mehr. Bald starb sie an gebrochenem Herzen. Zum ewigen Andenken dieser Geschichte hat man das Schloß Cleve die Schwanenburg*) genannt, und noch glänzt ein goldener Schwan auf dem Gipfel ihres Turmes."

Andächtig hatten die Kinder der Erzählerin gelauscht; als sie jetzt endete, brach ein stürmischer Beifall los, die kleinen Knaben und Mädchen umarmten und küßten die Schwester. Da Thekla sich der Liebkosungen kaum zu erwehren vermochte, rief sie endlich aus:

„Gemach, gemach, jetzt ist's genug des Plauderns und Scherzens. Ihr müßt zur Schule; es ist höchste Zeit! — Und du," wandte sie sich an den ältesten der Knaben, „wirst mir gut aufpassen, daß deine kleinen Geschwister nicht zu Fall kommen!"

Der Blondkopf richtete sich stolz auf und trug das Bewußtsein der ihm verliehenen Würde deutlich zur Schau. Folgsam kamen die Kinder dem Gebot Theklas nach und verabschiedeten sich von dem Mädchen, gemeinsam den Weg zur Schule antretend.

Knaben und Mädchen besuchten ein und dieselbe Schule. Der Unterricht bestand in Lesen, Schreiben, Rechnen und Lateinisch. Ein Teil der Lehrer gehörte dem geistlichen Stande an; die meisten von ihnen aber waren Laien. Die Kinder schrieben mit hölzernen, gläsernen oder metallenen Griffeln auf Wachstafeln, denn das Pergament war zu Schreibübungen zu teuer. Für den Rechenunterricht bediente man sich der Rechenbretter (auch Rechentische und Zahlbrettafeln genannt), d. h. höl-

*) Die Schwansage ist uralt und taucht in den verschiedensten Gegenden auf. Die mittelhochdeutsche Dichtung Lohengrin zieht sie in den Kreis der Artus-Gralsage. (Nach Vogt, Rheinische Sagen.)

zerner Tafeln mit darauf gezeichneten Linien und Zahlen. Nebenbei wurden die Kinder auch im Gesang — namentlich im kirchlichen Gesang — geübt. Arme Schüler erhielten nicht bloß freien Unterricht, sondern auch die Kost, mußten dafür aber sowohl in der Kirche, als auch in der Stadt zu Hochzeiten und Begräbnissen singen. Das städtische Spital reichte ihnen täglich zweimal Brot, sowie den Überrest vom Gesindeessen. Um den letzteren nach Hause zu tragen, hatte jeder von ihnen am Gürtel ein hölzernes Gefäß befestigt, und man nannte deshalb die Chorschüler oft die „Häfeleinsbuben".

Als Arnold Walpod von den ihm begegnenden Kindern erfuhr, daß Thekla allein im Garten verweile, wandte er sich an seinen Begleiter und raunte ihm zu:

„Schweige über alles, was du mir mitgeteilt hast, Werner. Thekla darf nichts darüber erfahren, daß dieser schurkische Nacke Vollmers die Gesandtschaft unserer Stadt verraten hat. Noch können wir ja auf eine glückliche Wiederkehr Siegfrieds hoffen. Also laß uns das Herz des armen Mädchens nicht bekümmern."

„Doch was gedenkt Ihr gegen den Schöffen zu unternehmen?" fragte der Baugeselle.

„Er wird seinen Lohn erhalten," sagte Walpod finster. „Heute verweilt er nicht in der Stadt. Längst schon fielen mir seine geheimnisvollen Reisen auf. Daß er freilich zum Verräter an seiner Vaterstadt werden könnte, hielt ich niemals für möglich. Aber ich werde Abrechnung mit dem Burschen halten, verlaß dich darauf!"

„Wenn es nur nicht zu spät wird und der Elende Euerem Rächerarme entflieht," gab Werner zu bedenken. „Auch sein Bundesgenosse, der erbärmliche Sellentin, entkam in der allgemeinen Aufregung, welche meiner Auffindung an jenem Morgen folgte. Er hatte nächtlicherweile verschiedene Kostbarkeiten, welche wir mit uns führten, geraubt und sich heimlich entfernt, da er sich sagen mußte, daß ihm in mir ein furchtbarer Ankläger erstanden war."

Unter diesen Gesprächen erreichte das Paar den Garten.

Walpod öffnete das Thor und war nicht wenig überrascht, als er seine in der Fliederlaube verweilende Tochter in Thränen sah. Thekla

fuhr überrascht empor, als sie die sich nähernden Schritte vernahm. Hastig wischte sie die Spuren ihrer Thränen vom Antlitz und schritt auf das Paar zu, indem sie sich bemühte, dem Vater eine freundliche und heitere Miene zu zeigen.

Aber Walpod ließ sich nicht täuschen. „Was ist dir, Kind?“ fragte er besorgt und teilnehmend, die schlanke Gestalt der Tochter zärtlich an sich ziehend. Thekla verbarg das weinende Antlitz an ihres Vaters Brust. Die Unruhe über das lange Ausbleiben Siegfrieds quälte und ängstigte sie. So oft sie sich allein befand, gab sie sich trüben Gedanken hin und ließ ihren Thränen freien Lauf. Umsonst bemühte sich Walpod einen recht heitern Ton anzuschlagen, um die Besorgnisse des Mädchens zu zerstreuen, aber es wollte auch ihm nicht gelingen, eine offene Fröhlichkeit zur Schau zu tragen. Das Bekanntwerden mit Werner, Siegfrieds Bruder, vermochte sie endlich von ihrem Schmerz etwas abzulenken. Der Baugeselle verwickelte seine zukünftige Schwägerin in ein fesselndes Gespräch. Er erzählte ihr von der Thätigkeit der Bauhütte, seiner Reise durch das Rheinthal und dem Zustand, in dem er seine Eltern in Köln zurückgelassen hatte. Als die beiden sich in eifriger Unterhaltung befanden, vernahm man plötzlich ein lautes und festes Klopfen an das Thor des Gartens.

Walpod öffnete dasselbe und war nicht wenig erstaunt, seinen Verwandten, den Nolte Hennebein, zu erblicken, welcher sich in der Gesellschaft eines ziemlich dürftig gekleideten, jungen Mannes befand.

„Wen bringst du mir da, Väterchen?“ fragte Walpod verwundert. Der Alte kraute sich hinter dem Ohr und erwiderte:

„Ich kann's beim Himmel nicht sagen, Arnold. Soviel ich an seiner Kleidung sah, ist es ein fahrender Schüler. Er fragte auf dem Städteschloß nach dir, und ich wies ihn hierher, weil ich dich nicht in deinem Hause antraf. Auf mein Forschen verweigerte er mir jede Auskunft. Er will sich nur dir selber anvertrauen.“

Walpod winkte dem noch draußen Stehenden zu, näher zu kommen. Der fahrende Schüler folgte der Aufforderung und verbeugte sich höflich vor Walpod und dem im Garten anwesenden und ihn erstaunt mustern-den Paare.

„Vernehmt, Meister Walpod," versetzte er in bescheidenem Tone, „daß ich ein Bachant bin und Ule Berentrop heiße. Ich bringe Euch Kunde von Siegfried Tiedemann."

Ein freudiger Ausruf entrang sich Theklas Lippen. Hastig eilte sie auf den fahrenden Schüler zu und versetzte:

„Sprecht, sprecht, junger Mann, wie geht es Siegfried? Wo weilt er so lange? Ist ihm etwas zugestoßen?"

Ule Berentrop nickte betrübt mit dem Kopfe.

„Sein Gefährte, der arme Wigand, ist ermordet, und er selbst schmachtet als Gefangener des schrecklichen Athalger im Burgverließ von Soneck."

Ein entsetzter Aufschrei wurde vernommen. Thekla sank ohnmächtig zu Boden.

Wie versteinert verharrten Walpod und Hennebein, ihre Blicke auf Ule Berentrop gerichtet. Der fahrende Schüler war selbst bewegt von dem erschütternden Eindruck, den seine Worte auf die Anwesenden ausgeübt hatten. Bedauernd erhob er die Hände zu Walpod und flüsterte:

„O Herr, verzeiht, daß ich so herbe Wahrheit Euch künden muß, und glaubt, daß es mir hart ankommt, Euch nichts verschweigen zu dürfen!"

Allmählich faßte sich Thekla wieder. Mühsam raffte sie sich vom Boden auf, streckte die zitternden Arme zum Himmel empor und rief in schmerzgebrochenem Tone:

„Siegfried gefangen! In den Händen eines Elenden! ... Herr, mein Gott, stehe uns bei!"

Walpod bekämpfte seine innere Erregung und gebot dem fahrenden Schüler in ruhigem, gefaßtem Tone, ausführlich zu berichten.

Ule Berentrop kam nur zögernd dem Wunsche nach. Er fühlte, daß jedes seiner Worte einen schmerzlichen Widerhall in den Herzen der Hörer wachrufen mußte. Endlich bezwang er jedoch seine Scheu und erzählte offen und unumwunden alles, was ihm über Siegfrieds Schicksal bekannt war. Er berichtete über sein Zusammentreffen mit Siegfried und Wigand in der Weinschenke und schilderte sodann all die Ereignisse, die der Reihe nach über sie hereingebrochen waren: den

Überfall im Walde, die grausame Ermordung Wigands, die Gefangennahme und die schrecklichen Erlebnisse auf der Burg Soneck. Als er zum Bericht über Nacke Vollmers' schmählichen Verrat und sein Vorhaben, Thekla mit Gewalt dem väterlichen Hause zu entreißen, gelangte, bemächtigte sich zwar der Zuhörer ein gerechter Zorn, alle anderen Empfindungen aber erblaßten vor dem herzzerreißenden Schmerz, den Thekla äußerte. Auch in Walpods Augen blitzten Thränen, und er sagte sich wohl, daß alle beruhigenden und tröstenden Worte nur leerer Schall seien, gegenüber der Gewalt des tragischen Geschicks, dessen Opfer Siegfried geworden. Besorgt führten Walpod und Werner das junge Mädchen aus dem Garten, den Weg nach der Stadt einschlagend. Als man an Walpods Hause angelangt war, eilten die Mägde, welche die Ankommenden von dem Fenster aus gesehen hatten, in Angst und Sorge herbei. Walpod bot allen Einfluß auf, um den Jammer der Mägde, die den leidenden Zustand ihrer jungen Herrin wahrnahmen, zu dämpfen. Er ordnete sofort an, daß Thekla auf ihre Kammer geführt und der Magister Medicus schleunigst herbeigerufen werde.

Noch war er mit seinen Befehlen nicht zu Ende, als einer der Bürgermeisterknechte, welcher vom Städteschloß abgesandt war, sich raschen Schrittes näherte und Walpod die Kunde brachte, daß der gesamte Rat bereits versammelt sei und nur noch seiner harre. So hart es ihn ankam, mußte sich Walpod nun dennoch von seiner leidenden Tochter trennen. Schmerzbewegt sah er ihr nach, als sie von den Mägden ins Haus gebracht wurde; dann strich er die wirr in die Stirn hängenden Haare zurück, richtete sich hoch auf und verabschiedete sich von Ule Berentrop, ihm Dank sagend für seine Kunde, wenngleich sie auch die herbste war. Gern hätte er dem fahrenden Schüler Gastfreundschaft erwiesen, doch mußte er sich dem zu Mainz bestehenden harten Gesetz fügen, nach welchem Bachanten sich nur einen Tag daselbst aufhalten durften. So wandte sich denn Walpod hastig ab, den Weg nach dem Rathaus verfolgend.

Nolte Hennebein und der Baugeselle schüttelten dem fahrenden Schüler zum Abschied die Rechte. Der Schwager Walpods ließ dabei eine Börse in die Hand Ule Berentrops gleiten und flüsterte ihm zu:

„Guten Weg, Freund, und gute Zehrung! Ich beneide Euch nicht um Euer ungewisses, nie an die Scholle gebundenes Dasein! Wie vielen Wechselfällen ist Euer Leben doch unterworfen!"

Ule Berentrop warf einen sehnsüchtigen Blick in die Ferne. „Weit, weit fort von hier will ich wandern," sagte er mit einem tiefen Atemzuge. „In Euerm Lande ist nicht gut leben. Unsicherheit, Raub und Fehde, wohin das Auge trifft. Man erzählte mir von einem Lande, da der Himmel ewig blau ist und die Sonne ein frohes, heiteres Volk bescheint. Dahin will ich ziehen, mein Glück zu versuchen. Gehabt Euch wohl, Ihr Herren, ich wandere nach Italiens blühenden Gefilden."

Ein fröhliches Lied trällernd, schwang der fahrende Schüler seinen derben Knotenstock und trat seinen weiten Weg an, abermals den Wechselfällen des Lebens, von neuem Sturm und Sonnenschein, Frohsinn und Leid anheimgegeben.

Kopfschüttelnd blickten ihm die beiden nach und begaben sich dann in das Haus Walpods, dem bald darauf eintreffenden Arzt Bericht über das Vorgefallene erstattend.

Inzwischen gelangte Arnold Walpod zum Rathause.

Dicht gedrängt standen die Vertreter fremder Städte und die Mainzer Ratsherren und Patrizier auf dem Hofe. Der Versammlungsraum selbst war zu klein, um die Menschenmenge aufnehmen zu können.

Ein begeisterter Empfang ward dem Manne zu teil, der an der Gründung des Rheinischen Städtebundes den regsten Anteil genommen. Man trat alsbald in die Verhandlungen ein und nahm die Beitrittserklärungen vieler Städte entgegen.

Aber auch eine große Anzahl geachteter Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, viele Bischöfe und außerdem manche Grafen und Edle des Landes waren persönlich erschienen oder hatten doch wenigstens Vertreter zu dem Bundestage gesandt. In der heutigen Versammlung vereinigten sie sich nach dem Beispiel, welches früher die Kaiser in der Errichtung der Landfrieden gegeben hatten, eidlich zu einem allgemeinen Landfrieden auf zehn Jahre.

Außer Mainz, Worms, Oppenheim traten Bingen, Köln, Speier, Straßburg, Basel, Freiburg, Heidelberg, Frankfurt, Wesel, Bonn, Aachen,

Münster und sogar Bremen, kurzum gegen siebzig Städte in den Bund ein, und außer den kirchlichen Würdenträgern gehörten ihm nunmehr die Träger hoher Namen, der Pfalzgraf Ludwig von Bayern, der Wildgraf Konrad und eine Menge anderer Fürsten und Edeln an. Viele derselben hatten sich freilich nur mit saurer Miene zum Beitritt bereit erklärt, denn die unberechtigten Zölle, die sie an den Strömen erhoben hatten, mußten sie nunmehr fallen lassen.

Auf dem heutigen Städtetag wurde festgesetzt, daß Mainz und Worms die Häupter des ganzen Bundes sein, die bewaffnete Macht aber aus sechshundert gut ausgerüsteten Kriegsschiffen bestehen sollte, von denen die Städte von der Mosel bis Basel hundert, die anderen Städte fünfhundert liefern mußten. Außerdem hatte sich jede Stadt wohl zu versehen mit allen Waffen für den Dienst sowohl zu Roß, wie zu Fuß, und alle Verbündeten, Herren und Städte, sich so vollkommen gewaffnet zu halten, daß sie jeden Augenblick, wenn es galt, schlagfertig waren.

Wer aber nicht den Frieden beschworen, war von ihm ausgeschlossen; nur die Landleute sollten geschützt sein. Den Feinden des Landfriedens durften von keinem Bundesgliede Lebensmittel, Waffen und andere Gegenstände verabfolgt werden. Jedoch sollte in jedem Falle nur nach reiflicher, gemeinschaftlicher Überlegung Krieg begonnen werden; vorzüglich wollte man sich dann aber gegenseitig unterstützen, wenn zu einer Unternehmung eine größere Macht erforderlich sei.

Eine begeisterte Stimmung herrschte unter den Anwesenden. Noch vor wenigen Wochen hatte man es nicht für möglich gehalten, daß die Schöpfung Arnold Walpods eine derartige Macht und Ausdehnung erfahren werde. Man feierte den umsichtigen, um das Wohl des Vaterlandes so verdienten Mann daher mit beredten Worten. Arnold Walpod aber blieb ernst und wehrte den Jubelrufen. Eine männliche Entschlossenheit lagerte auf seinem Antlitz. Er trat mitten unter die Abgeordneten und begann in klarer Rede darzulegen, was zunächst die Aufgabe des Bundes sei. Erst sprach er von der glücklichen Unternehmung gegen den Raubgrafen von Riedberg. Daran knüpfte er seine Betrachtungen über einen zweiten, nicht minder schimpflichen und ge-

waltthätigen Überfall, der ganz in ihrer Nähe, gewissermaßen unter ihren Augen stattgefunden hatte. Mit Erregung schilderte er das Unheil, welches Wigand, des Schultheißen Sohn, und Siegfried Tiedemann betroffen hatte. Er erinnerte sodann an die räuberischen Überfälle, die namentlich in letzter Zeit von den Burgen Reichenstein und Soneck aus stattgefunden. Eine wilde Verzweiflung bemächtigte sich im Verlauf der Rede des sonst so ruhigen Mannes. Seine Worte weckten einen gewaltigen Widerhall in den Herzen der Zuhörer. Stürmische Zurufe wurden laut. Drohende Fäuste erhoben sich. Ein einziger, schauerlicher Ruf hallte über den Hof des Städteschlosses.

„Tod den Bedrückern! Tod Athalger und Hunold!" so schrieen die Bürger wild durcheinander.

Lange Zeit währte es, bis wieder Ruhe eingetreten war, dann forderte Walpod die ältesten und angesehensten der Versammlung auf, mit ihm zu einer engeren Beratung zusammenzutreten.

Feierlich wurde die Wahl vollzogen.

Hierauf löste sich die Versammlung auf. Der Abend war bereits hereingebrochen. Alles strömte in die Patrizierhäuser und in die Schenken, die Zünftler versammelten sich in ihren Trinkstuben. Überall beherrschte die Gespräche der eine Gedanke, daß der Tag furchtbarer Abrechnung angebrochen sei, daß der Rheinische Städtebund der Erlöser aus den qualvollen Wirrnissen der Zeit sein werde.

Und bis spät in die Nacht feierte man Arnold Walpod, den Schöpfer des Bundes, dessen Saat so herrlich aufgegangen war.

## Zehntes Kapitel.

### Der Schöffe von Mainz.

Es war zu einer vorgerückten Abendstunde des folgenden Tages. Die Gemüter der Bürger befanden sich in nicht geringer Aufregung wegen der geplanten Unternehmungen, welche eine so bedeutende Umwälzung im öffentlichen Leben hervorrufen sollten. Daher mochte es auch kommen, daß die Straßen von Mainz nicht wie zu andern, ruhigeren Zeiten menschenleer dalagen, sondern zahlreiche Trupps von Bürgern sich noch auf den Gassen und Plätzen umhertummelten. Man tauschte in lebhaftem Gespräch die Meinungen über den geplanten Zug der Bundesstädte aus. Die Zünftler besuchten einander auf ihren Stuben und leerten gemeinsam manchen Schoppen auf das Wohl der Stadt.

Auch in Arnold Walpods Haus brannte noch Licht. Eine größere Anzahl von Ratsherren und anderen Patriziern hatte sich am heutigen Abend bei ihm eingefunden. Die Versammlung besprach noch diese und jene der Maßnahmen. Man befand sich in so eifriger Unterhaltung, daß keiner der Anwesenden ans Aufbrechen dachte. Nur auf Walpods Stirn zeigte sich zeitweise ein düsterer Ernst. Er gab sich seinen trüben Gedanken jedoch niemals lange hin, sondern mischte sich immer von neuem in das angeregte Gespräch seiner Gäste. Ihn bekümmerte der leidende Zustand seiner Tochter. Thekla hatte sich zwar so weit wieder erholt, daß sie nicht mehr das Bett zu hüten brauchte, allein die Bläſſe ihres Gesichts, das oft krampfartige Zusammenzucken ihrer Lippen sprach noch von der Gewalt der stattgehabten Erschütterung. So oft Walpod das im Erdgeschoß gelegene, an einen kleinen

Garten angrenzende Gemach seiner Tochter betrat, fand er das Mädchen am geöffneten Fenster, das Haupt auf den Sims gelehnt. Beunruhigt fühlte er die Stirn Theklas und atmete jedesmal erleichtert auf, wenn er eine Abnahme der Fieberhitze wahrnahm. Vergeblich aber ersuchte er die Tochter, den Platz am geöffneten Fenster aufzugeben. Thekla bat flehentlich, sie die laue Frühlingsluft, welche den üppigen Duft von Goldlack und Reseda hereintrug, genießen zu lassen. Seufzend willfahrte Walpod den Bitten der Leidenden. Dann kehrte er wieder zu seinen Gästen zurück, an der eifrigen Beratung derselben vollen Anteil nehmend.

Im Gegensatz zu den meisten der vornehmen Häuser befand sich an diesem Abend ein nach Patrizierart errichtetes Gebäude, welches gegenüber der Fischerpforte lag, in tiefstem Dunkel. Es war ein stattliches Haus mit einer hohen, der Straße zugekehrten Giebelmauer. Dieselbe stumpfte sich nach oben zu ab und zeigte vom Anfange des Daches an zu beiden Seiten eine Anzahl Einschnitte. Um den Kranz des Daches liefen mehrere Brüstungen mit Zinnen. An den Ecken befanden sich hervorspringende Türmchen mit länglichen Ausschnitten. Nur spärlich fiel das Licht durch die schmalen Fenster ins Innere des festen, burgartig gebauten Hauses.

Der Besitzer desselben war Nacke Vollmers. Es hatte oft schon das Kopfschütteln der Mainzer hervorgerufen, daß der früher in bitterster Armut lebende Schöffe binnen kurzem sich ein solch stattliches Gebäude hatte errichten können. Alle neugierigen Fragen beantwortete Nacke Vollmers jedoch damit, daß er durch günstige Handelsbeziehungen sich ein ausreichendes Vermögen erworben habe. Da es den Ratsmitgliedern in Mainz — im Gegensatz zu Köln und anderen Städten — nicht verboten war, Handel zu treiben, so gab man sich damit zufrieden, und Nacke Vollmers war angesehen und geachtet, wenngleich er ob seines Geizes und seiner auch bei Not und Elend der Mitbürger stets geschlossenen Hand nie eine besondere Beliebtheit beim Volk erlangte.

Am heutigen Abend schlich der geckenhaft gekleidete Schöffe ziemlich scheu durch die Gassen. Er war erst vor einigen Stunden nach Mainz

zurückgekehrt und hatte das Aussehen der Stadt so ganz anders als sonst gefunden. Es lag irgend etwas Schwüles, Drückendes in der Luft. Nacke Vollmers glaubte zu bemerken, daß die Bürger, welche auf den Straßen in eifrigem Gespräch standen, ihm geflissentlich auswichen. Auch kam es ihm so vor, als ob man hinter seinem Rücken die Köpfe zusammensteckte und geheimnisvoll tuschelte. Der Schöffe vermochte sich den Grund nicht zu erklären. Ärgerlich begab er sich endlich nach Hause.

Unwirsch fuhr er die alte, halbtaube Dienstmagd an, welche ihm sein Hauswesen besorgte. Er lehnte sich an eines der schmalen Fenster und blickte mißmutig auf die Straße hinaus, mit sich zu Rate gehend, auf welche Weise er wohl den Grund des rätselhaften Benehmens seiner Mitbürger erfahren könne.

In der That bereitete sich gegen den Schöffen ganz im geheimen etwas vor.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit hatte Nolte Hennebein einigen Patriziern der Stadt mitgeteilt, welcher schlimme Verdacht sich gegen Nacke Vollmers erhoben habe. Selbstverständlich mußten diese eine solch wichtige Kunde mit Freunden und Vettern besprechen, welche sie ihrerseits — allerdings auch nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit — ihren Frauen und Hausgenossen mitteilten.

Nacke Vollmers befand sich in einer sehr unbehaglichen Stimmung, da er mit Unwillen wahrnahm, daß sich in der Nähe seines Hauses bereits eine ziemliche Menschenmenge angesammelt hatte, welche öfters nach dem Thor seines Hauses wies und sich anscheinend in lebhafter Erörterung befand.

In diesem bangen Zweifel gelangte Nacke Vollmers zu einem Ausweg. Er besaß unter den Patriziern keine Freunde, von denen er eine offene Erklärung über das, was gegen ihn im Werke war, hätte erhalten können; darum wollte er versuchen, den alten Hennebein, welcher als Verwandter des Stadtoberhauptes doch gewiß unterrichtet war, vorsichtig auszuholen. Schon befand sich der Schöffe wieder auf der Wendeltreppe, welche innerhalb des Turmes auf die Straße führte, als er stillhielt und von neuem überlegte. Von allen Seiten

wurde sein Haus beobachtet; unbemerkt vermochte er also nicht zu dem Schwager Walpods zu gelangen. Ärgerlich stieß er mit dem Fuße auf. Was beginnen? Er sann eine geraume Weile nach; endlich hellte sich seine Miene auf. Er erinnerte sich, daß Nolte Hennebein des Abends gewöhnlich in dem kleinen an das Haus der Löwenhäupter anstoßenden Garten einsam lustwandelte. Wie, wenn er ihn dort aufsuchte? Von seinem Grundstück aus konnte er durch Überklettern einiger Mauern und Gartenzäune unbemerkt zur rückwärtigen Seite von Walpods Haus gelangen. Also begab er sich vorsichtig in den Hof seines Gebäudes und begann die nächtliche Wanderung durch die verschiedenen fremden Grundstücke.

Als er von der Mauer herabsprang, welche Walpods Garten umzäunte, verschwand gerade der Mond, der den geheimnisvollen Weg Nacke Vollmers' mit seinem gespenstischen Licht beschienen hatte, hinter einer dunkeln Wolkenwand. Der Schöffe befand sich nunmehr völlig im Finstern und tastete vorsichtig weiter.

Plötzlich vernahm er einen halbunterdrückten Aufschrei, der von einer weiblichen Stimme herzurühren schien. Erschreckt blickte er nach der Richtung, von welcher der Ruf herkam, und erkannte die Umrisse einer am Fenster lehnenden Frauengestalt. Nacke Vollmers verharrte eine Weile wie gebannt auf der nämlichen Stelle. Als der Mond endlich hinter den Wolken wieder hervortrat, bemerkte er, daß er dicht unter dem Fenster stand, aus welchem Thekla Walpod ängstlich herausspähte.

So ärgerlich es dem Schöffen war, daß sein Plan, mit Nolte Hennebein zusammenzutreffen, mißlungen, prägte sich dennoch in seinen Zügen eine freudige Überraschung aus, als er Thekla erkannte. Diese befand sich nicht lange in Ungewißheit über die Person des nächtlichen Besuchers. Das Klingeln der Schellen, welche Nacke Vollmers an seiner Kleidung trug, verriet ihn. Das Mädchen überlegte, ob es die Hausbewohner zusammenrufen sollte, um das unbefugte Eindringen des Schöffen zu verkünden; doch noch ehe sie zu einem Entschluß gekommen war, hörte sie sich von diesem angeredet.

„Vergebt die sonderbare Art meines Kommens," begann Nacke

Vollmers in hastiger, abgerissener Redeweise. „Eine unerklärliche Unruhe trieb mich an, ein Glied Eures Hauses um eine offenherzige Mitteilung über geheime Pläne zu bitten, welche gegen mich geschmiedet werden. Es geht etwas Furchtbares vor, Thekla Walpod, ich ahne es, und Ihr — o leugnet es nicht — Ihr seid gewiß gleichfalls unterrichtet. Übt Barmherzigkeit und sagt mir ohne Umschweife, was man mir vorwirft. Der Segen des Himmels lohne Euch Eure gute That!"

Der Schöffe hatte nicht wie sonst in dem höhnischen Ton gesprochen, sondern aus seiner Stimme klang eine namenlose Angst, eine furchtbare Aufregung. Thekla empfand ein gewisses Mitleid mit dem Sprecher und erwiderte daher:

„Es thut mir leid, Nacke Vollmers, daß ich Euch nicht zu dienen vermag. Ich kümmere mich nicht um die Vorgänge im Rat der Stadt."

Der Schöffe, ermutigt durch den milden Ton des Mädchens, streckte beschwörend die Hände zu Thekla empor und raunte ihr zu:

„Bei allen Heiligen, ich könnte Euch eine Kunde geben, welche Euch viel, sehr viel wert wäre, — aber seid offen gegen mich und teilt mir mit, was gegen mich geplant wird!"

Thekla zuckte bedauernd die Achseln. Das Gespräch mit dem ihr verhaßten Manne erregte sie, und sie trat zurück, um das Fenster zu schließen und dadurch die Unterhaltung abzubrechen.

Der Schöffe beschwor sie flehentlichst, ihm zuzuhören. Unwillig blickte das Mädchen ihn an und fragte scharf: „Was für eine Mitteilung habt Ihr mir zu machen? Faßt Euch kurz!"

„Sie betrifft Siegfried Tiedemann!"

Ein heftiges Zittern überlief den Körper des Mädchens. Sie bedeckte schluchzend ihre Augen und flüsterte: „Spannt mich nicht auf die Folter, — was ist's mit ihm?"

„Ein Zufall wollte es, daß ich mit einem Ritter der Burg Soneck zusammentraf," nahm Nacke Vollmers wieder auf, „durch ihn erfuhr ich, daß Euer Bräutigam als Gefangener daselbst verweilte."

„Verweilte? Nicht verweilt?" flüsterte Thekla zwischen Furcht und Hoffen bebend. „So ist Siegfried ... frei?"

Ein höhnisches Lächeln huschte über das bleiche, im Mondenlicht fahl anzusehende Antlitz des Schöffen. „Ja wohl, Siegfried Tiedemann ist frei," versetzte er zögernd, „— mit Gewalt hat er die Fesseln der Gefangenschaft abgestreift. Als Athalger ihm ans Leben wollte, hat er sich von dem Fenster des Burgverließes in die jähe Tiefe hinabgestürzt!"

Ein gellender Aufschrei entrang sich den zuckenden Lippen des gequälten Mädchens. Bestürzt sah Nacke Vollmers, wie Thekla wankte und in einen Stuhl zurücksank.

„Verzeiht, wenn meine Kunde Euch überraschte," zischelte Nacke Vollmers in großer Angst, als er keinen Laut mehr von dem Mädchen vernahm, „hätte ich geahnt, daß ... Tod und Teufel, ich bin entdeckt!" unterbrach er sich, als er plötzlich die Thüre von Theklas Zimmer sich öffnen und vom Gange sowohl als hinter sich vom Garten her Gestalten mit Fackeln und Leuchten auftauchen sah.

Im Nu war das ganze Zimmer mit Menschen angefüllt. Die Männer, welche in einem angrenzenden Gemach beisammensaßen, hatten den Schrei vernommen, und die Mägde eilten auf das verdächtige Geräusch gleichfalls aus dem Hintergebäude erschreckt herbei.

Während Walpod sich um seine wie leblos daliegende Tochter bemühte, ergriffen die übrigen den ratlos um sich blickenden Schöffen und zogen ihn über die Brüstung des Fensters in das Gemach.

„Er hat ihr ein Leids angethan!" schrie man entsetzt durcheinander.

Wie ein Irrer blickte sich Nacke Vollmers im Kreise um. Er sah finstere Mienen und drohende Gebärden.

Allmählich kam Thekla wieder zu sich. Besorgt winkte Walpod den Männern zu, sich zu entfernen. Während sich das Gemach entleerte und Nacke Vollmers von den aufgeregten Bürgern in einen anstoßenden Raum gebracht wurde, hob man das Mädchen auf und legte es auf ein Ruhebett. Erst nachdem sich Walpod überzeugt hatte, daß nur ein Schreck die Ursache von Theklas besorgniserregendem Zustande gewesen war und die erschöpft Schlummernde wieder ruhiger zu atmen begann, verließ er das Gemach und näherte sich zornglühend dem zitternd dastehenden Schöffen, welcher sich von einer Anzahl erregt auf

ihn einredender Männer umringt sah. Als Walpod eintrat, schwiegen die Bürger und machten dem Hausherrn Platz. Dieser erhob drohend die Hand gegen Nacke Vollmers und rief:

„Heute ist ein Tag der Abrechnung! Furchtbare Anklagen wurden gegen Euch erhoben, — rechtfertigt Euch, wenn Ihr könnt! ... Bürger," wandte er sich hierauf an die Umstehenden, „dieser Mann, der hier zitternd unter Euch steht, ist ein Verräter!"

Voll Abscheu wichen die Anwesenden von dem Schöffen zurück, dessen Antlitz eine Leichenblässe überzog. Mit bebenden Lippen stammelte er: „Herr — diese Beschuldigung — ich ziehe Euch zur Verantwortung."

Streng blickte Walpod den Schöffen an. „Ich beschuldige Euch des Verrats, Nacke Vollmers, des Verrats an unserer Stadt und an Fremden, die auf friedlichem Handelsweg den Rhein zu Berg kamen!"

Totenstille war eingetreten. Der Schöffe wagte nicht mehr zu widersprechen. Mit erhobener Stimme fuhr Walpod endlich fort: „Als Rotger Tiedemann von Köln mitten auf dem Rheine von zwei grimmen Raubrittern überfallen und ausgeplündert wurde, da waret Ihr es, in Verbindung mit einem anderen verräterischen Gesellen, der den räuberischen Buben alles entdeckte, was deren schändlichen Überfall möglich machte. Und als unsere Stadt nach Worms und Oppenheim die ersten Boten sandte, um jene Städte zu einem Bunde gegen die räuberischen Bedrücker aufzufordern, da waret Ihr es abermals, der dem Sonecker unsern Plan verriet. Die Wegelagerer lauerten unsern durch den heiligen Landfrieden geschützten Abgesandten auf, ermordeten einen derselben und schleppten den anderen gefangen nach der Burg ... Du, Bube, übtest schändlichen Verrat an deinem Amt, an deiner Stadt! Wage es zu leugnen, wenn du vermagst!"

Nacke Vollmers brachte in seiner feigen Angst nur ein klägliches Winseln hervor. Wutschäumend wollten sich die Bürger auf den Schöffen werfen. Walpod setzte dem stürmischen Vorgehen der hocherregten Männer ein gebieterisches „Halt!" entgegen und fügte hinzu: „In meinem Hause geschehe kein Frevel! Der Friede dieser Räume sei Euch heilig! Aber ergreift den Verräter und bringt ihn aus meinen

Augen, — sein Anblick ist mir unerträglich. Fort mit dem Elenden! Ihm geschehe nach seinen Werken!"

Nacke Vollmers wehrte sich nach Kräften. Bald jedoch hatte man sich seiner bemächtigt und schleppte ihn aus dem Hause.

Mit dem Ausdruck des Ekels blickte Walpod dem Verräter nach. Endlich wandte er sich ab, atmete tief auf und begab sich zu dem Lager seiner Tochter, welche inzwischen in einen schweren, bleiernen Schlaf gesunken war.

Eine zahllose Menschenmenge umringte draußen den Trupp Männer. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde verbreitet, daß die Gerüchte, welche am heutigen Tage die Stadt durchschwirrten, auf Wahrheit beruhten. Nun trat es erst zu Tage, wie wenig der Schöffe beliebt gewesen. Hatte er sich früher immer hartherzig und geizig gegen seine Mitbürger gezeigt, so weidete man sich jetzt an seinem hilflosen Zustand, seinem Fluchen und Schreien, als er durch die Straßen geschleppt wurde.

Mit einem gewissen Behagen verhandelte man darüber, welche Strafe wohl der Rat an dem Verbrecher vollziehen lassen werde.

Für jedes Vergehen gab es eine besondere Bestrafungsart. So wurden die Mörder mit dem Rade, die Räuber mit dem Schwerte, die Diebe mit dem Galgen, die Fälscher mit dem Sieden im Kessel, die Brandstifter und Ketzer mit dem Verbrennen bestraft. Verrat an der Stadt mußte aber gleicherweise mit dem Tode gebüßt werden.

„Zum Stockmeister mit ihm!" riefen einige aufgeregt durcheinander, nachdem man den Schöffen schon durch eine Reihe von Straßen und Gassen geführt hatte. Dies schien den meisten das richtigste, denn der Stockmeister oder Stöcker hatte das Amt, die Gefangenen einzusperren und festzubinden, oder, wie man sagte, in Stock und Pflock zu schließen (zu stöcken).*) Der Trupp schlug daher eine andere Richtung ein und wandte sich nach dem Stockhaus.

*) Vielleicht rührt auch sein Name von den sogenannten Stöcken, d. i. Schandpfählen her, an welchen Schuldige ins Halseisen gesteckt und Totschläger dreimal beschrieen wurden.

In wilder Verzweiflung wehrte sich Nacke Vollmers. Vergebens spähte er nach Hilfe aus. War er erst einmal eingekerkert, so schien ihm der Tod gewiß. Man schleppte ihn durch die untere Rheinstraße und näherte sich einem alten, auf Quadersteinen ruhenden Kran, welchen die Stadt an jener Stelle, wo die Überfahrt über den Rhein nach Kastel erfolgte, besaß.

An einen Balken des Kranes klammerte sich Nacke Vollmers. Er schlug wie ein Rasender mit den Füßen um sich, so daß es niemand mehr wagte, in seine Nähe zu kommen. Im Kreise umstanden ihn die Bürger und geboten ihm mit Flüchen und Schimpfen, seinen Widerstand aufzugeben. Die Züge des Schöffen waren von Wut verzerrt. Mit tödlichem Haß blickte er seine Peiniger an, seinen Lippen entrangen sich furchtbare Verwünschungen. Da endlich auf ein gegebenes Zeichen stürzte sich die ganze Schar auf den noch immer wie besessen um sich Schlagenden. Plötzlich raffte sich dieser jedoch auf und setzte mit einem kühnen Sprung auf den steinernen Unterbau des Krans, und als er sah, daß ihm die Bürger auch hierhin nachfolgten, stürzte er sich in den zu seinen Füßen dahinfließenden Rhein. Entsetzt fuhren die Bürger zurück, beugten sich aber gleich darauf über den Rand des Ufers vor, aufmerksam nach Nacke Vollmers ausspähend. Aber dunkle Nacht entzog ihn den Blicken seiner Verfolger, denn das Licht des Mondes war durch einen Wolkenschleier völlig verdeckt.

„Er ist gerichtet!" klang es aus vieler Munde; und schaudernd verließen die Bürger die unheimliche Stätte, sich nach verschiedenen Richtungen hin in die Straßen verteilend. Mehr und mehr entfernte sich das Murmeln und Summen der aufgeregten Menge; aber während der Platz um den Kran menschenleer dalag, erörterte man noch daheim bis spät in die Nacht die Untreue des Nacke Vollmers und sein grausiges Ende.

Allein der Schöffe hatte seinen Verrat nicht mit dem Tode gebüßt.

Als er sich in seiner besinnungslosen Verzweiflung von der Plattform hinabstürzte und nicht anders erwartete, als daß ihn im nächsten Augenblick die kalten, reißenden Fluten aufnehmen und ihm ein feuchtes

Grab bereiten würden, fiel er mit furchtbarer Wucht auf einen harten Gegenstand. Es war um ihn so dunkel, daß er nichts zu erkennen vermochte. Eine Zeitlang hielt er den Atem an, zitternd und bebend in der Erwartung, daß seine Verfolger ihn bald ausfindig gemacht haben würden.

Nacke Vollmers vernahm, daß sich bald darauf das Geräusch der Stimmen und Schritte mehr und mehr entfernte und ihn nur noch das gewaltige Brausen des Rheinstromes umtoste.

Vorsichtig tastete er jetzt um sich. Nur mit Mühe vermochte er einen Freudenschrei zu unterdrücken. Er war in einen Nachen gefallen, welchen der betreffende Färcher*) an dieser Stelle angeseilt hatte; denn von hier aus fand die Überfahrt nach dem alten, noch aus der Römerzeit stammenden Kastel statt. Hastig löste er die Fesseln, welche den Nachen am Ufer festhielten. Im nächsten Augenblick ergriff eine mächtige Welle das schwanke Fahrzeug und schleuderte es mitten in die Breite des Stromes. Mit großer Geschwindigkeit ging die Fahrt den Rhein zu Thal. Nacke Vollmers jauchzte auf, als er die Lichter, die in der Stadt Mainz brannten, hinter sich verschwinden sah. Aus der Ferne drang der dumpfe Klang des Wächterhorns an sein Ohr. Er lachte höhnisch auf, dann tastete er sich nach dem Steuer des Fahrzeuges, um eifrig und vorsichtig der Bedienung desselben obzuliegen.

Es war am andern Morgen.

Der Schöffe hatte sich an geeigneter Stelle ans Land verfügt und den Nachen den Wellen preisgegeben. Hierauf setzte er den Weg zu Fuß fort.

Als seine Gedanken, welche die schrecklichen Begebenheiten der verflossenen Nacht verwirrt hatten, allmählich klarer wurden, und er zur Erkenntnis seiner mißlichen Lage kam, überkam ihn eine maßlose Wut gegen sein Geschick. Er hatte nur das nackte Leben

*) Die Zunft der Färcher (Fährleute) war wieder in Schwung gekommen, seitdem die von Kaiser Karl auf Trajans steinernen Pfeilern erbaute hölzerne Rheinbrücke durch den Brand zerstört wurde.

gerettet. Nach Mainz konnte er nicht mehr zurückkehren. Sicher aber war, daß die Stadt sich seines Hauses und aller darin befindlichen Güter, auch der stattlichen Geldtruhe, die im Keller stand, bemächtigen werde. Dagegen vermochte er nichts zu unternehmen. Was sich an Geldmitteln noch in seinen Taschen befand, schmolz ohnehin durch die Zehrungskosten in den Herbergen in erschreckender Weise zusammen. In einigen Tagen war er voraussichtlich gänzlich mittellos. Nacke Vollmers sann und grübelte, um einen Ausweg zu finden. Sein rettender Gedanke fiel auf Athalger. Hatte er diesem in so mancher Angelegenheit hilfreich beigestanden, so konnte ihn der Ritter nun auch nicht verlassen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, schlenderte er an jenem Morgen am Hafenplatz von Bingen umher. Er wollte den heutigen Tag benutzen, um sich auf die Burg Soneck zu begeben. Noch überlegte er, wie er es anstellen sollte, um Athalger für sich zu gewinnen. Denn er wußte wohl, daß der Ritter ihm keine große Teilnahme entgegenbringen würde, wenn er ihm nicht einen gewinnbringenden Plan unterbreiten konnte.

Der Nebelschleier, welcher sich über Nacht auf den Rheinstrom gesenkt hatte, war von den Strahlen der Frühsonne besiegt. In ihrem Goldglanze zogen des Rheines Wogen hinab; in seiner schimmernden Flut schwammen die schönen, grünen Inseln.

Die Lage der uralten Stadt Bingen war herrlich. Auf zwei Seiten von Wasser umgeben, an den Scharlachberg gelehnt, dessen Wein zu den besten zählt, stiegen seine Häuser mählich am Berge empor. Vom Rhein aus gesehen, bot die Stadt einen prächtigen Anblick, der etwas Südliches an sich trug, zumal von dieser Seite die Gebäude meist durch das saftige Grün der Berggärten unterbrochen waren.

Als Nacke Vollmers auf seinem ziellosen Umherstreifen in die Nähe eines ziemlich großen, schmuck bewimpelten Schiffes kam, das an Uferpflöcke festgeseilt war, hörte er sich plötzlich bei seinem Namen angerufen. Erschreckt sah er sich nach allen Seiten um und bemerkte bald einen jungen Mann, welcher ihm aus einer Luke des Schiffes zuwinkte. Der Schöffe wollte anfangs seinen Augen nicht trauen,

denn er erkannte Jürgen Sellentin, seinen ehemaligen Bundesgenossen. Eilig schritt er näher und befand sich bald darauf auf dem Verdeck des Schiffes. Der Baugeselle schien der einzige Anwesende auf dem Fahrzeug zu sein, dessen tiefe Lagerräume bis oben mit allerlei Waren angefüllt waren und anscheinend nichts mehr aufzunehmen vermochten.

„Zum Geier," rief Nacke Vollmers aus, als er des über und über befleckten Anzugs Jürgen Sellentins ansichtig wurde, „wo hast du dich herumgetrieben, Freund? Dein Gewand strotzt von Öl- und Teerflecken, und fast will mir's scheinen, als ob deine Hände und dein Gesicht schon tagelang die Wohlthat eines reinigenden Wasserstrahls nicht mehr empfunden hätten."

„Kann schon sein," lachte der Baugeselle. „Ich stehe im Dienste des werten Broglio. Meiner Seel! ich hätte mir's noch vor wenigen Wochen nicht träumen lassen, daß mir des alten Gewärtschen Pfeffersäcke und Ölfässer den Kragen reiben würden."

„So bist du nicht mehr bei der Bauhütte, Freund?" fragte der Mainzer Schöffe. „Man hat dich wohl . . . du verstehst?" Er machte eine entsprechende Bewegung und lächelte pfiffig.

Der andere nickte. „Man hatte uns belauscht an jenem Abend; ich kam mit Werner Tiedemann ins Handgemenge und mußte flüchten, da ich ihn verwundete. . . Wie steht's in Mainz, Nacke Vollmers?"

Der Gefragte zog die Schultern hoch, stieß mit dem Fuße auf und rief: „So hat jene Stunde unser Verderben besiegelt. Man wollte mich festnehmen. Es ist alles verraten."

Bestürzt blickte der Baugeselle den Sprecher an. „Ihr mußtet gleichfalls fliehen?" fragte er. „Schändlich! Ihr waret meine letzte Hoffnung!"

Finster brüteten beide vor sich hin. Es trat eine Zeitlang tiefe Stille ein. Endlich murmelte Jürgen Sellentin:

„Ich habe dies Leben der Plagerei satt. Mein Herr, der Broglio, knechtet uns. Kaum daß man ein Stündlein der Ruhe pflegen kann."

Nacke Vollmers blinzelte dem Genossen zu. „Und es ist gar nichts zu wollen hier?" fragte er lauernd.

Der Baugeselle zuckte die Achseln. „Er beschäftigt gegen fünfzig Ruderknechte, welche mit Beilen und Keulen bewaffnet sind. Seit dem letzten großen Überfall, welchen Athalger und Hunold auf Tiedemann aus Köln ausgeführt, sind die Halunken gar vorsichtig geworden. Mit Gewalt vermag niemand etwas gegen die Gewärtschen."

Es trat abermals eine kleine Pause ein. Endlich hob Nacke Vollmers den Finger in die Höhe, lächelte pfiffig und flüsterte: „Aber vielleicht mit ... List!"

Jürgen Sellentin rückte dicht an den Schöffen heran und fragte: „Du hast einen Plan, Freund?"

Nacke Vollmers nickte. „Vertraue der Zukunft. Ich werde Athalger an die Hand gehen, und ein reicher Gewinn soll uns werden." Als der Baugeselle neugierig weiter forschte, setzte er hinzu: „Athalgers Ritter und Knappen sollen sich diesmal gar nicht erst mit deines Herrn Broglio Kisten und Kasten schleppen. Die Ruderknechte des Gewärtschen müssen die Waren selbst auf die Burg bringen."

Ungläubig sah Jürgen Sellentin den Sprecher an. Dieser lächelte jedoch still vor sich hin und sagte: „Näheres später, denn jetzt muß ich mich aus dem Staube machen. Vom Musturm*) her rudert dein Lombarde mit seinen Knechten heran. Man kommt geradenwegs auf das Schiff zu. Vielleicht haben sie schon aus Mainz über mich Kunde. Es ist darum besser, ich gehe weiter."

Damit nickte er dem Baugesellen zum Abschied zu und verschwand gleich darauf in einer der kleinen Gassen Bingens.

*) Der Musturm wurde vom Erzbischof Sifrid II. zugleich mit der Zollburg Ehrenfels um das Jahr 1220 erbaut. Sein Name, welcher durch die volkstümliche Veränderung Mausturm der bekannten Schreckenssage als Haltepunkt diente, entstand so: Sifrid versah den Turm, damit kein Schiff den Zoll verfahre, mit „Muserie" — Geschützen, Feuerwaffen, Feuerwurfgeschossen, und hatte einen Mann hier wohnen, der Feuer auf die Schiffe schoß, die keinen Zoll entrichten wollten. Er trug den Namen „Ignis Sagittarius" — Feuerpfeilschütze. Mit dem Wort „Muserie" hing auch „Muskete" zusammen und ebenso der Name der zu Lübeck und Braunschweig über das städtische Geschützwesen zur Aufsicht eingesetzten Ratsmitglieder — „Musemeister".

Als Broglio mit seinen Knechten aufs Schiff kam, füllte dieses sich nach und nach bis zum letzten Winkel mit immer neu herzugetragenen Waren. Befriedigt schaute der Besitzer dieser Reichtümer, eine schlanke, etwas fremdländische Erscheinung, auf die Lasten der Packträger. Er war noch nicht lange an Bord anwesend, als er sich von einem kleinen, gebeugt gehenden, in einen weiten Kaftan gehüllten Mann angeredet hörte.

„Abraham, Ihr seid's?" fragte Broglio verwundert. „Ich vermutete Euch schon längst in Köln, wohin doch Eure Fahrt gehen soll."

Der Jude kraute sich hinter dem Ohre.

„Herr," sagte er zögernd, „drüben liegt noch mein Schiff vor Anker, — dort, oberhalb des Musturms. Ich denke daran, mich an einen Gefährten anzuschließen. Die Zeiten sind gar unsicher. Da ich nun gerade vernahm, daß Ihr noch am heutigen Tage aufzubrechen gedenkt, so will ich Euch nur mitteilen, daß ich Euerm Kielwasser folgen werde."

Broglio war einverstanden und versprach Abraham, ihm nötigenfalls Schutz angedeihen zu lassen, mußte aber im stillen doch über die Schlauheit des Juden lächeln, welcher auf diese Weise der Mühen und der Kosten überhoben war, zum Schutze seiner Waren eine größere Besatzung auf seinem Schiffe zu halten.

Viele Juden hatten sich, dem Beispiel der Lombarden folgend, welche den Handel mit großem Erfolge betrieben, in Bingen niedergelassen. Bald war es ihnen auch gelungen, einen Teil des Handels der Lombarden in ihre Hände zu leiten. Die Juden hatten aber durch die Burgen am Rhein eine ganz besondere Bedrückung zu erdulden, denn außer anderen Zöllen wurde an einigen Stellen ein sogenannter Judenzoll erhoben, das heißt nicht nur ein Zoll von den Waren, sondern auch ein sehr namhafter von den Personen der Juden. Daß die „kaiserlichen Kammerknechte" diesem Zoll durch allerlei Verkappung und Vermummung zu entgehen suchten, ist begreiflich. Die Ritter gaben indessen den Juden an Schlauheit nichts nach. Sie richteten eine kleine Art sehr bissiger Hunde darauf ab, die Juden unter jeder Verhüllung herauszufinden. Das gelang denn auch regelmäßig und

trug den armen Verfolgten und Mißhandelten die traurige Furcht ein, daß sie die Judensteuer oder den Judenzoll doppelt entrichten mußten, — zum weidlichen Ergötzen der rohen und wilden Dränger, die es mit der Bestrafung selten bei dem doppelten Zoll bewenden ließen. Dies geschah mitten auf dem Rhein und auf dem Pilgerpfade, der unter den Burgen am Rhein entlang sich hinzog.

Die Rheinfahrt ließ sich diesmal übrigens ganz gut an. Freilich machte auch die große Zahl der arbeitenden Ruderknechte einen wehrhaften Eindruck.

Broglio, der durch allerlei Geschäfte erst am späten Nachmittag zur Abfahrt kam, nahm sich vor, die Nacht zur Reise zu benutzen. Es war gerade Vollmond, also konnte man eine nächtliche Fahrt wagen; zudem kannten auch die Schiffsführer jede einzelne Stromschnelle und alle tückischen Stellen, wo Felsen unter der Oberfläche des Rheins den Lauf des Schiffes gefährdeten.

Die Burg Vogtsberg lag glücklich hinter den Reisenden. Mit einem bangen Gefühl näherte man sich Reichenstein und Soneck.

Broglio wußte, daß er ohne jegliche Zollzahlung wohl kaum durchkommen werde. Jedenfalls war er aber zum Widerstand bereit, falls die Herren zu große Forderungen stellen sollten. Zu seinem großen Erstaunen kam man ihm jedoch äußerst höflich entgegen.

Eine Anzahl Ritter und reisiger Knechte, welche an Bord des Schiffes gekommen waren, erklärten, daß ihr Herr Athalger gesonnen sei, durch redlichen Kauf die Waren, nach welchen er Verlangen trug, an sich zu bringen.

Der Lombard wollte jedoch von einem Handel mit dem Burgherrn nichts wissen. Er traute dem Vorschlag nicht. Aber die Gewappneten ließen nicht ab und machten sich ohne weiteres daran, die Waren des Schiffes zu untersuchen. Broglio befand sich zwar mit seinen Knechten bei weitem in der Mehrzahl, glaubte schließlich aber doch, klüger zu thun, wenn er auf den allerdings etwas überraschend kommenden Handel einging.

Abraham, welcher mit seinem Schiffe furchtsam herangekommen war, wurde von dem Vorschlag in Kenntnis gesetzt. Mit saurer Miene

entschloffen sich endlich die beiden Handelsherren, in den Verkauf eines größeren Teiles ihrer Waren einzuwilligen.

Die reisigen Knechte boten hilfreiche Hand, die Schiffe zu verankern, und Goclo, welcher der Anführer der Truppe war, verhandelte unterdessen mit Broglio und Abraham über den Kaufpreis. Nach vielem Hin- und Herfeilschen einigte man sich endlich. Aber Goclo hatte falsch gerechnet, wenn er glaubte, daß die beiden gewitzigten Händler darauf eingehen würden, ihre Bezahlung erst nachträglich in Empfang zu nehmen.

Goclo stellte sich entrüstet über die Frechheit, daß die elenden Krämer es wagten, einem adeligen Herrn zu mißtrauen, mußte sich zuletzt aber doch entschließen, seinem weiten Wams mehrere goldgefüllte Lederbeutel zu entnehmen, deren Inhalt er auf den Boden schüttete und sorgfältig aufzählte.

Es war ein stattliches Sümmchen, welches die beiden Händler ausgezahlt erhielten, und Abraham besonders dankte dem edeln Ritter für den redlichen Kaufpreis. Goclo schmunzelte und befahl dann den Knappen, daß sie die Knechte des Lombarden und des Juden unterstützen sollten.

So ging es gemeinsam an's Ausladen. Das Sonnenlicht war bereits am Erlöschen, als die nicht geringe Arbeit sich ihrem Ende zuneigte.

Die Träger ordneten sich zum Zug. Goclo bestieg am Ufer sein Roß und setzte sich an die Spitze der Karawane.

Behäbig schmunzelnd blickten Broglio und Abraham den unter der Last ihrer Bürde keuchenden Packknechten nach und tauschten in heiterem Gespräche ihre Befriedigung über das seltene rechtschaffene Vorgehen der Ritter aus.

Die Nachhut des Zuges der Lastträger bildete Jürgen Sellentin. Mürrisch über die ihm zugemutete Arbeit und in Gedanken über die Unterredung, welche er am heutigen Morgen mit Nacke Vollmers gehabt, keuchte er vorwärts.

Plötzlich hörte er sich angerufen. Aus dem Dunkel des Waldes näherte sich ihm eine vorsichtig nach allen Seiten spähende Gestalt.

Als Jürgen Sellentin näher hinblickte, erkannte er den Mainzer Schöffen. Er stieß einen leisen Ruf der Verwunderung aus. Nacke Vollmers winkte ihm heftig mit der Hand zu. Jürgen Sellentin sah darin eine Aufforderung, die Reihe der Lastträger zu verlassen. Kurz entschlossen warf er sein schweres Bündel in einen dicht an dem Fußweg befindlichen Graben und sprang mit einem kühnen Satz über denselben hinweg, in den Wald hinein.

Hier empfing ihn Nacke Vollmers mit einem lauten, frohlockenden Lachen.

„Weißt du, Freund, was der schlaue Athalger im Schilde führt?" fragte er, sich die Seiten haltend, als ob er sich vor Lachen ausschütten wollte. Als der ehemalige Baugeselle verneinte, fuhr er fort: „Die Waren bringen ihm des Lombarden Knechte eigenhändig auf die Burg hinauf. Und während sie im Schweiße ihres Angesichts sich mit den Lasten schleppen, stattet Athalger mit einer großen Schar seiner Burgmannen den friedlich unten harrenden Krämern einen freundschaftlichen Besuch ab. Verstehst du?"

Jürgen Sellentin erriet mit einem Male, worauf es abgesehen war. „Der Plan stammt von dir, Freund?" fragte er staunend. Der Schöffe bejahte.

„Still jetzt," gebot er hierauf. „Ich höre Hufschlag und lautes Gelächter." Er lugte durch das Gestrüpp. „Hussa!" rief er dann in ausgelassenem Jubel. „Es ist Athalger und seine Sippe!"

Das Lachen unterdrückend blickte das würdige Paar hierauf der wild dahinstürmenden Reiterschar nach, welche nach kurzer Zeit im Dunkel des Waldes verschwand.

## Elftes Kapitel.

### Im Kloſter der grauen Mönche.

Kaum eine Wegſtunde landeinwärts vom Rhein breitete ſich ein friſchgrünes Wieſenthal aus, längs des dem Gebirge entquellenden Eberbachs. Schäumend eilte dieſer hier dahin, um ſein klares Waſſer mit der grünlichen Flut des ſtolzen Alpenſohnes zu mengen, der des Rheingaues Geſtade beſpült.

Friedlich und heimlich, von waldigen Höhen rings umſchloſſen, lag an dem blumenreichen Ufer des munteren Baches das Kloſter der grauen Brüder.

Feierliche Stille war über der Stätte ausgebreitet.

Der Wanderer, der von den Bergen herabkam, ſtand andächtig ſtill, wenn er einen Blick in das heimliche Kloſterthal geworfen hatte und die heilige Ruhe wahrnahm, die über dem Gotteshauſe lag. Mitten am Tage herrſchte hier die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräuſch der Arbeitenden und die Lobgeſänge der Mönche auf die Gottheit.

Das Ciſtercienſerkloſter Eberbach hatte ſich aus kleinen, unſcheinbaren Anfängen mehr und mehr erweitert. Der ehemalige Wohnraum der grauen Mönche, welcher auf dem linken Ufer des Baches neben dem dem heiligen Thomas geweihten Kirchlein ſtand, diente ſchon ſeit langen Jahren als Hoſpiz für Arme, Alte und Leidende.

Vor dem Pförtlein des Pilgerhauſes ſtand der rundliche Kellermeiſter Pater Erenfried und klopfte vorſichtig mit dem in Bruſthöhe am Thor befeſtigten Eiſenring zweimal hintereinander an, — ſehr vorſichtig, weil er in ſeiner Linken einen bis zum Rand gefüllten

Humpen des „Eberbacher Klosterſegens“ hielt, deſſen köſtlicher Duft dem behaglich vor ſich ſchauenden Kloſterbruder ein zufriedenes Schmunzeln entlockte.

Das Pförtlein öffnete ſich, und die hagere Geſtalt eines Konverſen wurde ſichtbar. Er gehörte zu der Zahl der Laienbrüder, welche freiwillig an allen Pflichten und Obliegenheiten der Mönche teilnahmen und ſich der ſtrengen Zucht und der Enthaltſamkeit unterwarfen, ohne aber ſelbſt die Gelübde des Ordens abgelegt zu haben.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ begrüßte der Konverſe den Kellermeiſter und: „In Ewigkeit, Amen!“ klang es von deſſen Lippen zurück.

Bruder Erenfried trat in das Hoſpital ein und fragte den Pförtner: „Wie geht es heute unſerem armen Freunde und Schützling? Iſt er noch immer nicht aus der tiefen Umnachtung zum Bewußtſein gelangt? Sprich, Bernhard!“

Der Gefragte legte den Finger an den Mund und führte den Kellermeiſter in eine kleine, enge Zelle, durch deren Fenſter das grünliche, gedämpfte Waldlicht fiel, eine angenehme, dem Auge wohlthuende Dämmerung hervorrufend.

Erenfried ſtellte den Humpen mit ängſtlicher Vorſicht auf einen Schemel, darauf bedacht, daß er keinen Tropfen des edeln Rebenſaftes verſchüttete, und ſetzte ſich darauf auf den Rand des einfachen Strohlagers, welches auf einem ſchmalen, hölzernen Geſtell errichtet war. In Decken eingehüllt und mit Tüchern an der Stirn und der Schulter verbunden, lag die Geſtalt eines bleichen, jungen Mannes wie leblos, unbeweglich da.

„Ich habe einen Labetrunk für ihn mitgebracht,“ flüſterte der Kellermeiſter, auf das Trinkgefäß deutend. „Aber wie ich jetzt merke, wird der arme Verunglückte noch lange nicht dem edeln Genuſſe ſich hingeben können.“

Bernhard zuckte die Achſel. „Und dennoch macht ſein Zuſtand bedeutende Fortſchritte zum Beſſeren,“ verſetzte er in gleichfalls gedämpftem Tone. „Als ich den Armen am ganzen Körper zerſchunden und zerſchlagen unfern des Pilgerpfades am Rhein auffand und ihn auf einer Bahre, zuſammen mit einem durch des Herrn Fügung in

der Nähe verweilenden Wanderer, hierher ins Hospiz brachte, glaubte keiner der Brüder, daß der scheinbar Tote je wieder zum Leben erwachen werde. Aber mit Gottes Hilfe und durch unsere Pflege erholte er sich bald ein klein wenig. Wenn er auch bis jetzt noch nicht zu sprechen vermochte und seine Glieder wie gelähmt sind, so wird auch dieses Leiden sich heben."

„Was nur die Ursache seines Unglücks gewesen sein mag?" fragte Erenfried.

„Ich fürchte — ein Verbrechen," antwortete der Konverse. „Die Art der Wunden ließ mich darauf schließen, daß der Verunglückte einen Sturz aus beträchtlicher Höhe gethan haben muß. Der Ort, von welchem aus sein Stöhnen an mein Ohr drang, befand sich am Fuße einer gefürchteten Raubburg — Soneck mit Namen. Wer weiß, welch finsteres Schicksal den Armen betroffen!"

Der Kranke bewegte soeben die Hand, schlug gleich darauf die schweren Augenlider zur Hälfte auf und fragte mit matter Stimme: „Wo bin ich?"

Die beiden barmherzigen Brüder beugten sich über den Verunglückten, sprachen ihm begütigend zu und brachten den Humpen an seine blutleeren Lippen. Der Kranke that einige Züge. Sein Gesicht nahm einen lebhafteren Ausdruck an, und auch die Augen verloren etwas von der Müdigkeit.

„Sagte ich es nicht," versetzte Erenfried, als der Kranke wieder ruhig auf seinem Bett ausgestreckt lag und friedlich und gleichmäßig atmete, „unser Eberbacher Kellersegen ist ein Zaubertrank und richtet die müden Lebensgeister wieder auf."

„Freilich, unsere Kost allein würde einen Erschöpften wohl kaum zu Kräften bringen," bemerkte Bernhard, „da wir uns ja allen Fleisches enthalten und uns mit Pflanzennahrung begnügen."

„Und wahrlich, nur mit einem kleinen Maße," nahm der Kellermeister wieder auf, „— daß mir dieses aber der Herr gesegnet," fuhr er lächelnd fort, auf seine behäbige Rundung weisend, „zeigt mein stattlicher Umfang."

Der Konverse hatte inzwischen ein wenig von dem Humpen

genippt und versetzte: „Den Weinbau unseres Klosters wißt Ihr vorzüglich zu betreiben. Ich weiß es noch von der Zeit her, wo ich dem Kloster fernstand, daß Euer Weinbau, ebensowohl als der durch die Cistercienser verbesserte Acker- und Obstbau, dem Volke als Muster dient."

„Wir haben die langjährige Erfahrung für uns," erwiderte der Kellermeister mit bescheidenem Stolz. „In Kidrich besaß unser Kloster schon frühzeitig große Weingärten und auch in anderen Orten des gesegneten Rheingaues. Ein ansehnlicher Teil des trefflichen Markobrunners lagerte und klärte sich in unseren Kellern. Daß uns später die köstliche Lage des Steinbergs, zum Weinbau die verheißungsvollste, nicht entgehen konnte, ist selbstverständlich. Wir erwarben dieses weite, trefflich gelegene Ödland zu unserem ersprießlichen Zweck, klärten den mit Niederholz und Dorngestrüpp überwucherten Steinberg und bauten ihn an."

„Der Lohn blieb nicht aus," sagte Bernhard, „denn das edle Gewächs dieses Berges übertrifft den Wein, welchen Kidrichs Gräfenberg liefert, und ringt um die Palme mit seinen Nachbarn: Markobrunn und Johannisberg. Und der Ertrag ist wohl ein reichlicher, Bruder Erenfried?"

Der Kellermeister schmunzelte und versetzte: „Er füllt nicht nur unser weitberühmtes großes Faß im Eberbacher Klosterkeller, sondern noch viele andere; und doch hält das große Faß mehr denn vierhundert Ama oder einundsiebzig Zulaste.*) Freilich bedürfen wir auch so reichlichen Ertrags, weil unser Weinmarkt, den wir seit sechs Jahren eingerichtet haben, dem Konvent eine sehr erhebliche Einnahme zuführt."

„Warum hat denn eigentlich das Kloster seinen eigenen Weinmarkt?" fragte der Konverse.

„Weil es sich der Ordnung des Weinmarktes in Bacharach nicht fügen und auch den Gefahren des Bingerloches ausweichen will," erwiderte der Kellermeister, „daher legte es selbst diese Märkte bei

*) Das größte Getränkmaß war das Fuder (Zulast, Zuglast, Carrata), ihm folgte die Ohm (ama), dieser das Viertel (quartall) und dem letzteren die Maß (mensura); diese aber zerfiel in eine Achtmaß (d. i. Schoppen) und in zwei Viermaß (d. i. zwei halbe Maß).

dem Kloſter an und lockt nun einesteils durch die herrlichen Gaben der Reben, anderenteils durch die gaſtfreie und gaſtfreundliche Aufnahme allerdings auch manchen herbei, der nicht kaufen, ſondern eben nur — ſchmauſen und trinken will. Da wird manchmal »probiert«, daß es eine wahre Luſt iſt!"

Im ganzen Rheingau war die Betriebſamkeit der grauen Mönche bekannt und der dadurch erwachſene Reichtum des Kloſters Eberbach ſprichwörtlich. Bald genügten die Keller des Kloſters nicht mehr für die Stapelung des reichen Weinſegens. Die Brüder erbauten daher ein eigenes Lagerhaus zu Reichartshauſen.

Die Mönche Eberbachs waren bei hoch und niedrig angeſehen und beliebt. Man hatte gar bald herausgefunden, daß in dieſem Kloſter Sittenſtrenge, Weltentſagung und Mäßigkeit geübt wurden, und unterſtützte daher die Eberbacher durch Schenkungen und Stiftungen. Mehr als jedem anderen Orden ſtrömten Laien dem Kloſter Eberbach zu, um in die Zahl ſeiner Mönche oder Konverſen aufgenommen zu werden.

Urſprünglich beſtand die Ordensgemeinde — nach der heiligen Zahl Chriſti und ſeiner Jünger — nur aus dem Abt und zwölf Mönchen. Bisher hatten die Räumlichkeiten ausgereicht, jetzt mußte man aber an eine Erweiterung des Kloſters denken. Es war Ordensgeſetz, daß alle Brüder in einem gemeinſamen Raume ſchlafen ſollten, in dem ſogenannten „Dormitorium". Um in gleichem Maße für Geſundheit, wie für Licht und Luft zu ſorgen, waren alſo neue, größere Schlafſäle herzuſtellen.

Bei den Neubauten trat es recht deutlich zu Tage, mit welcher Liebe das Volk den Mönchen zugethan war. Die Bauern der benachbarten Dörfer eilten herzu, ſchafften die Steine zur Bauſtelle, mauerten und zimmerten und gingen den Brüdern bei den ſchwerſten Arbeiten zur Hand. Und wer den Mönchen nicht durch Handarbeit ſeine Unterſtützung gewähren konnte, der bot dem Kloſter manche Gabe, um gleichfalls ſein Scherflein zu dem Gott wohlgefälligen Werke beizutragen.

Aber das Volk konnte ſeinerſeits auch ſicher ſein, jederzeit bei den Eberbachern durch Rat und That unterſtützt zu werden. So war

es nicht nur die Kunst des Acker- und Weinbaues, in welcher die Bauern von den Mönchen lernen konnten, sondern namentlich jene des guten Haushalts.

Wie sich das Volk seine Heinzelmännchen erträumte, so saß mancher graue Mönch in der Hütte des Bauern und auf der Burg des Ritters, Trost und Hilfe spendend und mit Fleiß, Treue und Uneigennützigkeit den zerrütteten Haushalt ordnend. Und beim Rechnen, Ordnen und Einrichten ließ es der Cistercienser nicht bewenden, sondern er half auch mit manchem kräftigen Sprüchlein, mit Strafen, Ermahnungen und Anweisungen für die künftigen Tage aus.

Es waren aber nicht nur Ritter und Bürger, welche oftmals die Kunst des Haushalts so wenig verstanden. In manchem Kloster sah es arg genug aus. Die Bischöfe und Erzbischöfe sandten dann jedesmal die grauen Mönche in die Klöster, die durch vorausgegangene Üppigkeit dem Verfall nahe waren. Bereitwillig sprangen die Eberbacher ein und führten wieder Ordnung und Wohlstand herbei.

Als die Gaben und Schenkungen, die dem Kloster Eberbach zufielen, immer reicher und ansehnlicher wurden, glaubten die grauen Mönche ihren Dank nicht schöner zum Ausdruck bringen zu können, als indem sie ihr früheres, mittlerweile zu eng gewordenes Wohngebäude zu einem Pflegehause stifteten. Die große Wohlthat empfand so mancher, der — das Opfer eines Unfalls oder Verbrechens — von den Mönchen aufgefunden und nach dem Kloster überführt ward, um dort einer liebevollen Pflege teilhaftig zu werden.

Auch Siegfried Tiedemann, der mit zerschundenem Körper und ohnmächtig von der erlittenen Erschütterung durch den jähen Absturz von dem Fenster der Burg Soneck am Pilgerpfade aufgefunden worden war, nur durch ein Wunder des Himmels vor völliger Zerschmetterung seiner Glieder bewahrt, fand in dem Kloster der Cistercienser eine zweite Heimat. Noch wußten die grauen Brüder nicht einmal seinen Namen und seine Herkunft, und dennoch pflegten sie ihn mit wahrer Aufopferung.

Die sorgsame Behandlung brachte den jungen Mann denn auch bald wieder zu Kräften.

Ein milder Frühlingsabend war angebrochen. Durch das geöffnete Fenster drang die würzige Luft der rings sich erhebenden Höhen. Siegfried, dessen Bewußtsein jetzt völlig wiedergekehrt war, richtete sich nach einem ruhigen, stärkenden Schlaf selbständig auf seinem Lager auf und blickte mit freudigem Lächeln die in der Zelle Anwesenden an. An sein Ohr schlug das sanfte Rauschen des Eberbachs; mit dem munteren Spiel seiner Wellen verband sich der andächtige Gesang der Mönche, welche jenseits des Baches im Oratorium des Klosters eine Motette sangen. Er klang dem Genesenden wie Musik des Himmels, die ihn aus einem düsteren, qualvollen Traum zum Leben erweckte.

Der Konverse Bernhard hatte den Abt Harkotten, einen frommen, gottergebenen Mann, auf dessen Antlitz sich kirchlicher Ernst mit Menschenfreundlichkeit paarte, herbeigeholt. Er befand sich gerade inmitten einer wissenschaftlichen Arbeit, war aber zu dem freudigen Anlaß doch eiligst herbeigekommen. Denn die Genesung dieses Schwerkranken war ein Triumph der Pflegekunst des Klosters und erfüllte den Abt mit stolzer Genugthuung, wenngleich sein Hauptstreben dahin ging, neben Acker-, Garten- und Weinbau der Wissenschaft und Gelehrsamkeit eine Stätte im Kloster zu bereiten.

Da die Mönche und Konversen in ihren Klosterbibliotheken Gelegenheit genug hatten, dieser oder jener Wissenschaft nach Neigung und Fähigkeit obzuliegen, so gingen manche schöne Entdeckungen und wertvolle Werke auf den verschiedensten Gebieten aus den Klöstern hervor. Die Mönche beschäftigten sich mit der Erhaltung der klassischen Schriften durch Abschreiben, mit der Ausarbeitung von Annalen und Chroniken ihrer Zeit. Sie stellten physikalische Versuche an, sie sammelten und verbesserten die Gesetze und überraschten durch feine und neue Gedanken im Gebiete der Philosophie.

Als der Abt Harkotten in die Zelle Siegfrieds eintrat, verneigten sich die Anwesenden demütig. Er schritt auf das Lager des Genesenden zu und redete diesen mit seiner wohlwollenden, tiefen Stimme freundlich an.

Siegfried bat zunächst um Auskunft über die Vergangenheit. Die Erinnerung an das Vorgefallene war ihm vollkommen entschwunden.

(S. 174.)

Hoher Beſuch.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Der Abt klärte ihn über seine Auffindung durch den Konversen Bernhard, welcher damals gerade von einer Botschaft an den Erzbischof von Köln zurückkam, auf und knüpfte daran mit schonenden Worten eine Schilderung seiner langwierigen Krankheit. Bewegt hörte Siegfried zu. Der Aufenthalt in dem friedlichen Kloster, der Anblick der ernsten und doch so hilfreichen Mönche, der feierliche Gesang, der aus dem Oratorium herüberschallte, das alles erschien ihm so stimmungsvoll und versöhnte ihn mit den grausamen Qualen, welche er auf der Burg Soneck hatte ausstehen müssen und an die er sich jetzt mehr und mehr erinnerte. Der Abt merkte, welche Gedanken die Sinne des jungen Mannes durchzogen. Er suchte daher seine Aufmerksamkeit abzulenken, forschte nach seinem Stand und Namen und beantwortete die darauf von Siegfried an ihn gerichteten Fragen nach dem Gründer des wohlthätigen Klosters mit einer kleinen Erzählung, welcher Siegfried aufmerksam lauschte. Man schüttete ihm nochmals das Lager auf, gab ihm zu trinken und hüllte ihn sorgfältig wieder in die Decken.

„Gar seltsam klingt die Sage, die über die Entstehung des Klosters Eberbach im Schwange ist," begann der Abt Harkotten. „Als nämlich der heilige Abt Bernhard von Clairvaux von seinem Freunde, dem Erzbischof Adalbert, einst hierher geleitet wurde, um die Stätte zu wählen, wo die Abtei errichtet werden sollte, da blieb Bernhard plötzlich stehen und blickte sinnend in den heimlichen Thalgrund, der sich zu seinen Füßen ausbreitete. Keine Stelle konnte ihm geeigneter erscheinen als dieses friedliche Thal. Eben wollte er dem Erzbischof seine Meinung kund thun, da sah er sich durch ein wundersames Ereignis unterbrochen. Ein riesiger Eber brach schnaubend aus dem Dunkel des Waldes hervor und schoß in jähem Lauf durch den Bach zum gegenüberliegenden Ufer. Dort begann der Eber mit seinen mächtigen Hauern den Boden zu durchwühlen, einen weiten Kreis beschreibend, durchschritt noch einmal den Bach und verschwand darauf spurlos im Schatten des Waldes. Scheu waren die beiden Männer des Friedens zur Seite gewichen; voll Schreck und Staunen standen sie lange Zeit da, in tiefem Schweigen die Furche betrachtend, welche aussah, als ob eine scharfe Pflugschar sie gegraben habe. Endlich

brach der heilige Bernhard das Schweigen und rief verklärten Angesichts dem andern Würdenträger der Kirche zu: »Siehe, des Herrn Finger hat das Tier gewiesen. Hier möge das Kloster zur Ehre Gottes erstehen, und Eberbach sei sein Name!«"

Als der Abt schwieg, versetzte der Konverse Bernhard: „Und mit der Gründung des Klosters fiel ein warmer Sonnenstrahl in das stille Thal von Eberbach. »Bet' und arbeit'« — das war des Ordens Regel, und das Sprichwort: »Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!« wurde ein durchschlagender Grundsatz. Im Schweiße seines Angesichtes muß jeder Mönch wie jeder Konverse sein Brot essen, da allen der Acker Dornen und Disteln trägt."

Siegfried war durch die Gespräche noch munterer als zuvor geworden. Die Mattigkeit des Körpers hatte allmählich nachgelassen, und er vermochte ohne Erregung über die Ereignisse der langen Leidenszeit zu reden, welche seiner Verunglückung vorangegangen waren.

Voll Teilnahme hörten die Anwesenden zu. Als er geendet, empfahl ihm der Abt, nunmehr wieder der Ruhe zu pflegen. Die Mönche verabschiedeten sich mit einem frommen Gruß, und bald befand sich Siegfried mit seinem Pfleger Bernhard allein in der Zelle. Der Konverse schloß das Fenster; es war nun ziemlich dunkel in dem kleinen Raume. Siegfried lehnte das Haupt zurück und schloß die Augenlider, während Bernhard an seinem Lager niederkniete und flüsternd das Abendgebet verrichtete.

Es war einige Tage später.

Die Besserung in Siegfrieds Befinden schritt zusehends fort. Heute vermochte der Genesende bereits sein Lager zu verlassen. Man führte ihn, der sich freilich noch stützen mußte, an ein sonniges Plätzchen am Ufer des Baches, welcher oben im Gebirge aus dem sogenannten Petersbörnchen entspringt und, von anderen Quellenzuflüssen gespeist, in ziemlicher Breite das stille Thal durchfließt.

Tief atmete Siegfried die balsamische Waldluft ein. Er fühlte sich so leicht und frei und gab sich einer träumerischen Stimmung hin. So oft einen der Brüder seine Beschäftigung an dem Plätzchen, an dem er verweilte, vorüberführte, nickte dieser ihm freundlich zu.

So still und friedlich das Kloster von außen erschien, es herrschte eine rege Betriebsamkeit darinnen. Bauern, Winzer, Maurer, Zimmerleute, Gelehrte, Architekten, spekulierende Kaufleute, — mit einem Wort: alle Berufsarten waren bei den Mönchen in der grauen Kutte vertreten.

Allmählich freilich gewann auch bei Siegfried der Drang nach Thätigkeit die Oberhand. Er schämte sich, so lange schon die Hände in den Schoß gelegt zu haben. Auch drängte es ihn, Kunde über seinen Vater zu erhalten und Thekla und Arnold Walpod wiederzusehen. So oft er jedoch in den letzten Tagen die Sprache auf seine Heimkehr brachte, trat ihm der Abt Harkotten mit dem ernstlichen Ersuchen entgegen, nicht eher an ein Fortgehen zu denken, als bis er völlig bei Kräften sei. Da mußte er sich denn fügen und schweigen. Aber nach und nach übermannte ihn doch das Gefühl der Sehnsucht, das Heimweh.

Als Siegfried am heutigen Morgen in der feierlichen Stille des Waldthals saß und dem Gezwitscher der Vögel und dem Plätschern des Baches lauschte, stieg in ihm von neuem der sehnsüchtige Wunsch auf, endlich wieder etwas über die ihm Teueren zu vernehmen, oder ihnen wenigstens selbst eine Kunde zukommen zu lassen. Als er daher den Abt Harkotten erblickte, welcher auf ihn zuschritt, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, nahm sich Siegfried fest vor, dem würdigen Mann seine Bitte vorzutragen.

Der Abt fühlte den Puls des jungen Mannes und äußerte in fürsorglichem Tone: „Noch ein oder zwei Tage verweile bei uns, junger Freund. Wenn das Fieber wieder völlig deinen Körper verlassen hat und die Farbe deiner Wangen wieder lebhafter geworden ist, dann will ich dich nicht länger halten. Wohl vermag ich mit dir zu fühlen, daß du dich nach den Deinen sehnst. Aber der morgige Tag wird dir hier nicht so einsam vorkommen, wie die Zeit bisher. Du wirst dich zerstreuen können und die Wartezeit überwinden."

Fragend blickte Siegfried den Abt an.

„Einmal im Jahr, zur frohen Zeit des Lenzes," versetzte dieser, „füllt sich das Thal des Eberbachs mit vielen, vielen frohen Menschen,

die herbeikommen, unseres Kellersegens Güte zu proben und ihre Einkäufe zu besorgen. Morgen findet dieser Weinmarkt unseres Klosters statt, und du wirst Zeuge der Freuden sein, die die herrliche Gottesgabe des vorjährigen Weines zu spenden vermag."

So dringend Siegfried auch bat, der Abt schüttelte das Haupt und hielt ihm entgegen: „Es wäre nur eine halbe Hilfe, junger Freund, wenn wir dich jetzt schon fortlassen würden. Nicht daß ich die Wanderung bis nach Mainz zu anstrengend für dich hielte, — deine Glieder würden es schon auszuhalten vermögen. Aber eine innere Aufregung fürchte ich. Wonach du dich sehnst, eben das flößt mir Bedenken ein. Das Wiedersehen der Deinigen könnte heute noch eine zu große Erschütterung bei dir hervorrufen."

So mußte Siegfried denn einwilligen. Er sah ja ein, daß nur die liebevolle, überängstliche Sorgfalt seiner Pfleger ihn zurückhielt. Geduldig fügte er sich also dem Gebot des Abtes und brachte den ganzen herrlichen Tag im Freien zu, um in der stärkenden, reinen Waldluft seinen Körper zu kräftigen.

Frühzeitig am nächsten Morgen wurde Siegfried durch ein stetes Kommen und Gehen gestört, welches das Glöcklein der kleinen Klosterpforte nimmer zur Ruhe kommen ließ. Siegfried fühlte sich heute noch kräftiger als am vergangenen Tage. Nachdem er zusammen mit dem Konversen Bernhard das Morgengebet verrichtet hatte, begab er sich auf den freien Platz vor dem Hospital.

Ein buntbewegtes Bild bot sich ihm dar.

Längs des Eberbaches stand Tonne an Tonne. Mönche und Konversen waren mit bauchigen Krügen versehen und liefen geschäftig durcheinander, um den zahlreich erschienenen Kaufluſtigen einen Probetrunk der verschiedenen Weinsorten darzureichen. Händler, Juden, Kaufleute, Wirte, alles wogte durcheinander. Zu den Weinmärkten des Klosters kamen, wie Siegfried von den Brüdern versichert wurde, aus allen Gegenden Deutschlands, selbst von der Weichsel her die Käufer, und die Bremer Weinherren des berühmten Ratskellers der Küstenstadt fehlten niemals, um für ihre Bürgerschaft ein reines, köstliches Tröpflein des edelsten Rheinweines einzukaufen.

Der Klang der Klosterglocke läutete den Weinmarkt, der etwas von einem fröhlichen Volksfest hatte, ein.

Siegfried begab sich in die Nähe des Bruder Kellermeisters, um von ihm Aufschluß über manche eigentümliche Gebräuche zu erhalten. Über die Art der Bestimmung der Preise teilte ihm Erenfried mit, daß dieselben bei der Gabelung festgestellt würden. Unter dem gegabelten Preise durfte nicht verkauft werden, aber wohl darüber, wenn etwa eine bevorzugte Probe mehrere Liebhaber fand. Das beste und schlechteste Fuder oder Zulast wurden vereinigt und bildeten so ein „Los", welches der Käufer immer zusammen nehmen mußte.

Unter den zahlreichen Käufern erblickte Siegfried allerdings auch manchen ärmlich gekleideten Gesellen, der die günstige Gelegenheit, einmal einen guten Tropfen unentgeltlich zu kosten zu bekommen, nicht vorübergehen lassen wollte. So kam es denn, daß viele von den Gästen des Klosters weniger festen Schrittes heimkehrten, als sie gekommen waren.

Erenfried verfolgte schmunzelnd die schwankende Gestalt eines Burschen, welcher eine Fiedel auf dem Rücken trug und offenbar, dem allgemeinen Beispiel folgend, des Guten etwas zu viel gethan hatte.

„He, Gesell," rief ihn der Kellermeister an, „komm einmal näher, ich will dir zum Abschied einen Trunk kredenzen, der dir in deinem jetzigen Zustand gute Dienste leisten wird."

Der Spielmann kam, wenn auch etwas zögernd, heran und blickte den Bruder fragend an.

Dieser goß eine dunkle Flüssigkeit in einen kleinen Becher und reichte denselben dem Burschen hin. Als jener das Getränk zweifelnd ansah, lachte der Kellermeister und versetzte:

„Trinke getrost, Gesell. Es ist Alantwein, den man als Medizin, aber auch als Verdauungsmittel zum Schlusse jener Mahlzeit reicht, die durch das gewaltige Maß der gepfefferten Gerichte den Werkstätten menschlicher Ernährung zuviel zugemutet hat."

Es war dem Spielmann unmöglich, den Auseinandersetzungen des Bruders zu folgen; er warf einen so unsicheren Blick auf den Sprecher, daß dieser laut auflachte und fortfuhr:

„Mit einem Wort — dieser Alantwein*) ist das allein sichere Mittel gegen den bekannten — Jammer!“

Nun mußte auch Siegfried laut auflachen. Der fahrende Geselle leerte den Becher auf einen Zug, schnitt dabei aber ein sehr jämmerliches Gesicht und schüttelte sich unaufhörlich. Dann dankte er dem Bruder Kellermeister, lüftete seine Mütze gegen den Gastgeber und entfernte sich, indem er sich anscheinend bemühte, eine aufrechte Haltung und einen sehr würdevollen Gang beizubehalten.

Nachdem schon manches Faß von den Käufern erstanden und auf bereitgehaltenen Karren fortgeschafft worden war, machte der Kellermeister seinen jungen Freund auf eine besondere Weinart, gewissermaßen ein Kunstprodukt, aufmerksam, welches unter dem Namen „Feuerwein“ namentlich wegen seiner wundervollen Blume viele Liebhaber hatte.

Eigentümlich war die Bereitung desselben. In einem kleinen, feuerfesten Gewölbe wurde das eben vom „Seumwein“ (Most, welcher sich ungekeltert in Bütten bildet) gefüllte Faß auf ein Steinlager gestellt, zu dessen beiden Seiten, in angemessener Entfernung, ein Feuer entzündet und so lange geschürt wurde, bis der Wein kochte. War dies erzielt und zwei bis drei Tage lang gleichmäßig fortgesetzt, so wurde das Feuer wieder langsam vermindert, bis es endlich erlosch und man Faß und Wein vorsichtig erkalten ließ. So waren die wässerigen Teile des Mostes verflüchtigt, und Zuckerstoff und Geist blieben zurück. Nun wurde die edle Flüssigkeit mittels Lederschlauches in ein vor dem Feuerkeller liegendes Faß „abgestochen“ und dieses in einen andern, sehr kalten Keller gebracht.

Siegfried mußte von dem feurigen Trank kosten und gestand dem geschmeichelt lächelnden Kellermeister zu, daß der Feuerwein, der vollkommen „sonnenflacker“ war, Farbe und Geschmack südlicher edler Weine und eine ungemein geistige Kraft besitze, ohne dabei den geringsten, wie man sich am Rhein ausdrückte, „brennseligen“ Beigeschmack zu haben.

Als die Scharen der Kauflustigen in immer helleren Haufen herbei-

*) Man bereitete Bitterwein oder Alantwein, indem man über bitteren Kräutern und Alantwurzeln den edelsten Wein gären ließ Derselbe war für die Fürstenhöfe sehr gesucht und durfte in keinem gutbestellten ritterlichen Keller fehlen.

geeilt kamen, wurde es Siegfried, der sich durch seinen Aufenthalt im Hospiz sehr an die Einsamkeit und Ruhe gewöhnt hatte, zu lebhaft in dem Klosterthale. Er entschloß sich, einen Spaziergang zu unternehmen, und schlug einen herrlichen, mitten durch den dunkeln Wald führenden Fußpfad ein. Nach kaum einer halben Stunde befand er sich auf einer lieblichen Anhöhe. Ein weitreichender Aussichtskreis bot sich seinem Auge dar. Es war ihm, als sähe er in der Ferne die Türme des goldenen Mainz. Eine unnennbare Sehnsucht stieg in seinem Herzen auf. Alle Schwäche schien seinen Gliedern entwichen. Er riß den Hut vom Kopf, schwang ihn über seinem Haupte und rief einen jubelnden Gruß in das vor ihm liegende, paradiesische Thal hinab. Er fühlte sich körperlich so leicht und frei, und doch war ihm das Herz so voller Sehnsuchtsgedanken, daß es ihm war, als würde ihm die Kehle zugeschnürt. Voll Selbstbeherrschung schüttelte er aber alle quälenden Gedanken ab und schmetterte von neuem seinen Jubelgruß von der Höhe hinab.

„Hoiho! Hoiho!“ erklang es gleichsam als Echo aus dem Thale. Siegfried forschte nach dem Urheber des Rufes und erblickte gleich darauf einen Zug rüstig vorwärts schreitender Männer. Sie führten in ihrer Mitte einen mit jungem Grün geschmückten Wagen, welcher von zwei Saumtieren gezogen wurde.

Als die Schar ihm nähergekommen war, fragte ihn einer der Männer nach dem kürzesten Weg zum Kloster Eberbach.

„Ihr wollt wohl zum Weinmarkt, Einkäufe besorgen?“ fragte Siegfried.

Der andere bejahte und fuhr fort: „Wir kommen geradenwegs aus Mainz. Vielleicht ist es Thorheit, in diesen schlimmen, aufgeregten Zeiten an Handel und Gewerbe zu denken, wo man nicht wissen kann, welche Schreckniſse der folgende Tag bringen wird, allein ich als Weinwirt darf keine günstige Gelegenheit, billig und gut einen edlen Tropfen einzukaufen, verstreichen lassen.“

„Ihr sprecht von schlimmen, aufgeregten Zeiten?“ fragte Siegfried ängstlich. „Sagt, giebt es Unruhen in der Stadt?“

Verwundert blickte der Weinherr den Frager an. „Woher stammt

Ihr, Herr," erwiderte er, „daß Ihr von der Bewegung aller rheinischen Städte nichts vernahmt? Geht nach Mainz oder nach Bingen, nach Köln, Bonn, Koblenz, Oppenheim und Worms, — überall findet Ihr die Stadt in hellem Aufruhr. Auf den Straßen stehen Zünftler und Patrizier und tauschen ihre Meinung aus, was wohl die nächste Zukunft bringen könnte. An allen Ecken und Enden vernehmt Ihr Waffengeklirr und den Hufschlag feuriger Rosse. Drohende Reden werden geführt gegen die Ritter, unter deren Bedrückung Bürger und Bauer lange, lange Zeit geschmachtet haben. Eine heilige Begeisterung herrscht unter den Städtern. Große Söldnerheere sind angeworben. Auch unsere Stadt hat ein stattliches Sümmchen aufgeboten, um ganze Scharen von Kriegsvolk zu bewaffnen. Jeden Augenblick erwartet man das Sturmläuten der Glocken. Zitternd vor banger Sorge begeben sich die Frauen zur Ruhe, aber in sieghaftem Stolz harren die Väter und Söhne der Stadt dem Ruf des Rates."

Wie geistesabwesend war Siegfried den Ausführungen des Fremden gefolgt.

„Aber was bedeutet all das, was Ihr mir da schildert?" fragte er hastig.

Lächelnd über die Unwissenheit des jungen Mannes erwiderte der Weinwirt: „Das bedeutet, daß die Schöpfung unseres Walpoden Arnold zum Segen des Volkes sich vergrößert und mächtig ausgedehnt hat. Gegen siebzig Städte und viele edle Fürsten traten dem Rheinischen Städtebunde bei. Ein großes, gewaltiges Heer wird von ihnen allen aufgeboten. Dasselbe zieht, sobald der Kriegsruf durchs Land erdröhnt, vereint gegen die Raubnester am Rhein. Sieg oder Tod! ist seine Losung."

Mit glühenden Wangen vernahm Siegfried diese Worte. Als der Weinwirt geendet hatte, schwang er seinen Hut in der Luft und rief:

„Sieg oder Tod! Auch ich bin bereit, mein Leben für die gute Sache zu opfern. Nicht unthätig will ich meinen Körper pflegen. Mich dürstet's nach Thatenruhm. — Guter Freund," wandte er sich hierauf an den Fremden, „meldet dem ehrwürdigen Abt Harkotten, daß mich die Pflicht des Vaterlandes abruft. Den Dank für seine liebevolle

Pflege will ich in diesem gottgefälligen Werk abstatten. Ich küsse seine milde Hand und flehe den Segen des Herrn auf seine wohlthätige Abtei herab. Täglich werde ich in meinem Gebet zu den Heiligen des Klosters sprechen. Jetzt aber zieht es mich fort von hier. Auch meiner Faust harrt zu Mainz ein Schwert, das ich ergreifen und zum Segen und zur Wohlfahrt des Rheingaues führen will!"

Aller Mattigkeit vergessend, die noch bis vor kurzem seinen Körper eingenommen hatte, schlug er hierauf den Weg zum Thale ein, die Brust voll des sehnsüchtigen Verlangens, so rasch als möglich jene Stadt zu erreichen, in welcher die Schöpfung Arnold Walpods den ersten Lebenskeim entwickelt hatte. Zu seiner Freude brauchte er den Weg bis dahin nicht allein zurückzulegen; sein lebhafter Geist sehnte sich nach Mitteilung. Bald holte er eine Schar Männer ein, welche gleich ihm nach Mainz pilgerten. Er schloß sich diesen an und erfuhr unterwegs, daß sie Mainzer Bürger seien und geradenwegs aus Bingen kämen, wohin sie mit Arnold Walpod zusammen gezogen seien, um die Waffenrüstung dieser Stadt zu betreiben. In munteren Gesprächen ging es vorwärts.

Währenddem hatte der Weinwirt kopfschüttelnd den Weg mit seinen Begleitern fortgesetzt. Bald öffnete sich vor seinen Augen das herrliche Thal des Klosters Eberbach, um welches noch immer in buntem Durcheinander die grauen Brüder und zahlreiche, immer mehr anwachsende Käuferscharen sich tummelten.

## Zwölftes Kapitel.

### Verfemt.

In der Spinnstube des Ense Silberg, wo eine Schar flinker Mägde am Rocken saß, in ihrer Arbeit von der scharfblickenden Brigitte beaufsichtigt, ging es heute abend sehr lebhaft zu.

Während die Räder sich munter drehten und die fleißigen Hände der Mägde nicht rasteten, befanden sich auch die Zungen der emsigen Arbeiterinnen in reger Thätigkeit. Was wurde da alles erzählt und belacht! Alle Ereignisse der verflossenen Wochen hechelte man durch, tauschte die Erinnerungen von dem letzten Tanz unter der Linde aus und stritt darüber, wer der beste Ballwerfer unter den Burschen des Dorfes sei.

Denn das Ballspiel in der Dorfstraße oder auf dem sprießenden Anger war bei alt und jung, Burschen und Mädchen beliebt. An schönen Frühlingstagen holten die Mägde ihren Festschmuck aus der Lade und wanden Kränze für ihr Haar; so geschmückt, den Handspiegel als Zierat an der Seite, zogen sie mit ihren Freundinnen auf den Anger zum fröhlichen Spiele. Wer den bunten Federball*) zu werfen hatte, sandte ihn mit einem Gruß nach einem Genossen. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe bildeten die Freude der Zuschauer und der Spielenden. Die Burschen waren voll Kampflust, herausfordernd, jeder eifersüchtig auf seine Geltung. Mit Leidenschaft wurden die großen Reigen getanzt, kühn waren die Sprünge und voll Jubel die Freude aller Teilnehmer.

*) Unsere heutige Bezeichnung „Ball" stammt von dem mit Tänzen verbundenen Ballspiel unserer Altvordern.

Die alte Brigitte hörte den Erzählungen der Mägde und ihren freundschaftlichen Streitereien schweigend zu, wehrte nur hin und wieder den Arbeiterinnen, wenn ihre Ausgelassenheit zu große Ausdehnung annahm, mit ein paar kurzen aber eindringlichen Worten. Dann war es sofort still; denn die alte Brigitte führte eine strenge Herrschaft. Als der Besitzer des freien Bauernhofes Ense Silberg die Heimatlose bei sich aufgenommen, hatte er wohl gewußt, welche tüchtige Arbeitskraft er in der alten Brigitte gewann. Rastlos war Gottschalks Muhme vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig, allenthalben nach dem Rechten sehend, Ordnung und Fleiß der Mägde überwachend.

Aber auch nur durch solch rührige Arbeitsamkeit hatte sich die Landwirtschaft in jener Zeit heben können.

Deutschland bot damals schon ein ganz anderes Bild, als die urgermanische Waldlandschaft gewesen war. Das Ackerland hatte sich sehr bedeutend vergrößert, wenn auch die Reste der alten Waldwildnis noch groß genug waren, um Bärenfamilien und Wolfhorden einen bequemen Aufenthalt zu gewähren. Größtmögliche Erzielung von Getreide wurde allmählich die Hauptaufgabe des Ackerbaues. Aber auch der Viehzucht schenkte man die nötige Aufmerksamkeit. Auf Gemeindeweiden und Gemeindewaldungen konnte das Vieh sommerlang grasen. Der verschwenderische Verbrauch der Wachskerzen durch die Kirche, wie das Wohlgefallen an süßem Gebäck, hob auch die Bienenzucht.

Die alte Brigitte verstand es ausgezeichnet, die Knechte und Mägde trotz der reichlichen Arbeit stets bei frohem Sinn zu erhalten. Denn wenn sie auch eine wirkliche Ausgelassenheit nicht guthieß, so war sie doch weit davon entfernt, Kopfhängereien zu dulden. Im Gegenteil, ging den am Rocken beschäftigten Mägden einmal der Stoff aus, so wußte sie selbst gar wunderschöne Geschichten zu erzählen, und die Spinnerinnen bildeten jedesmal eine aufmerksame Zuhörerschaft.

Auch am heutigen Abend versiegte allmählich der Quell der Gespräche. Da es ohnedies inzwischen zu dunkel geworden war, um ohne Beleuchtung die Arbeit noch zu erkennen, so benutzte Brigitte die Dämmerstunde, um den aufhorchenden Mägden von der Frau Holle zu erzählen. Solche Sagen und Geschichten, bei welchen dem Zuhörer

ein leichter Schauder über den Rücken lief, waren am beliebtesten. Denn namentlich unter der Landbevölkerung herrschte auch damals schon ein starker Aberglauben. Nach der Vorstellung des Mittelalters mußte der zur Höllenqual Verdammte zerrissen, gefoltert und gebraten werden, oder als ein abschreckendes Scheusal in fürchterlichen Gestalten und Stellungen umhergehen, um seine Strafe zu beurkunden. Daher kam es, daß man zu jener Zeit in allen Städten, Wäldern, Gassen und Winkeln am Rhein Kobolde und Gespenster sah, welche entweder als Ungeheuer oder als Totengerippe, oder in Leichentücher gehüllt, ächzend und seufzend die Vorübergehenden schreckten, oder in langsamen Schritten daherschleichend ihre Hilfe erflehten. Tyrannen, welche das Volk bedrückt, Geizhälse, welche ihre Schätze vergraben, Feldmesser, welche falsch gemessen, und Richter, welche ungerecht gerichtet hatten, mußten des Nachts umgehen. Dergleichen Erscheinungen blieben nicht auf einzelne Gestalten beschränkt. Zu Mainz zog die feurige Kutsche, zu Trier der Ricius Varus, in der Bergstraße Rodenstein und das wilde Heer und im Odenwald der wilde Jäger in ganzen Scharen mit Pferden und Hunden aus und schreckte brüllend und rasselnd das zitternde Volk.

Die Macht des Aberglaubens dehnte sich sogar auf die Lebendigen aus. Wenn irgend ein Mensch sich durch außerordentliche Erfindungen oder geheime Wissenschaften oder Taschenspielereien ausgezeichnet hatte, so hielt man ihn für einen Zauberer oder Hexenmeister. Unter diesem Vorwand wurden eine Menge unschuldiger Weiber verbrannt, die man der Hexerei beschuldigte, oder die sich auch wohl selbst als Hexen ausgegeben hatten.

Bei der Erzählung der alten Brigitte waren die Spinnerinnen immer näher aneinandergerückt. Ängstlich blickten sich sogar einige von Zeit zu Zeit nach der Thüre um, um sich zu vergewissern, ob der leibhaftige Gottseibeiuns oder irgend einer seiner Anverwandten nicht plötzlich in die Spinnstube hereinträte. Die furchtsamsten der Mägde bekreuzigten sich bei diesem Gedanken und rückten noch dichter an die Erzählerin heran. Die Gesichter der Zuhörerinnen waren bereits geisterbleich; einzelne der Spinnerinnen blickten einander stieren Auges an und hielten die Hand an die klopfende Brust. Die Dunkelheit des

Raumes erhöhte den geheimnisvollen Schauder, den alle empfanden, und der jüngsten der Mägde bangte es jetzt schon in dem Bewußtsein, daß ihr es hernach obliegen werde, draußen im Hof einen Kienspan zu entzünden, um die Spinnstube für den Abend zu erhellen. Während sie hin und her sann, welche der Genossinnen ihr wohl das Geleite auf den Hof geben werde, um sie allenfalls gegen einen Überfall des Bösen zu verteidigen, schlug plötzlich ein gewaltiges Gepolter an die Ohren der Mägde. Entsetzt schrieen die Spinnerinnen auf, der größte Teil fuhr von den Bänken und Schemeln in die Höhe. In der allgemeinen Aufregung und der herrschenden Dunkelheit wurden die Rocken und Schemel umgeworfen. Ratlos irrte ein Teil der Mägde in der großen Stube auf und ab, stolperte dabei über die am Boden liegenden Gegenstände und fiel der Länge nach hin. Auch die alte Brigitte war dadurch umgestoßen worden. Die meisten glaubten nicht anders, als der Böse habe sie bereits gepackt. Ein furchtbares Gezeter und Gekreische erhob sich. Die Beherztesten schlugen mutig um sich, um den mit ihnen ringenden Gottseibeiuns abzuschütteln. Die Getroffenen schrieen laut auf und jammerten, daß der Teufel sie mit seinen Krallen angepackt habe. Dieses kopflose Durcheinander dauerte eine geraume Weile. Endlich hatte sich die alte Brigitte, schäumend vor Zorn, von den über sie gefallenen Schemeln befreit. Hastig raffte sie sich auf, ergriff zwei der Spinnerinnen, welche sich gerade in ihrer Nähe befanden, an den langen Zöpfen, schüttelte sie kräftig und rief dazu mit ihrer schrillen Stimme: „Zum Sapperment, ihr Frauenzimmer, was geht denn hier vor?“

Nach und nach wurde es ruhiger. Einzelne machten den schüchternen Versuch, die Vermutung zu äußern, daß der Böse der Spinnstube einen Besuch abstatten wolle, sahen sich aber durch ein abermaliges Kreischen und Gezeter der Genossinnen in ihrer Rede unterbrochen.

Nun riß der alten Brigitte die Geduld. Mit kühner Entschlossenheit schritt sie auf die Thüre zu, fest und männlich auftretend. Sofort wurde es mäuschenstill unter den Mägden. Brigitte hatte aber selbst mit der linken Hand den Rosenkranz gefaßt, welcher von dem Gurt ihrer Lederschürze herabhing, und mit der Rechten schlug sie drei Kreuze, ehe sie die Thür öffnete. Mit einem derben Ruck schlug sie hierauf

den Holzpflock zurück, welcher, in eine Klammer am Thürpfosten passend, den Verschluß herstellte, und stieß die Thür auf. Etwas zaghaft blickte sie in den dunkeln Vorflur hinaus. Auch in der Spinnstube lauschten alle mit angehaltenem Atem. Plötzlich fiel der Blick der alten Brigitte auf eine dunkle Masse, welche am Boden lag. Entsetzt schrie sie auf. Ihr Schreck pflanzte sich sofort weiter; ein ohrenbetäubendes Gekreische erhob sich unter den Mägden. Die Haushälterin stand noch immer wie gebannt in der geöffneten Thüre. Sie hielt sich am Thürpfosten fest, denn ihre Kniee zitterten. Jetzt regte sich die dunkle Masse. Brigitte erwartete nicht anders, als daß sich Beelzebub auf sie werfen und ihr den Garaus machen werde. Allein sie besaß nicht die Kraft zu flüchten; ergeben wollte sie sich in ihr Schicksal fügen.

Die am Boden liegende Gestalt ließ nun ein tiefes Brummen vernehmen, dem gleich darauf ein paar kräftige Flüche folgten. Erleichtert atmete Brigitte auf. Als die Spinnerinnen das Geräusch vernahmen, lauschten sie gespannt. Plötzlich erhob sich der allgemeine Ruf: „Der Martl! der Martl!“ Wie ein Alp fiel es von den gequälten Gemütern. Der Martl war ein Knecht des Ense Silberg, allerdings keiner von den besten Gesellen, weil er zuweilen über den Durst trank. Als sich die Mägde überzeugt hatten, daß es wirklich der Martl und nicht der Böse sei, führten sie ihn im Triumph in die Stube. Dem Knecht mochte wohl eine solch liebenswürdige Begegnung von seiten der Spinnerinnen nicht oft vorgekommen sein, denn er fühlte sich sehr geschmeichelt und drückte den Mägden wiederholt zum Dank die Hand.

Endlich teilte sich jedoch der Kreis der ihn Umstehenden, und die alte Brigitte wurde sichtbar. Durch die herrschende Finsternis blitzten ihre strengen Augen. Sie hatte ihre Arme verschränkt, was immer auf eine geladene Stimmung schließen ließ, und trat dicht vor Martl hin. Es war bei den Mägden kein Zweifel darüber gewesen, daß der Knecht wieder einmal zu tief in den Becher geschaut habe. Wie erstaunten sie aber samt und sonders, als sie bemerkten, daß der Martl mit einem Male nüchtern wurde, gesenkten Hauptes und mit ergebener Duldermiene das Strafgericht erwartend, welches sich über seinem sündigen Haupte zusammenzog.

Während Brigitte noch nach Worten rang, um ihrem Zorn Luft zu machen, hatten drei oder vier der Mägde — denn allein wagte sich auch jetzt noch keine auf den Hof — draußen einen Kienspan entzündet, welchen sie darauf in der Stube in einen von Weidengeflecht hergestellten Ring steckten. Das flackernde Licht warf einen rötlichen, ungewissen Schein über den Raum und seine Insassen; ein schwärzlicher Rauch erfüllte bald die Stube. An jener Stelle der Decke, unter welcher die Fackel brannte, zeigte die kohlschwarze Farbe der rohgezimmerten Balken, daß diese einfache Beleuchtungsart allabendlich angewandt wurde.

Eine Flut von Schimpfreden ergoß sich nunmehr über das Haupt des unglücklichen Martl. Brigittens Zorn stammte zunächst daher, daß sie sich selbst seinetwegen furchtsam gezeigt hatte. Dies mußte der Knecht büßen. Als Brigitte mit ihrer Strafpredigt zu Ende war, zeigte sich Martl sehr gerührt. Dies war nämlich immer der Fall, wenn er übermäßig getrunken hatte. Er klagte sich in wehmütigem Tone an, daß er viel zu schlecht für das Haus des Ense Silberg sei, und schalt sich einen Wicht und einen Thoren. Um seine schreckenerregende Störung zu entschuldigen, brachte er vor, daß er den Herrn gesucht habe, in der Dunkelheit aber über die Treppenstufen vor der Stubenthür gestolpert sei.

„Ich wußte es aber schon am frühen Morgen," schloß er in weinerlichem Tone, „daß mir heute noch ein Unheil begegnen werde, denn ich habe die hüpfenden Heiligen gesehen!"

Ängstlich blickten die Mägde Martl an. „Was hat er gesehen?" fragten sie einander flüsternd.

Der Knecht sah sich verwundert im Kreise um. „Kennt ihr denn die hüpfenden Heiligen nicht? Das sind Züge von Wallfahrern, die in ihren Bittgängen immer zwei Schritte vor und einen wieder zurück machen. Schauerlich ist das anzusehen, wie die halbverhungerten, elenden Gestalten hin- und herhüpfen und eintönige Gesänge anstimmen. Jedesmal, wenn ich morgens solch eine Wallfahrt erblicke, stößt mir am Tage ein Unheil zu. Das ist, glaube ich, weil der Leutpriester verlangt, ich solle für meinen sündigen Lebenswandel einen Bittgang unternehmen. Aber ich werde mich hüten."

„Gottloser Geselle!“ zankte Brigitte. „Erst neulich hat der Martl für seinen sündigen Trunk eine Buße auferlegt bekommen. Er mußte von der Frühmesse bis zur Vesper auf Erbsen knieen. Na, Martl, wie hat dir denn das gethan, he?“

Der Knecht lächelte pfiffig. „Ich hab' sie mir kochen lassen,“ versetzte er dann trocken.

Die Mägde hatten sich unterdessen eifrig über die Erscheinung der hüpfenden Heiligen unterhalten. Diese Bußgänger erweckten die Teilnahme von allem Volk.

Wenn irgend ein Unglück, war es Ungewitter oder Seuche, die Menschen traf, so hielt man es für eine Strafe Gottes und glaubte dessen Vorbedeutung in Kometen, Nordlichtern oder andern Himmelszeichen zu sehen. Bei dem Ausbruche eines Krieges fand man in den verschiedenen Gestalten der Wolken streitende Heere, blutige Schlachtfelder und sich kreuzende Schwerter. Um nun solche Unglücksfälle oder Krankheiten abzuwenden, stellte man Wallfahrten und Bußgänge an. Da versammelten sich öfters ganze Reihen von sich geißelnden Menschen, welche mit einem Kreuze an ihrer Spitze von Stadt zu Stadt zogen, und, indem sie ihren Rücken blutig schlugen, das Lied sangen: „Nun schlaget euch so sehr, um Jesu Christi Ehr'!“

Als die Haushälterin den Martl endlich nach dem Grunde seines Kommens fragte, zog dieser eine geheimnisvolle Miene und versetzte flüsternd:

„Ich darf's nur dem Herrn sagen. Es ist eine wichtige geheime Botschaft.“

Die Mägde blickten den Knecht neugierig an und drängten ihn zu reden. Dieser aber hielt allen Bitten stand. Endlich wurde dem Reden und Drängen dadurch ein Ende gemacht, daß Ense Silberg selbst in die Stube trat. Sein Erscheinen rief eine große Bestürzung hervor. Die Spinnerinnen eilten mit Blitzesschnelle an ihre Rocken, und Brigitte zupfte verlegen an ihrer großen Lederschürze, denn es war ihr sehr unangenehm, daß der Herr des Hauses seine Mägdeschar trotz ihrer Aufsicht in Unthätigkeit antraf. Mit ein paar kräftigen Worten hielt der Bauer aber diese Angelegenheit für erledigt und

wandte sich dann an Martl, ihn unwirsch anfahrend und nach seinem Begehren fragend.

Der Knecht kratzte sich unentschlossen hinter dem Ohr und versetzte endlich, weil sein Herr schon anfing, ungeduldig zu werden: „Es sind zwei Männer draußen, welche Euch sprechen wollen."

„Sie sollen hereinkommen, wenn sie Christen und kein fahrend Volk sind," brummte der Bauer. „Was wollen sie so spät am Abend von mir? Kennst du sie, Martl?"

„Freilich wohl," erwiderte der Knecht, „und die Muhme Brigitte wird eine große Freude haben, wenn sie das Paar sieht."

„Jesus Maria!" schrie die Alte auf. „Wohl gar Gottschalk und sein Sohn, mein lieber Neffe Clas?"

Schmunzelnd wiegte Martl den Kopf hin und her. „Ich darf es nicht sagen, Jungfer Brigitte," versetzte er ausweichend. „Auch haben die beiden ein Gelübde gethan, daß sie nicht eher einen freien Bauernhof betreten wollen, als bis sie eine That vollbracht hätten, die ihnen auferlegt worden sei. Was das alles bedeuten soll, weiß ich selber nicht, lieber Herr."

Ense Silberg ging eine Weile schweigend auf und nieder. Endlich winkte er dem Knecht, packte diesen am Arm und zog ihn aus der Spinnstube auf den Hof hinaus.

Kopfschüttelnd blickten die Mägde einander an. Brigitte durchmaß mit großen Schritten den Raum. Sie befand sich in heftiger Erregung, denn es wurmte sie, daß man sie nicht ins Vertrauen gezogen hatte.

Als der Bauer in Martls Begleitung den Hof betrat, sah er zweifelnd über die weite Fläche, welche vom Mond beschienen war. Alles blieb ruhig, nur die Pferde wieherten in ihren Ställen, Schafe blökten und Schweine grunzten. Schweigend schritt er dem großen Ausgangsthor zu, an dessen Seite sich eine Pforte befand, deren Verriegelung er löste. Als er durch die niedere Öffnung trat, bei deren Durchschreiten er sich bücken mußte, fiel sein Blick auf ein Paar in zerlumpter Kleidung. Bleich und abgehärmt waren die Gesichtszüge der Fremden. Fetzen bildeten die Fußbekleidung, und lose Lappen hingen vom Wams herab.

Bestürzt musterte Ense Silberg das wunderliche Paar, endlich rief er aus: „Gottschalk Dude! Und du, Claas! Seid Ihr's wirklich?"

Ein ernstes, in vergrämtem Ton zurückgegebenes „Ja!" erfolgte. Ense Silberg winkte Martl zu, sich zu entfernen. Dieser kam dem Gebot seines Herrn nach. Als die Schritte des Knechtes sich über den Hof entfernt hatten, trat Gottschalk Dude ganz dicht an Silberg heran und raunte ihm ins Ohr:

„Bist du eingedenk deines Schöffenschwures, der dich zum Richter und Strafvollstrecker macht?"

Würdig nickte der Gefragte mit dem Haupt.

„Ich komme zu dir, Ense, um dich zu deiner Schöffenpflicht anzuhalten. Der Stuhl zu Wormeln auf dem Donnersberge hat gesprochen."

Entsetzt fuhr Silberg zurück. „Ihr waret außer Landes, seid schutz- und güterlos die Straße des fahrenden Volkes gezogen?"

Gottschalk Dude hob in finsterem Ernst die Finger empor. „Nicht scheuten wir Weg noch Steg, nicht Hitze noch Frost, nicht Hunger noch Durst noch Krankheit. Elend zogen wir des Weges. In unserer Brust loderte der heilige Zorn gegen unsere Bedrücker. Das Femgericht hat gesprochen. Athalger und Hunold haben ihr Leben verwirkt. Sie sind geächtet und vogelfrei."

Silberg atmete tief auf. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Diese Kunde erfüllte ihn mit gewaltiger Aufregung. „Und habt Ihr die Siegel ... den Blutbefehl der Feme?" fragte er zögernd.

Schweigend griff Gottschalk in sein zerrissenes Wams und brachte ein Pergamentpapier hervor, welches er Silberg einhändigte. Zitternd nahm dieser die Urkunde entgegen, entrollte sie und hielt sie so, daß der Mond sein volles Licht auf die verwischten Schriftzüge warf. Silberg kümmerte sich jedoch nicht um das Geschriebene, denn er konnte nicht lesen; er prüfte nur die Wachssiegel, welche sich am Rande der Urkunde befanden, und musterte dann die seltsame Anordnung einer Reihe von Kreuzen, welche unter die Schrift gemalt waren.

„So unterzeichnet sich Jörg Stadner, wenn ich mich recht erinnere," versetzte Silberg dann langsam, das Paar fragend anblickend.

„Er ist der Freigraf des Stuhles zu Wormeln," erwiderte Gottschalk.

Der andere gab ihm die Pergamentrolle wieder zurück. Nachdem Gottschalk sie in seiner Kleidung verborgen hatte, sagte er mit Nachdruck:

„Das Urteil der Feme ist reif zum Vollzug, Silberg. Kennst du deine Pflicht?"

Der Gefragte hob die Hand schwörend zum Himmel und versetzte: „Nicht eher will ich mein Haupt in meinem Heim zur Ruhe legen, nicht eher will ich Haus und Hof betreten, als bis der Rechtspruch der heiligen Feme erfüllt ist."

Schweigend verharrten die drei eine Zeitlang in sichtlicher Bewegung. Endlich raffte sich Gottschalk auf, entnahm seiner Tasche einen hanfenen Strick, schlang sich denselben um den Leib und sagte kurz und entschlossen: „So kommt!"

Binnen kurzem befanden sich die drei im Walde. Sie verfolgten einen Fußpfad, welcher schnurstracks abwärts führte. Oftmals stolperte einer der nächtlichen Wanderer über einen Stein oder eine Wurzel; auch kam es vor, daß sie sich plötzlich vor einem breiten, tiefen Graben befanden, den zu überspringen ihnen unmöglich schien. Bei näherem Hinsehen ergab es sich jedoch, daß sie den im Mondenschein sich scharf abzeichnenden Schatten der Baumgruppen und Gebüsche, der auf dem Boden gebildet ward, dafür angesehen hatten. Ruhig setzten sie dann wieder den Weg fort, schweigend und düster. Bald waren sie am Pilgerpfade angelangt. Über ihren Häuptern erblickten sie den burggekrönten Hügel Sonecks. Nun hielten sie in ihrer Wanderung inne.

Tiefer Friede lag über der Landschaft ausgebreitet. Die Stille der Nacht wurde nur durch das Rauschen des Rheinstroms und das Flüstern der im Wind bewegten Baumwipfel unterbrochen. Silbern glitzerten die Wellen des Rheines im sanften Mondlicht; durch die Kronen der Bäume fielen die matten Strahlen auf das dunkelgrüne Moos und verbreiteten ein eigentümliches Dämmerdunkel in dem gebirgig ansteigenden Walde. Bald rief ein Käuzchen durch die Nacht, und das Gezwitscher halbschlafender Vögelein, die sich auf den Ästen wiegten, antwortete.

Noch ehe das Echo den Widerhall der Käuzchenrufe von den Bergwänden zurücktrug, drangen plötzlich einige langgedehnte, schauerlich klingende Weherufe an das Ohr der nächtlichen Wanderer. Aufmerksam lauschten diese. Wieder und wieder schallten die Klagen durch das Thal.

Gottschalk war jäh aus seinem dumpfen Hinbrüten aufgefahren. Er eilte seinen Genossen voran, in hastigen Sätzen den Lauf des Stromes zu Berg verfolgend; denn von da war das Geschrei ausgegangen. Durch die Mondnacht glänzten mächtige, eisenbeschlagene Schiffsleiber, welche unfern von hier im Rhein verankert und am Ufer festgepflockt waren.

Eilig setzte der Bauer seinen Weg fort; die andern folgten.

Als er näher an jene Stelle herankam, drangen außer den Klagerufen noch andere Stimmen an sein Ohr. Ein zorniges Geschrei, welches rauhe Männerkehlen ausstießen, dazu Waffenlärm und das Wiehern aufgeregter Rosse.

Gottschalk gab den ihm Folgenden ein Zeichen zum Halten. Er schlug sich seitwärts in den Wald und verfolgte hier den Weg weiter. Hastig setzte er über Dorngebüsch und Gestrüpp weg, zwischen den Baumstämmen nach jener Stelle ausspähend, wo die Schiffe am Rheinufer lagen. Bald war er am Ziele angelangt. Er winkte den Genossen zu, sich gleich ihm ins hohe Gras zu werfen; dann näherte er sich, der Länge nach ausgestreckt, der Waldlichtung, um die Vorgänge am Pilgerpfad zu beobachten. Noch ehe er jedoch den Rand des Waldes erreicht hatte, teilte sich plötzlich dicht vor ihm das Gebüsch, und eine magere, dürre Gestalt sprang über ihn weg, in blinder Hast zwischen den Baumstämmen hindurch unter Schreien und Jammern einen Ausweg suchend. Noch ehe Gottschalk zum Bewußtsein gelangt war, teilte sich abermals das Gebüsch, und ein eisengepanzerter Ritter machte sich Bahn durch den dichten Wald.

Der Waffenlärm draußen am Rheinufer wurde immer gewaltiger. Silberg und Clas drängten sich dicht an Gottschalk, welcher durch das Gestrüpp hindurch auslugte, sich jedoch bald zurückzog und seinen Gefährten zuraunte: „Die Ritter stehen im Kampf mit den Knechten der

Kauffahrer; wie mir scheint, ist unsere Hilfe hier überflüssig, denn die Ritter befinden sich in der Minderzahl."

„Aber das Paar, welches hier in den Wald stürmte?" fragte Silberg. „Wie mir schien, befand sich der erste, der sich durch das Gebüsch schlug, auf der Flucht vor dem ihm nachsetzenden Ritter."

Gottschalk nickte und versetzte hastig: „Laßt uns dem Flüchtling beistehen. Dorthin entkam er; er erklomm den vor uns liegenden Hügel. Auf, ihm nach!"

Die drei machten sich unverzüglich auf den Weg und stürmten eilig vorwärts.

Plötzlich schlugen ganz in ihrer Nähe Hilferufe an ihr Ohr. Die Wanderer hielten inne und forschten nach dem Urheber. Das Mondlicht fand hier mitten im Wald nur wenig freie Stellen im Laubdach der Bäume, wo es durchdringen konnte. Gottschalk vermochte daher nur die dunkeln Umrisse zweier Männer wahrzunehmen, welche miteinander verzweifelt rangen. Der Bauer zog seine Gefährten dicht an die Stelle heran und starrte blitzenden Auges auf das streitende Paar. Eine Weile mochte er schon dem Ringkampf zugesehen haben, geisterbleich und mit bebenden Lippen, da flüsterte er plötzlich den neben ihm Stehenden das einzige Wort zu: „Athalger!"

Silberg und Clas zuckten zusammen; beiden schlug das Herz. Ein matter Mondstrahl beleuchtete jetzt die Gesichter der Kämpfenden. Der eine derselben, eine hagere, schmächtige Erscheinung, trug den langen Kaftan, wie er den jüdischen Händlern eigen war. Seine wirr um das bleiche, angstvoll verzerrte Antlitz hängenden Locken waren zerzaust und mit Gestrüpp und Dornen untermischt. Allem Anschein nach suchte er einen Gegenstand in seinem Wams zu verbergen, welchen sein Gegner, der Ritter, ihm abzuringen suchte. Der Ritter war eine gewaltige Erscheinung mit breiter Brust und mächtigen Fäusten. Der erste Blick sagte den Zuschauenden deutlich genug, wer als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen mußte.

Gottschalk hielt seine Gefährten an den Armen fest, um erst in dem ihm geeignet erscheinenden Augenblick gegen den Ritter vorzugehen. Als Athalger mit einem kräftigen Stoß den Juden zu Boden geworfen

hatte und sich gerade auf ihn werfen wollte, stürzten die drei aus ihrem Hinterhalt hervor. Mit raschem Griff packten sie den Ritter und rissen ihn von seinem Opfer zurück. Clas hatte aus seinem Gewand ein Tuch hervorgezogen, welches er Athalger geschickt über die Augen warf und fest an seinem Hinterkopf zuschnürte.

Als der Ritter nicht mehr zu sehen vermochte, was um ihn her vorging, bemächtigte sich seiner eine wilde Wut. Er schlug mit den sporenbesetzten Füßen um sich und schrie aus Leibeskräften.

Aber die drei ließen sich in ihrem Richteramt nicht stören. Sie banden Athalger die Hände auf den Rücken und schnürten seine Füße fest zusammen. Der Ritter vermochte sich nun nicht mehr zu wehren.

Mit einem lauten Freudenschrei hatte sich der Jude vom Boden erhoben. Noch wußte er nicht, wem er seine Befreiung zu verdanken hatte, da er die Gesichtszüge der Bauern in dem herrschenden Dunkel nicht zu erkennen vermochte. Eine maßlose Freude überkam ihn jedoch, als er den Ritter winseln hörte. Noch bebend und atemlos von den ausgestandenen Schrecknissen begann er, den Männern seinen Dank abzustatten.

„Nehmt die Lobpreisung des alten Abraham," sagte er mit ausgestreckten Händen, „der ohne Euer Dazwischenkommen das Opfer dieses Elenden geworden wäre! Was er in einem rechtlichen Kauf mir hatte zahlen lassen, wollte er mir wieder mit Gewalt abnehmen. Die Waren aber, die er von mir erstanden, hatten die Knechte bereits auf seine Burg schleppen müssen. Das Gericht des Himmels möge über ihn kommen!"

„Das Gericht des Himmels kommt über ihn!" versetzte Gottschalk düster. Dann murmelte er eine Femformel vor sich hin, welche Silberg und Clas wiederholten.

Dem Missethäter ward der hanfene Strick um den Hals gelegt, und wenige Augenblicke später hing er an dem knorrigen Aste einer mächtigen Buche.

Der Jude war entsetzt in die Kniee gesunken. Gottschalk aber eilte auf den Baumstamm zu, nahm ein Messer aus seinem Wams und schnitt drei Späne aus der Rinde desselben. Hierauf stieß er das

Messer in den Stamm, erhob die Hand zum Himmel und rief: „Das Wahrzeichen der Feme!“

Klappernd vor Furcht wich Abraham zurück, den Blick auf die Leiche Athalgers gelenkt. Plötzlich stieß er an einen beweglichen Gegenstand. Er schrie auf und blickte sich um. Vor ihm standen zwei Männer, welche ihn geisterbleich anstarrten und dann wieder den Blick auf Athalger richteten. Abraham wußte nicht, ob er flüchten oder zu den seltsamen, geheimnisvollen Richtern zurückkehren sollte, welche noch immer unbeweglich an jener Stätte der Strafvollstreckung standen.

„Schau hin, Jürgen Sellentin,“ vernahm Abraham die Stimme des einen, „es ist die Leiche Athalgers; ich erkenne ihn an der Rüstung.“

Zähneklappernd bejahte der andere. Das Paar schmiegte sich furchtsam aneinander und wich vor dem Juden scheu zurück. Sie glaubten nicht anders, als daß der leibhaftige Satan den Ritter Athalger umgebracht habe und vermuteten in der hagern, häßlichen Gestalt des Juden das Werkzeug des Bösen. Eine Senkung im Waldboden und die herrschende Finsternis entzogen die Rächer der Feme ihren Augen.

Als Abraham bemerkte, daß die beiden ihn nicht verfolgten, sondern im Gegenteil ihm auswichen, frohlockte er im stillen und begab sich in eiligem Laufe nach der Lichtung des Waldes zurück. Er hoffte jetzt bei den Schiffen genügenden Schutz vorzufinden, denn er hatte in dem Augenblick, in welchem ihn die Verfolgungswut Athalgers zur Flucht zwang, wahrgenommen, daß die Knechte von der Burg zurückkehrten. Durch das weithin zu vernehmende Hilfegeschrei ihrer Herren zu größerer Eile angetrieben, hatten sie Knittel und Keulen ergriffen, um gegen die Ritterschar vorzugehen. Gleichwohl machte Abraham lieber einen weiten Bogen, um nicht den wahrscheinlich von den Knechten Zurückgeschlagenen in die Hände zu fallen, wenn dieselben in blinder Flucht die Burg zu erreichen suchten.

Während Abraham den Weg zum Pilgerpfade einschlug, verließen auch die Schöffen der Feme ihren unheimlichen Standort. Geräuschlos entfernten sie sich, schweigend und ernst. Als sie eine Strecke Weges hinter sich hatten, wechselten sie den ersten Blick miteinander. Aus aller Augen glänzte die Befriedigung über das gethane Werk. Der

Gerechtigkeit war freier Lauf gegeben. Sie atmeten tief auf, dann reichten sie einander schweigend die Hände und setzten still und ruhig ihren Weg fort.

Währenddessen hatte unten am Rheinufer ein erbitterter Kampf stattgefunden. Die Knechte der Kauffahrer schlugen mutig drein, und bald genug mußten die Ritter weichen. Unter Spott und Hohn zogen sie ab. Mehrere von ihnen, welche von den Pferden abgestiegen waren, vermochten in der Eile die Tiere nicht aufzufinden und mußten zu Fuß den Genossen folgen. Diesen Nachzüglern wurde von der aufgeregten Knechteschar noch empfindlich zugesetzt. Blutend und mit zerschundenen Gliedern hinkten sie dem Reitertrupp nach. Der Weg der Abgeschlagenen führte mitten durch den Wald, weil der bequemere Pfad von den Knechten der Kauffahrer besetzt gehalten wurde. Daher ging der Rückzug nur langsam von statten. Schließlich, als die Rosse über das Gestrüpp und Dorngebüsch öfter und öfter strauchelten, auch die Mondesstrahlen, die durch die Lücken der Baumkronen durchfielen, irreleiteten, stieg die Mehrzahl ab, die Rosse am Zaum nach sich ziehend.

Mit einem Male stellten sich ihnen zwei Männer in den Weg, deren entsetzte Gesichter den Rittern Unheil verkündeten.

Stumm wiesen sie auf einen an einem Baumast hängenden Körper, in dessen glänzender Rüstung die verirrten Mondstrahlen sich spiegelten.

„Athalger!“ schrieen mehrere auf. Die einen der Ritter eilten hastig herzu, die andern wichen scheu zurück.

Noch wollte keiner glauben, was man gesehen. Flüsternd raunte man es einander zu. Einer hatte die ausgehauenen Späne und das im Baumstamm steckende Messer erblickt.

Bebend vor Furcht kam er zurück und meldete den Genossen, was er gesehen.

Ein furchtbares Grauen bemächtigte sich der Ritterschar. Mit bleichen Mienen und schlotternden Knieen umstanden sie die Stätte, an welcher die Freischöffen ihres Amtes gewaltet hatten und raunten einander zu:

„Das Femgericht hat gesprochen.“

Keiner wagte die Leiche Athalgers abzunehmen. Schaudernd ver-

ließen sie den Ort, ihre Schritte beschleunigend, je näher sie der Burg Soneck kamen.

Beben und Furcht befiel alle, die das seltsame Ereignis vernahmen. Und den meisten zitterte das Herz im Leibe bei dem Gedanken, daß über sie vielleicht auch schon ein Urteil gesprochen sei, — daß ihrer vielleicht auch die Freischöffen der Feme zur Strafvollstreckung warteten.

Nur mit Flüsterworten sprachen die Ritter und Knappen untereinander. Die Sühne ihres Herrn hatte ihr Gewissen geweckt.

## Dreizehntes Kapitel.

### Neue Ränke.

Während der Nacht, welche dem grauſigen Ende Athalgers folgte, herrſchte auf der Burg Soneck eine dumpfe, ſchwüle Stimmung. Das allnächtliche Zechgelage unterblieb. Kein Lachen, kein ausgelaſſener Jubel erſcholl, flüſternd beſprach man das Einſchreiten der Feme. Der Burgſaal lag verödet da. Die Ritter und Knappen hatten ſich in die Schlafräume zurückgezogen. Bebend vor Furcht ſuchten die meiſten ihr Lager auf.

Nur in einer Ecke der Trinklaube befand ſich noch ein einſames Paar. Auf die Brüſtung derſelben aufgelehnt und den Kopf auf die Hände ſtützend, kauerten Goclo und Nacke Vollmers ſchweigend nebeneinander. Auch ſie waren von der allgemeinen Furcht beherrſcht. Die Mahnung des Femgerichtes hatte gewaltig an ihr Gewiſſen gepocht.

Goclo, ein an Raub und Mord gewöhnter Geſelle, der mit kaltem Blut ſeine verbrecheriſchen Thaten verübte, zitterte gleichwohl bei dem Gedanken an den eigenen Tod, zumal wenn er in einer ſo ſchauerlichen Weiſe erfolgte wie bei Athalger. Er ließ im ſtillen die Reihe der von ihm ausgeführten Unthaten an ſich vorüberziehen. Eine namenloſe Angſt überkam ihn. Von quälender Unruhe getrieben, verließ er ſchließlich den Platz neben Nacke Vollmers und trabte unſtet in der kleinen Halle auf und nieder. Sein ganzes verbrecheriſches Leben ſtand ihm vor Augen. Während die Gewiſſensbiſſe ihn folterten, ſuchte er immer wieder die Erinnerung an ſeinen früheren Lebenswandel aus ſeinem Sinn zu bannen, aber wie Schreckgeſpenſter quälten ihn die Bilder der Vergangenheit.

Ebenso erging es dem ehemaligen Mainzer Schöffen. Er befand sich in einer gar schlimmen Lage. Durch den Verrat an seiner Vaterstadt hatte er die Heimatstätte verloren. Und was war aus seinen Gütern geworden, die er sich in großen Gefahren erworben? Was blieb ihm nun als Lohn für seine Verrätereien? Nichts! Durch die Flucht hatte er sich seines ganzen Habes und Gutes begeben. Sein vornehmes Haus fiel mit allem Inhalt an kostbaren und seltenen Wertgegenständen der Stadt anheim. Als Bettler stand er nun da, heimatlos, geächtet, von der Furcht vor Strafe gepeinigt. Er bebte bei dem Gedanken, wie nahe er schon daran gewesen war, der irdischen Gerechtigkeit zum Opfer zu fallen. Sein Leben gehörte bereits dem Henker. Seine Arbeit, seine Mühe, die furchtbaren Gefahren, denen er sich ausgesetzt hatte, waren umsonst gewesen.

Eine gewaltige Wut packte Nacke Vollmers. Heftig stampfte er mit dem Fuße auf. Er stierte in die Nacht hinaus und murmelte vor sich hin: „Der Welt zum Trotz, der Menschheit zum Hohn will ich das Schicksal bändigen! Und dreimal verflucht, wer mir hindernd in den Weg tritt!“

Abermals versank der Mainzer Schöffe in finsteres Sinnen und Grübeln. Endlich fuhr er in die Höhe und faßte sich an die pochende Schläfe ... Wie, wenn er es wagte, durch einen Gewaltstreich seine Lage mit einem Male zu ändern? Ein jäher Gedanke fuhr ihm durch das Hirn. „Thekla Walpod!“ zischelte er und blickte höhnisch vor sich nieder. „Dies ist der rettende Ausweg!“ stieß er nach einer Weile von neuem hervor. Über die Mienen des Schöffen glitt von Zeit zu Zeit ein siegesgewisses Lächeln. Er blinzelte zu Goclo hinüber, der noch immer unstet in der Trinklaube auf- und niederwandelte. Er nahm an dem Ritter eine große Umwandlung wahr. Die feige Angst vor rächender Vergeltung hatte den grausamen, rohen und gewaltthätigen Menschen gepackt. Goclo lebte unter dem Bewußtsein seiner Schuld, weil er die Strafe fürchtete, die ihm das Ende Athalgers vor Augen geführt hatte.

Entschlossen raffte sich Nacke Vollmers auf und schritt auf den Ritter zu.

„Goclo," begann er in festem Tone, „über unseren Häuptern schwebt Gefahr."

Der Angeredete zuckte zusammen, faßte sich aber gleich wieder und versetzte: „Meint Ihr, das Häuflein Kriegsvolk mache mich zittern, das von den Städten gegen uns aufgeboten wird? Ich lache über die Bemühungen des Bundes. Reichenstein und Soneck sind fest und uneinnehmbar."

Während Goclo dies sagte, zeigte er durchaus keine so zuversichtliche Miene, als seine Worte erheischt haben würden. Nacke Vollmers erkannte sehr wohl, daß die Rede des Ritters nur ein leerer Trost sein sollte.

„Unterschätzt das Bundesheer der Städter nicht," äußerte er mit erhobenem Finger. „Aber vernehmt, daß ich einen Plan habe, der dazu dienen könnte, die ganze Unternehmung des Bundes zunichte zu machen."

Forschend blickte Goclo den Schöffen an. „Einen Plan, der Arnold Walpod veranlassen könnte, von seinem Vorhaben zurückzutreten, ihn, den Schöpfer des Städtebundes?" fragte der Ritter ungläubig. „Wer sollte ihn dazu bewegen?"

„Ich!" rief Nacke Vollmers nach einer kleinen Pause. Und als Goclo ihn spöttisch vom Kopf bis zu den Füßen musterte, fuhr er fort: „Sobald Ihr es vermögt, seine Tochter Thekla mir zur Gemahlin zu verschaffen."

Der Ritter lachte höhnisch auf. „Ja wohl," versetzte er mit beißendem Spott, „ich werde meinen Schildträger vorausschicken, und beim Glockengeläute der Kirchen und dem Willkommsruf der Bürger wird man mich durch die weitgeöffneten Thore der Stadt hineingeleiten. Im Triumph führe ich die Tochter des Walpoden aus dem väterlichen Hause und bringe sie in Eure Arme!"

Nacke Vollmers biß sich auf die Lippen. „Laßt Euern Hohn," sagte er ärgerlich. „Gleichgültig, auf welche Weise das Mädchen in die Burg gelangt, — seht Ihr denn nicht ein, von welchem Wert ihre Anwesenheit auf Soneck wäre?"

Goclo schüttelte noch immer verwundert das Haupt. Der Schöffe trat dicht vor den Ritter hin und raunte ihm zu:

„Wäre Thekla meine Gattin, so würde sich ihr Vater wohl hüten, gegen den Gemahl seiner Tochter, die er heiß und innig liebt, oder gegen die Burg, in welcher sie sich aufhält, zu Felde zu ziehen. Die Liebe zur Tochter würde größer sein als sein Pflichtgefühl."

Nun begriff der Ritter, wohinaus Nacke Vollmers zielte. „Ein trefflicher Plan; er leuchtet mir ein," rief er aus. „Diese Eingebung kam zu günstiger Zeit. Denn wißt," fügte er leise hinzu, während ein Schauder seine Gestalt überlief, „der Tod Athalgers traf uns alle gewaltig. Der Burgvogt war die Seele unserer Unternehmungen. Wenn sein kühner Geist fehlt, so werden die übrigen Ritter und Knappen verzagen. Wer weiß, was im Schoß der Zukunft liegt? Darum preise ich Euern Plan und wünsche, daß er sich ausführen läßt."

Nacke Vollmers durchmaß einige Male den engen Raum, dann blieb er vor Goclo stehen und fragte:

„Was geschah mit der Leiche des Siegfried Tiedemann, der von dem Söller Eurer Burg in die Tiefe stürzte? Habt Ihr sie verscharrt?"

Der Ritter schüttelte den Kopf. „Am darauffolgenden Tage ließ Athalger die ganze Gegend absuchen. Nirgends fand sich die Leiche des Gefangenen. Nur Blutspuren, Fetzen von geschundener Haut und zerzaustes Haar bemerkte man an einer Stelle. Möglich, daß fahrendes Volk, durch das Gewand und einige Kostbarkeiten verführt, den Leichnam beraubt und in den Rheinstrom geworfen hat. — Doch weshalb fragt Ihr danach?"

„Es gehört zu meinem Plan," erwiderte der Mainzer Schöffe. „Durch mich selbst weiß Thekla Walpod bereits, daß ihr Bräutigam verunglückt ist. Ich verließ die Tochter Walpods, als sie, durch die Kunde erschüttert, ohnmächtig zu Boden sank. Wir müßten sie nun davon benachrichtigen, daß Siegfried aufgefunden und dringend der Pflege bedürftig sei. Sie wird dem Rufe folgen, das väterliche Haus zu verlassen und sich hierdurch in unsere Hände begeben."

Goclo lachte auf. „Vortrefflich ausgeheckt, Freund Vollmers," sagte er kopfnickend. „Und mich habt Ihr wohl dazu ausersehen, daß

ich mich in die Höhle des Löwen begebe, um Eure Botschaft dem Mädchen auszurichten?"

„Weit gefehlt," entgegnete Nacke Vollmers. „Außerhalb des Weichbildes besitzt der Walpod ein Gut, welches häufig von Thekla besucht wird. Dort könntet Ihr Euch ohne Gefahr dem Mädchen nähern und ihr die Kunde überbringen. Rosse müssen in der Nähe der Stadt bereit stehen, um möglichst schnell hierher zu gelangen."

Goclo schüttelte noch immer den Kopf. „Ich werde mich hüten, eine solche Gefahr auf mich zu nehmen," versetzte er. „Bedenkt, daß jeden Tag der Heereszug der Städtebündler stattfinden muß. Ich könnte von Soneck abgeschnitten werden und vielleicht nicht mehr auf die Burg gelangen. Nein, nein, Freund Vollmers, auf mich rechnet nicht bei Eurer Unternehmung."

Der Mainzer Schöffe blickte in wildem Grimm um sich. Dieser Plan war seine letzte Hoffnung. Gelangte er nicht zur Ausführung, so stand er schutz- und mittellos da, geächtet und vogelfrei. Wie ein Ertrinkender an den Strohhalm, so klammerte er sich an diesen Gedanken, der ihm der einzige Ausweg aus seiner jammervollen Lage schien. Als Goclo noch immer zögerte, in die dargebotene Hand einzuschlagen, versetzte Vollmers in zornigem Tone:

„Nun gut, Goclo, so werde ich allein und ohne Eure Hilfe handeln. Bedenkt aber noch einmal, daß alle drohende Gefahr, welche durch den Heereszug Walpods sich über Eurer Burg zusammenzieht, durch Eure Mitwirkung abgewendet werden kann."

„Wie aber, wenn Walpods Tochter sich weigern sollte, auf der Burg zu bleiben?" fragte der Ritter.

„So zwingen wir sie," entgegnete Nacke Vollmers. „Solange das Leben von Walpods Tochter auf dem Spiele steht, werden die Städtebündler es nicht wagen, die Burg über unseren Häuptern in Brand zu stecken."

Zögernd willigte der Ritter endlich ein. Mit etwas höhnischer Miene betrachtete er jedoch hierbei den Mainzer Schöffen. Goclo hatte während der Reden des Genossen einen kühnen Entschluß gefaßt. Er konnte dem Plane des Nacke Vollmers seine Anerkennung nicht ver-

sagen. Es leuchtete ihm ein, daß der Gedanke, durch das Verweilen Theklas auf der Burg den Walpoden von Mainz von einem Heereszug gegen die Ritter abzuhalten, nicht schlecht sei. Jedenfalls wollte er hieraus Nutzen für sich ziehen. Genau so, wie es der Schöffe verlangte, gedachte er freilich nicht vorzugehen, denn er sah ein, daß er auf diese Weise völlig abhängig von Nacke Vollmers sein würde. Darum nahm er sich vor, die Hilfe des Schöffen einstweilen noch anzunehmen, ihn aber später, wenn Thekla sich glücklich auf der Burg befände, von sich abzuschütteln. Warum sollte er nicht selbst um das Mädchen werben? Wenn sie seine Gattin und er dadurch der Verwandte des hochangesehenen Walpoden zu Mainz wurde, so war es leicht möglich, daß Philipp von Hohenfels ihm die Stelle des Burgvogts übertrug, welche durch den plötzlich erfolgten Tod Athalgers erledigt war.

Mit dem Ergebnis seines Nachsinnens befriedigt, nickte der Ritter mehrmals mit dem Kopfe, dann schritt er auf Nacke Vollmers zu und schlug in die ausgestreckte Hand desselben kräftig ein.

„Sei es denn!“ flüsterte er leise und geheimnisvoll.

Dankbar blickte der Mainzer Schöffe den listigen Ritter an.

... Im Hause des Walpoden zu Mainz hatten sich die letzten Tage zu einer Kette von Sorgen, Angst und Unruhe zusammengefügt.

Seit jenem Abend, da Thekla auf so grausame Weise über das entsetzliche Schicksal Siegfrieds aufgeklärt worden war, hatte sie im Fieber dagelegen, keinen der sorgsamen Pfleger, die an ihrem Lager weilten, erkennend.

Der Anblick der Leidenden schnitt dem Walpoden tief ins Herz. Jeden freien Augenblick benutzte er, um sich der Pflege seiner Tochter zu widmen. Mit ängstlicher Sorgfalt war er darauf bedacht, jede Unruhe im Hause zu unterdrücken, damit sein Liebling nicht gestört werde. Aber die Pflicht rief ihn ab. Mit Thränen im Auge verabschiedete er sich von dem im Halbschlummer daliegenden Mädchen.

Mit vollem Eifer hatte Arnold Walpod die Zurüstungen der Städte betrieben. Der Zustand der Truppen besserte sich von Tag zu Tag. Nur Bingen stand mit der Ausrüstung seines Kriegsvolks noch zurück. Um diese Stadt zu größerem Eifer anzutreiben, war seine

Anwesenheit daselbst unbedingt notwendig. Mit bangem Herzen trennte er sich von der leidenden Tochter, um seine Pflicht auch in dieser schweren Zeit gewissenhaft zu erfüllen. Besonders lag es ihm am Herzen, möglichst bald dem Burgvogt Athalger gegenüberzustehen. Ein schwacher Hoffnungsschimmer strahlte in seinem Innern, der ihm verhieß, daß man bei dem Heerzug der Städte gegen die Burgen wohl auch die Freigabe seines armen Schützlings Siegfried erlangen könne. Jedenfalls mußte ihm daran liegen, die Hindernisse, welche sich den Städtebündlern in den Weg stellten, mit Aufbietung aller Kräfte beiseite zu schaffen.

Unentwegt für das Wohl der Stadt bemüht, fügte sich daher Arnold in das Unvermeidliche und begab sich mit einem kleinen Gefolge nach Bingen, um daselbst die Vorbereitungen zum Heerzug eifrig zu betreiben.

Noch an demselben Tage, an welchem der Walpod die Stadt verlassen hatte, erholte sich Thekla wieder so weit, daß sie ihre Verwandten, die kleinen Geschwister und den greisen Ohm erkannte.

Zusehends schritt nun die Besserung fort. Sprachen auch noch das bleiche Antlitz und die matten Augen genug von den überstandenen Leiden, so wich doch mehr und mehr der teilnahmslose Zustand des Mädchens.

Nachdem Thekla die ganze Nacht über in einem festen und gesunden Schlaf dagelegen hatte, verließ sie am andern Morgen, ungeachtet der besorgten Einsprache der Dienerin, das Lager. Anfangs hatte sie wiederholt gegen Schwindelanfälle zu kämpfen, doch überwand sie dieselben, und als die Dienerin bemerkte, daß ihre junge Herrin festen Schrittes im Gemache auf- und abging, zerstreute sich ihre Besorgnis. Thekla bedurfte nicht einmal der Unterstützung, als sie die Treppe hinunterstieg, um sich in den an das Gebäude grenzenden kleinen Garten zu begeben. Doch zeigte ihr ganzes Wesen eine Hast und Unruhe, welche ihr sonst völlig fremd war. Teilnahmsvoll kamen später die Verwandten, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und waren überrascht von der übergroßen Lebhaftigkeit, welche Thekla zur Schau trug. Sie erinnerte sich noch genau an alle Einzelheiten der letzten Vorkommnisse. Nur über den Augenblick, in welchem sie das Bewußtsein

verloren hatte, war sie sich nicht ganz klar. Sie wußte nicht mehr, was die Ursache ihrer Ohnmacht gewesen war. Den Kopf in die Hände stützend, wandelte sie im Garten unruhig auf und nieder. Je länger sie nachsann, desto deutlicher trat ihr jene schreckliche Stunde wieder vor Augen. Vor ihr erschien das häßliche Gesicht des Nacke Vollmers, welcher vom Garten her an ihr Fenster trat und zu ihr Worte so schrecklichen Inhalts sprach. Sie glaubte noch ganz deutlich die Stimme des Schöffen zu vernehmen.

Thekla geriet in immer größere Aufregung, je deutlicher sie sich jener Schreckensbotschaft erinnerte. Zitternd gedachte sie des furchtbaren Unglücks, welches Siegfried betroffen. Vielleicht lag der Arme hilflos und mit zerschmetterten Gliedern im Walde, rettungslos dem Verderben, einem langsamen, qualvollen Tode preisgegeben. Vielleicht auch hatten ihn mitleidige Leute aufgefunden, arme Bauern, die ihm nach ihren Kräften eine notdürftige Pflege angedeihen ließen. Wie, wenn es ihr ermöglicht wurde, Siegfrieds Pflegerin zu sein? Vielleicht war aber auch alle Pflege überflüssig, denn wer konnte wissen, ob nicht schon das Leben aus dem Körper des Verunglückten gewichen war? Doch auch in diesem Falle wollte sie nicht zugeben, daß der Leichnam Siegfrieds unbestattet auf ungeweihtem Boden liegen bleibe. Jedenfalls drängte es sie, Gewißheit zu erhalten.

Umsonst versuchte Hennebein, der recht wohl den noch immer fieberhaften Zustand Theklas erkannt hatte, das Mädchen zu beschwichtigen. Entsetzt fuhr er aber zurück, als Thekla das Verlangen äußerte, zu ihrem Vater geführt zu werden. Arnold Walpod befand sich stundenweit in dem benachbarten Bingen. Wie war es möglich, daß Thekla, die kaum von schwerer Krankheit genesen war, die Reise bis dahin ungefährdet zurücklegen konnte?

Auf das Jammern des Mädchens eilte auch Werner herbei. Er vereinigte seine Bitten mit jenen Hennebeins, um Thekla zu bewegen, von ihrem Vorhaben abzulassen. Da rief das Mädchen endlich im Tone der Verzweiflung:

„Ja, ist Euch denn auch klar, was Ihr verlangt? Ich soll Siegfried in seiner hilflosen Lage schutzlos preisgeben? Vom Söller der

Burg Soneck ist er abgestürzt, und den Rittern jenes Raubnestes ist es zuzutrauen, daß sie den Verunglückten elend im Walde umkommen lassen. Wir müssen eilen, ihn zu retten."

Fassungslos blickten die beiden Männer einander an.

Aus den aufgeregten Reden Theklas entnahmen Werner und Hennebein jedoch endlich die Botschaft des Nacke Vollmers. In gewaltigem Schmerz um den verunglückten Bruder rang Werner die Hände. Hennebein stand völlig wortlos da. Diese neue Schreckenskunde drückte ihn gänzlich nieder.

Thekla war die erste, welche wieder zur Besinnung kam. Sie sprach mit einem Male ruhig und gefaßt. Aus ihrem Ton klang eine feste Entschlossenheit.

„Mein Plan ist fertig," sprach sie. „Ich gehe nach Bingen zum Vater. Er wird umgehend Nachforschungen über den Verbleib Siegfrieds anstellen lassen, denn er liebt ihn wie seinen eigenen Sohn. Aber Eile thut not. Jede Stunde, die wir noch zaudern, kann Gefahr bringen. Vielleicht handelt es sich hier um Tod und Leben Siegfrieds."

Sprachlos vor Erstaunen blickten Werner und Hennebein das Mädchen an.

„Um des Himmels willen!" rief endlich der Baugeselle. „Wißt Ihr auch, Thekla, was Ihr unternehmen wollt? Gefahr droht Euch auf der Wanderung. Solcher Plan taugt nicht für Euch. Laßt Männer ziehen, — überlaßt mir die Botschaft an Euern Vater."

Heftig wehrte Thekla ab. „Ihr mögt mich meinethalben begleiten!" rief sie aus. „Ich selbst aber kann nicht unthätig hier zu Mainz verweilen. Die Unruhe, die furchtbare Ungewißheit über Siegfrieds Schicksal wären mein Tod!"

Noch einmal versuchten es die Männer, das Mädchen von seinem Vorhaben abzubringen; aber Thekla ließ sich nicht abraten. Während sie in ihre Kammer eilte und sich zur Wanderung ankleidete, berieten Hennebein und Werner, was sie in dieser Angelegenheit zu thun vermöchten. Sie wagten nicht, Thekla zurückzuhalten, da sie sonst für ihr Leben fürchten mußten. Obwohl sie sich eingestanden, daß nur der fieberhafte Zustand Thekla zu dem seltsamen Entschluß trieb, so trafen

sie doch alle Maßregeln, um den Plan von Walpods Tochter zur Ausführung zu bringen. Eine Anzahl Knechte wurde herbeigerufen, welche sich in aller Eile bewaffneten. Als Thekla, in einen großen dunkeln Mantel gehüllt, das Haupt in einer Kapuze bergend und den Rosenkranz in der Hand, aus der Thür trat, verließ die ganze Schar mit eiligen Schritten das Haus. Thekla schlug vor, einen Nachen von einem Färcher auszuborgen und auf dem Rheinstrom die Reise zurückzulegen. Damit waren die Männer einverstanden.

Verwundert vernahm man am Landungsplatz das Begehren. Wären nicht Verwandte des Walpoden die Bittenden gewesen, so hätte der Färcher das Ansuchen unbedingt abgeschlagen. Er besaß nur noch diesen einen Nachen, denn sein zweiter war ihm vor einigen Tagen abhanden gekommen; er hatte keine Ahnung von dem rätselhaften Verbleib des Bootes.

Nachdem man handelseins geworden, nahmen Thekla und ihre Begleiter Platz in dem geräumigen Kahn. Werner, welcher als Kölner Kind mit dem Schifferhandwerk vertraut war, ergriff die breiten Riemen des Fahrzeuges, um die Ruderer zu unterstützen.

Eine Menge Volks umstand den Färcher, ihn über die seltsame Unternehmung ausfragend. Derselbe wußte jedoch keine Auskunft zu geben. Als der Nachen um die Biegung des Rheinstroms glücklich herumgekommen war, zerteilte sich die Menge der Neugierigen.

Das alte, turmreiche Mainz entschwand den Blicken der Bootsinsassen, und nun kamen die dunkelbewaldeten Gebirgsketten des Taunus mit seinen schöngeformten Bergen zum Vorschein. Weiterhin zogen sich die Höhen des Gebirges rheinabwärts an dem Strome hin, und tief unten schloß endlich der Hochforst des Soon den Ausblick ab.

Die Strömungen des Rheins waren an vielen Stellen reißend. Werner ermüdete daher allmählich, seine Ruderschläge wurden langsamer und schwächer. Besorgt blickte Thekla den Baugesellen an. Jetzt erst bedachte sie, daß der junge Mann selbst noch nicht völlig zu Kräften gekommen war; in der quälenden Angst um Siegfried hatte sie des leidenden Zustandes ihres jungen Freundes gänzlich vergessen. Auf dem Antlitz Werners drückte sich bereits eine große Mattigkeit aus.

Der Schweiß war auf seine Stirne getreten, die Lippen wurden bleich und welk.

Thekla bestürmte den Leidenden, in der anstrengenden Arbeit des Ruderns innezuhalten. Werner wollte hiervon nichts wissen. Plötzlich jedoch entglitten die Riemen seinen Händen, und er sank rücklings auf den Schoß des alten Nolte Hennebein, welcher jammernd die Hände zum Himmel erhob.

Sofort gebot Thekla den Knechten, den Nachen aus der reißenden Strömung herauszuleiten, um zu landen, damit man den von einer Ohnmacht befallenen Werner wieder zum Leben erwecke. Mit Aufbietung aller Kräfte arbeiteten die Ruderer. Jetzt wurde das Fahrzeug von einer gewaltigen Woge in die Höhe gehoben und gleich darauf mit einem kräftigen Ruck ans Ufer geworfen. Durch die Erschütterung des Nachens schreckte Werner auf. Wie im Traum blickte er um sich. Die Ufer des Rheins stiegen hier in sanfter Hebung an. Busch und Sträucher, welche im frischen Grün prangten, bezeichneten die Bahn des Stromes. Weiterhin erstreckten sich die dunkeln Waldgebirge, aus welchen zackige Felskegel hervorragten.

Thekla schalt sich eine Thörin, daß sie die gefahrvolle Unternehmung gewagt, und auch Hennebein klagte sich unverantwortlichen Leichtsinns an. Er saß wie geistesabwesend im Nachen, sich von Zeit zu Zeit vor die Stirn schlagend.

Die Knechte sprangen ans Ufer, banden den Nachen fest und halfen Thekla aus dem Fahrzeug. Während sie sich bemühten, Werner vorsichtig aufzuheben, um ihn am Ufer auf den Rasen zu betten, vernahm Thekla ganz in der Nähe ein Rauschen in den Büschen; auch war es ihr, als ob sie durch die im jungen Grün sprossenden Sträucher einen hellen, im Sonnenschein glitzernden Gegenstand erblickt hätte. In der frohen Erwartung, daß Hilfe für den Kranken in der Nähe sei, wandte sie sich jener Richtung zu, um nachzuforschen.

Sie war einige Schritte weit gekommen, als plötzlich ein jäher Schreck ihre Glieder lähmte. Mit entsetzter Miene starrte sie auf mehrere Gestalten, welche hinter einem Busch am Boden kauerten und sich jetzt hastig erhoben.

Vor ihr stand der totgeglaubte Nacke Vollmers, in dessen häßlichem Antlitz sie eine tückische Freude wahrnahm. Dicht neben ihm erblickte sie einen Ritter von abschreckendem Äußern. Brennendrotes Haar umflatterte seinen breiten Schädel. Der Ritter verzog seine Miene zu einem widerlichen Grinsen.

Nur einen Augenblick verharrte Thekla fassungslos. Das Auftauchen der Männer in dieser einsamen Gegend erschien ihr wie ein Trugbild. Als das rohe Lachen der Gesellen sie aber davon überzeugte, daß die Erscheinung wirkliches Leben besaß, raffte sie sich gewaltsam aus ihrer Versunkenheit auf und eilte zu dem Nachen zurück, einen angsterfüllten Schrei ausstoßend.

Noch hatte sie aber das Fahrzeug nicht erreicht, als sie sich an ihrem Mantel zurückgehalten fühlte. Erschreckt wandte sie sich um und blickte in das frohlockende Antlitz des Ritters.

In jähem Schreck ließen die Knechte, welche den Baugesellen ans Ufer bringen wollten, ihre Last sinken. Wie gelähmt starrten sie die unerwartete Erscheinung an. Die Ritter befanden sich in der Überzahl, darum durften die Knechte keinen Kampf wagen.

Aber noch ehe sie daran dachten, den Nachen zu verlassen, um Thekla zu Hilfe zu eilen, war Nacke Vollmers mit den übrigen Rittern am Ufer angelangt. Blitzschnell ließ er sich zur Erde nieder, um das Seil des Nachens loszulösen. Offenbar war es sein Plan, das Fahrzeug vom Ufer abzustoßen, um es den reißenden Wogen des Stromes preiszugeben.

Obwohl die Gefahr nahe lag, daß der heftig schaukelnde Kahn umschlug, griffen die Knechte zu ihren Waffen und hieben auf die Gegner ein.

Ein verzweifelter Kampf begann.

Hennebein, am ganzen Körper zitternd und bebend, hielt den durch sein langes Leiden und die überstandene Anstrengung der ungewohnten Arbeit erschöpften Werner in seinen schwachen Armen. Voll Verzweiflung blickte sich der Alte nach Thekla um, welche noch immer, die Hände ringend und in Klagerufe ausbrechend, den Fäusten des Ritters zu entkommen versuchte.

Jetzt hatte Nacke Vollmers den Knoten des Seiles gelöst. Er und seine Begleiter stießen ein schrilles Freudengeschrei aus. Gleich darauf erhob der Mainzer Schöffe seinen Fuß, um durch einen kräftig gegen den Rand des Nachens geführten Stoß denselben der brausenden Strömung anheimzugeben.

In demselben Augenblick jedoch, in welchem er ausholte, sauste eine geschmeidige jugendliche Gestalt aus dem Gebüsch hervor und gerade auf Nacke Vollmers zu. Als der Mainzer Schöffe das Keuchen des Nahenden vernahm, wandte er sich um.

„Siegfried!“ schrie er in bebender Furcht.

Der Ankommende hatte einen gewaltigen Anlauf gegen Nacke Vollmers genommen. Beide Fäuste vorgestreckt, rannte er auf den in feiger Angst dastehenden Schöffen los. Ein gewaltiger Anprall erfolgte. Nacke Vollmers stürzte in einem weiten Bogen jählings in den Strom.

Wie versteinert schauten die Insassen des Fahrzeuges diesen Vorgängen, welche sich mit Blitzesschnelle vollzogen, zu. Sie sahen den Körper des Mainzer Schöffen in die Wogen tauchen; wie gebannt blickten sie nach jener Stelle, wo seine kleine, häßliche Gestalt verschwand. Mit gewaltigem Tosen zog der Rhein seine Bahn weiter. Nach einigen Augenblicken tauchte das verzerrte Antlitz eine Strecke weiter unten auf. Ein krampfhaft ausgestreckter Arm wurde über der grünlichen Oberfläche sichtbar; eine Woge hob noch einmal den leblosen Körper auf ihren Kamm. Gischt und schäumige Wellen spülten über ihn weg. Dann versank Nacke Vollmers in sein feuchtes Grab. Brausend stürzten die Fluten darüber hin, als wollten sie jede Erinnerung an das verbrecherische Erdenleben des Schöffen fortspülen.

Nacke Vollmers war gerichtet.

Eine Weile hatten die Ritter ganz entsetzt dagestanden, dann wandten sie sich zornig gegen den Ankömmling. In diesem Augenblick tauchte aber eine Schar Männer aus derselben Richtung auf, von welcher Siegfried gekommen. Es waren die Mainzer Bürger, welchen er sich auf seiner Wanderung angeschlossen hatte.

Als die Ritter von den Knechten abließen, setzten diese ans Ufer.

(S. 212.)

Siegfried ſchleudert den Schurken Vollmers in den Rhein.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Nunmehr sahen sich die Gewappneten von beiden Seiten angegriffen. So verzweifelt sie sich auch wehrten, wurden sie doch Schritt für Schritt zurückgedrängt.

Der Ritter Goclo hatte in dem Augenblick, als Siegfried auftauchte, von Thekla abgelassen. Er starrte den Ankömmling wie eine überirdische Erscheinung an. Eine seltsame Scheu hielt ihn von dem Jüngling zurück. Er erschien ihm wie ein aus dem Grabe Auferstandener. Grauen erfaßte ihn. Das Auge noch immer starr auf Siegfried gerichtet und das Schwert zum Schutz gegen die auf ihn eindringenden Knechte ausstreckend, wich er hastig und mit unsicheren Schritten rückwärts auf den Busch zurück, hinter welchem er vorhin samt seinen Begleitern aufgetaucht war.

Siegfried eilte auf Thekla zu, welche, den Herrn für die wunderbare Errettung aus Feindeshand preisend, in die Kniee gesunken war.

In der übergroßen Seligkeit des Wiedersehens würdigte er den feig zurückweichenden Goclo und dessen Genossen, die vor den Knechten und Bürgern gleichfalls flüchteten, keines Blickes. Bald nachdem die Ritter hinter den Bäumen verschwunden waren, ertönte Hufschlag.

Jetzt erst blickte das Paar auf und bemerkte die Schar der Ritter hoch zu Roß, in großer Eile den Pilgerpfad längs des Ufers verfolgend.

Siegfried sandte ihnen einen Blick der Verachtung nach, dann wandte er sich zu den Insassen des Bootes, den Bruder, der bleich und abgehärmt in den Armen des alten Hennebein lag, umarmend und küssend.

Ein mattes Lächeln Werners zeigte an, daß er Siegfried erkannt hatte.

Dann bemühten sich alle gemeinschaftlich um den Leidenden, trugen ihn ans Ufer und betteten ihn auf den frischen, grünen Rasen. Allmählich erholte sich Werner. Die namenlose Freude, den Bruder wiedergefunden zu haben, verlieh ihm Kraft und Stärke.

Als sich die Gemüter einigermaßen beruhigt hatten, ging es an ein Erzählen und Berichten, Lachen und Plaudern, daß man fast gänzlich der seltsamen Umgebung und des Aufenthalts hier unter freiem Himmel vergaß.

Die Knechte hatten inzwiſchen aus den Bänken des Nachens eine Tragbahre hergerichtet, auf welche Werner gehoben wurde. Endlich ſetzte ſich der Zug in Bewegung, den Weg längs des Rheins verfolgend, während die Mainzer Bürger, welche bisher Siegfrieds Begleitung gebildet hatten, den Kahn beſtiegen, um auf dem Rheinſtrom ihre Heimkehr zu bewerkſtelligen.

Siegfried und Thekla ſchritten zu beiden Seiten des von den Knechten getragenen Leidenden, der hin und wieder durch ein mattes Lächeln oder einen innigen Blick dem Paar für ſeine Hilfe dankte, und hinterdrein trottete Nolte Hennebein, mit Thränen im Auge den Himmel für die Errettung aus ſo großer Not lobpreiſend.

Als ſchon die Dämmerung auf die Fluren des Rheingaues ihre Schatten warf und nur die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die waldigen Höhen der Gebirgsketten vergoldeten, einen matten Abglanz in den ſchimmernden Fluten des Rheinſtroms hervorzaubernd, kehrten die Wiedervereinten nach Mainz zurück.

Vor den Thoren der Stadt drückten ſie einander ſchweigend in innigem Glück die Hände und warfen einen dankerfüllten Blick zum Abendhimmel empor.

## Vierzehntes Kapitel.

## Die Trommel gerührt!

Die Glocken aller Kirchtürme zu Mainz läuteten Sturm.

Auf den Stadtpforten der hohen Mauer, welche die ganze Stadt einschloß und mit ihren großen Türmen, Gräben, Wällen und Brücken eine starke mittelalterliche Feste darstellte, standen die Pförtner und Wächter, langgezogene Töne ihren Hörnern entlockend. Von der oberen Kranzeinfassung des Dieterpfortenturmes wehte eine Fahne herab. Waffenlärm und das Durcheinander Tausender von rufenden, aufgeregten Stimmen erfüllte die Stadt.

Durch alle Straßen zogen bewaffnete Scharen. Auf den Plätzen und Märkten war kaum ein Durchkommen. Große Strohbündel lagen noch auf dem Pflaster verstreut und zeugten davon, daß die Söldnerscharen hier über Nacht ihr Lager aufgeschlagen hatten. Zwischen den kriegsmäßig herausgeputzten, stampfenden Rossen drängten sich Zünftler und Troßbuben hindurch, von wilden, bärtigen Gesellen oftmals zur Seite gestoßen, welche die letzte Hand an ihre Bewaffnung legten oder würfelnd um einen auf dem Straßenboden ausgebreiteten Reitermantel herum beisammen kauerten.

Das lauteste Durcheinander herrschte aber draußen auf dem großen Bürgerfeld — Marsfeld im alten römischen Maguntium genannt.

Auf jenem weiten Gefilde, welches sich von der die Stadt umgebenden Hügelreihe bis dicht an die Thore von Mainz erstreckte, hatten schon die Römer ihre täglichen Kriegsübungen vorgenommen. Heute diente es zur Versammlung des mächtigen Bundesheeres, welches die Stadt Mainz zu dem bevorstehenden Kriegszuge stellte.

Als vom Städteschloß aus, wo sich außer der Stube der Kriegsherren auch die Hauptwache befand — durch Trabanten mit Armbrust, sichere Leute im ständigen Dienst der Stadt, gebildet — der Schlachtruf erscholl, drängte alles in großer Hast nach dem Bürgerfeld. Aufbieter durchzogen die Stadt, der mächtige Klang der Glocken verkündete den Bürgern mit eherner Stimme, daß die Zeit der Fehde herangerückt sei. Sackpfeifer, Trompeter und Pauker und Trommler spielten muntere Marschlieder, und das Reitervolk, das waffenbereit zu Rosse saß, summte den „Leisen" — das Angriffslied — mit.

Ein begeisterter Empfang wurde den Kriegsherren von seiten der Bürger zu teil. Dieselben waren aus Rat und Gemeinde zusammengesetzt und hatten die Leitung des Krieges in Händen. Diesem Kriegsausschuß gesellten sich Edle und Rittermäßige der Landschaft, welche dem Städtebund beigetreten waren und als oberste Hauptleute über die von ihnen zur Stelle gebrachten Reisigen den Befehl führten.

Nachdem die Kriegsherren, unter welchen sich auch Walpod, Selnhofen, Rosenbaum und andere Ratsmitglieder befanden, auf dem Bürgerfelde eingetroffen waren, verließen die Söldner, Spießer und Armbruster in immer größeren Scharen ihre Sammelplätze auf den Märkten und eilten durch die Thore von Mainz.

Ein buntes Gemisch von Waffen, Rüstungen und Wämsern sah man bei dem Kriegsvolk. Keiner glich dem andern in der Art seines Anzugs oder seiner Bewaffnung. Nur die von der rechten Schulter zur linken Hüfte niederfallende Feldbinde war allen gemeinsam, denn sie diente als Erkennungszeichen.

Die Reiterei war stärker vertreten als das Fußvolk; sie bildete den Kern des Heeres. Die Beschaffung der Reiterei war Sache der Bürger. Als der Heereszug geplant wurde, hatte der Rat von Mainz den Bürgern befohlen, Reisige und Pferde zu stellen je nach ihrem Vermögen, und zu jedem Pferde einen Knecht, wenn der Gebotene nicht selbst reiten wollte. Denn verpflichtet war jeder Bürger zu bestimmtem Kriegsdienst mit seinen Gesellen und Arbeitern. Die Schutzwaffen der Reisigen bestanden in Helm, Arm- und Beinschienen und Schild. Ein reicher Federschmuck wallte von den Helmen der Vor-

nehmen herab. Über dem mit Wolle gesteppten Lederwams trugen die Reisigen einen Schuppenpanzer, auch die Arm- und Beinschienen waren schuppenartig gearbeitet, und erstere liefen in die Panzerhandschuhe aus, deren Stulpen den Vorderarm deckten. Man hatte Schilde von Holz, welche am Rand mit Eisen beschlagen und mit gesottenem Leder überzogen waren.

Auch das Fußvolk bestand aus Gewappneten in schwerer Rüstung und aus Leichtgerüsteten. Angriffswaffen waren Bogen und Pfeile, Armbrüste und Bolzen, zweihändige, ungemein lange Schwerter mit Kreuzgriff und zweischneidiger Klinge. Viele Zünftler waren auch mit Streithämmern, Morgensternen (Streitkolben), Piken und Hellebarden bewaffnet.

Eine große Fehdelust herrschte unter allem Kriegsvolk.

In der Nähe der Kriegsherren befand sich eine zum Teil gleichfalls bewaffnete Gruppe, bei welcher es besonders lebhaft zuging. Aufmerksam betrachtete einer derselben, eine schlanke, kräftige Erscheinung, die bei den Abteilungen des Kriegsvolks auf- und abschreitenden Hauptleute und Scharführer, welche immer wieder die bewaffneten Bürger und Söldner musterten. Der junge Mann wandte sich bald an diesen, bald an jenen, lachend und lebhaft plaudernd, dann kehrte er wieder zu seinen Genossen zurück und mischte sich in das eifrige Gespräch derselben. Von Zeit zu Zeit begab er sich auch zu einem der in der Nähe stehenden Troßbuben, welcher sein Roß hielt, und ermahnte ihn, ja zur Stelle zu sein, wenn zum Aufbruch geblasen würde. Das Antlitz des jungen Mannes war rosig angehaucht, das Auge blickte mutig und voll Feuer in die Ferne; auch seine Haltung zeugte von Lebenskraft und Gesundheit.

Es war Siegfried Tiedemann, welcher in ganz kurzer Zeit die letzten Reste seiner Krankheit überwunden hatte. Die Rüstung, welche er trug — ein Geschenk Walpods — glänzte im Strahl der Sonne. Mehr als die vergoldete Wappnung schien ihm aber die Feldbinde zu gefallen, welche eine kostbare Stickerei aufwies. Es war eine Arbeit Theklas, die in sinniger Weise dem in den Kampf ziehenden Bräutigam das Feldzeichen zum Geschenk darbrachte, damit es für ihn die Bedeutung eines Talismans habe.

Siegfried hatte nur schwer von seinem Beschützer Walpod die Erlaubnis erhalten können, sich an dem Zuge des Bundesheeres zu beteiligen. Da sich jedoch der Gesundheitszustand des jungen Mannes von Tag zu Tag besserte, so willigte Walpod schließlich ein. Er unterstellte ihm ein Fähnlein Reisige, und Siegfried bot alles auf, den dadurch an ihn gestellten Forderungen gerecht zu werden.

Werner und Hennebein waren gleichfalls aus der Stadt herausgekommen. Ersterer bedauerte unendlich, nicht gleichfalls für die Freiheit der Bürger ins Feld ziehen zu können, da ihn seine Angehörigkeit zur Bauhütte daran hinderte.

„Wie steht's, Herr," redete ein bärtiger Scharführer lachend den alten Hennebein an, „wollt Ihr nicht mit gegen die Raubnester ziehen?"

„Meiner Seel," erwiderte der Alte, „noch vor zehn Jahren hätte ich es fertig gebracht. Denn bis zu jener Zeit war ich sogar verpflichtet, mitzuziehen, da für frei vom Waffendienst nur derjenige gilt, der unter sechzehn und über sechzig Jahre zählt. Obwohl sich der Bürger von einem Reisezug aus den Mauern loskaufen kann, so hätte ich in diesem Falle das Recht nicht in Anspruch genommen. Denn dieser Kriegszug bedeutet die Freiheit der Bürger, die Niederwerfung der Raubritter und Wegelagerer."

„So ist's recht gesprochen," rief eine tiefe Männerstimme, welche einem Edeln des Bundes angehörte. „Alt und jung, hoch und niedrig ist empört über die Gewaltthaten jener Ritter vom Faustrecht. — Vorwärts, Gesellen," wandte er sich dann an einen Haufen Kriegsvolk, welcher unter seinem Befehle stand, „jetzt ziehen wir den Rhein zu Thal und halten vor den Burgen Reichenstein und Soneck. Dort giebt es scharfe Wacht beim Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Dann lege jeder seinen Harnisch an und befehle seine Seele Gott, und jeder führe einen Segen bei sich; und sind unter dem Feinde Unchristen, die mit dem Teufel fechten, denen schneidet die Beine ab."

Lebhafte Zustimmung erfolgte unter der Schar der Gewappneten, welche in Trupps mit je einem Fähnlein eingeteilt waren, die einen zu Fuß, die andern zu Roß, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenspiel. Auch Fremde hatten sich den Söldnern und

Bürgern beigesellt, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Viele derselben führte freilich nur die Aussicht auf Beute her. Da sie aber ausreichend bewaffnet waren, so jagte man sie nicht davon.

Nun bestiegen die Kriegsherren ihre Rosse, die Heerhörner ertönten, die Haufen ordneten sich, voran die mit der Armbrust, dann die Reiter mit dem Langspeer zum Einbruch und die mit den Schlachtschwertern, womit sie die Helme zerhieben; bei ihnen befanden sich leichte Fußknechte, damit sie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde stechen, die gefallenen Feinde schlagen und würgen und, wenn der Sieg entschieden war, den Rest gefangen nehmen konnten. Nicht immer gab die persönliche Tapferkeit und Stärke den Ausschlag. In großen Schlachten wurden viele Streiter, ohne verwundet zu werden, nach Einbuße ihrer gewaltigen Streitrosse im Gewühl unter dem Gewicht der eigenen Rüstungen erdrückt und erstickt.

Den Beschluß des gewaltigen Zuges bildete der Troß.

Unter dem brausenden Jubelgeschrei aller Zurückbleibenden setzten sich die Kriegsscharen in Bewegung.

Einen letzten Händedruck wechselte Siegfried mit Werner und Hennebein, dann gab er seinem Roß die Sporen und setzte sich an die Spitze seines Fähnleins.

Dicht in seiner Nähe ritt Arnold Walpod, im eifrigen Gespräch begriffen mit dem Pfalzgrafen Ludwig, welcher gleichfalls mit einer stattlichen Schar seiner Reisigen zum Bundesheer gestoßen war. Als Walpod seinen jungen Schützling bemerkte, brach er die Unterredung ab, rief Siegfried beim Namen an und wies auf eine in helles, festliches Gewand gekleidete Frauengestalt, welche auf einem Ausluger der Stadtmauer stand und mit einem Tuche lebhaft winkte.

„Es ist Thekla," setzte Walpod hinzu, „sie sendet uns ihre Abschiedsgrüße."

Siegfried schwang den federgeschmückten Helm über seinem Haupte und ließ die Spielleute Fanfare blasen. Erst als eine Biegung der Straße die schlanke Mädchengestalt den Augen der Abziehenden entzog, setzte Siegfried den Helm wieder auf und ritt schweigend und ernst, aber dennoch in einer gewissen feierlichen Stimmung seines Wegs.

. . . Es war einige Tage später.

Man lag am Fuße der Burgen Reichenstein und Soneck. Eine unabsehbare Menge Kriegsvolk füllte das Rheinthal in jener Gegend an. Von allen Seiten hatte man die Burgen umzingelt.

Schon mehreremals war man zum Sturme vorgeschritten, aber die Insassen jener fast unzugänglichen, auf den Felszacken wie angeklebten Raubnester verteidigten sich verzweifelt. Sie versuchten, den Angriff durch Bewerfen und Begießen der Belagerer mit Steinen, Balken, siedendem Wasser und kochendem Pech abzuschlagen.

Nach einer langen und ernsten Beratung, welche die ganze Nacht hindurch dauerte, kamen die Kriegsherren endlich zu dem festen Entschluß, am heutigen Tage alles zu wagen.

Die umfassendsten Vorbereitungen wurden getroffen.

Weil Berennung und Sturm der festen Plätze nicht zum Ziele führten, wollte man Wurf- und Schleudermaschinen zur Anwendung bringen, um Bresche zu schießen oder auch Brandstoffe auf die Dächer zu werfen. Auch Mauerbrecher und auf Walzen gesetzte Belagerungstürme, aus welchen man mittels einer Fallbrücke auf die Mauer gelangte, wurden herbeigeschafft, ebenso Schleudergeschütze, welche ungeheure Pfeile von der Größe eines Balkens schossen oder Felsenstücke und Steinkugeln, auch Feuerkugeln schleuderten. Dieselben waren unter verschiedenen Namen im Gebrauch, wie Balliſten, Blyden, Tummeler, Gewerf, Mangen, Quotwerke. Die durch Hebelkraft gespannten Stränge wurden durch Haare aus Pferdeschwänzen hergestellt. Die Städte kauften dieses Material in großen Mengen auf und ließen es durch erfahrene Leute zurichten.

Noch lagerte Dämmerung über dem Rheinthal.

In das Rauschen des Stromes und das Gezwitscher der Vögel, die auf den schwanken Zweigen in dem dunkeln, bis ans Ufer reichenden Wald saßen, mischte sich das verworrene Summen Tausender von Stimmen. Die ersten Strahlen der über die Berge lugenden Sonne beschienen ein fertig gerüstetes Heer. Die Lagerfeuer erloschen, und das Wiehern der Rosse hallte in den jungen Morgen. Mit gedämpfter

Stimme sprachen die Scharführer ihre Fähnlein an, bärtige Krieger beichteten den mitgezogenen Ordensbrüdern.

Siegfried hatte gleichfalls seine Reisigen um sich gesammelt. Als die langgezogenen Töne der Heerhörner den Wiederbeginn der Fehde verkündeten, wandte er sich mit der althergebrachten Formel an seine Schar, mit heller Stimme ausrufend: „Du schlag' fröhlich drein, Roß und Mann!" Und der ganze Haufen schrie: „Über sie, Herr, und über sie, Herr!"

Ein großes Gedränge entstand. Der Wald stieg steil in die Höhe. Viele Rosse strauchelten über das Gestrüpp; es war ein schweres Fortkommen auf dem durchweichten Waldboden.

Von allen Seiten erfolgte der Ansturm gegen die Burgen. Arnold Walpod, welcher mit dem Pfalzgraf Ludwig gemeinsam den Oberbefehl über das Heer der Bundesstädte Mainz und Bingen führte, hatte den Aufmarsch vom Rhein gewählt. Viele der Truppen waren zu Schiff den Strom herabgekommen und hatten sich an dem Ufervorsprung von Reichenstein vor Anker gelegt. Ohne Schwertstreich waren die im Hinterhalt liegenden Raubschiffe gekapert und die aus reisigen Knechten bestehende Besatzung gefangen genommen worden. Ein Teil der Truppen blieb auf den Befehl Walpods auf den Schiffen zurück, um eine Flucht der Ritter auf dem Rheinstrom zu verhindern. Das übrige Kriegsvolk erhielt die schwierigere Aufgabe, durch den dichten Wald vorzugehen. Die von Köln abgesandten Bundestruppen drangen von Norden, die Scharen der Wormser und Oppenheimer von Süden und Westen gegen die Burgen vor.

Die größte Sorge Siegfrieds war die, daß er bei der herrschenden Dämmerung viele seiner Leute in dem dichten Wald verlieren könne. Er ordnete daher an, daß der Zusammenhang durch leise Zurufe von Zeit zu Zeit erhalten blieb. Schließlich sah er aber ein, daß diese Art des Vormarsches keine günstige sei. Er saß daher von seinem Pferde ab und hieß die übrigen Berittenen seinem Beispiel folgen. Dann ernannte er eine größere Anzahl von Troßbuben zu Wächtern der Tiere. Er befahl den jungen Burschen, die Rosse sorgsam zum Ufer wieder zurückzugeleiten, dann begab er sich an die Spitze seiner

Schar, hieß sie sich fest aneinander halten und setzte den Marsch fort. Der Wald wurde immer dichter, bis weit über die Kniee sanken die Kriegsleute oftmals in das Gestrüpp der Dornen und in das sammetweiche Moos ein. Bald hemmten verirrte Felsblöcke den Weg der Streiter; von Zeit zu Zeit sprang ein Reh auf oder jagte ein Fuchs über Geröll und durch die Büsche.

Siegfried hatte wohl die gefährlichste Seite zum Aufstieg erwählt. Seine Reisigen ließen zuweilen ein Murren über die harte Arbeit laut werden. Aber der junge Scharführer wußte immer von neuem den Mut seiner Leute anzufachen. Seine Anfeuerungen kamen aus vollem Herzen. Die begeisterten Worte, welche ihm der Augenblick zur Belebung seines Fähnleins eingab, entsprangen dem leidenschaftlichen, gerechten Zorn, den er im Innern gegen die Bedrücker auf den Burgen hegte. Er hatte ja an sich selbst die Willkür und Grausamkeit der Ritter erfahren. Wenn er seines schrecklichen Aufenthaltes auf Burg Soneck gedachte und namentlich jener letzten Nacht, die er daselbst zugebracht hatte, so schlug ihm das Herz in wildem Grimme. Jetzt war der Tag der Abrechnung gekommen. Diese Stunde sollte über die ritterlichen Räuber entscheiden. Wenn seine Füße von dem beschwerlichen Weg zu erlahmen drohten, trat ihm immer jener Augenblick vor Augen, wo er sich in furchtbarer Verzweiflung von dem Fenster der Burg Soneck in die Tiefe gestürzt hatte. Freilich erinnerte er sich nur dunkel jenes Vorganges. Nur so viel war ihm noch erinnerlich, daß er auf die Äste von Bäumen gefallen war, welche die jähe Gewalt seines Absturzes milderten. Als er hierauf, zerfetzt an seiner Kleidung und zerschunden am ganzen Körper, auf den weichen Waldboden herabglitt, raffte er sich auf und schleppte sich mühsam den Abhang hinunter, bis er kraftlos und ermattet zusammensank, und gelangte erst wieder zur Besinnung, als er der barmherzigen Pflege der Eberbacher Mönche teilhaftig wurde. Doch jetzt war keine Zeit, diesen Erinnerungen nachzuhängen. Das Schwert über seinem Haupte schwingend, feuerte er seine Schar von neuem an und eilte munter voraus.

Plötzlich hemmte er seinen Schritt. Er gab seinen Reisigen mit der Hand ein Zeichen zum Halten. Die Kriegsleute warfen sich zu

Boden, und Siegfried spähte emsig aus. Zwischen den hohen Baumstämmen und halb verborgen von einem großen Busch erblickte er zwei Männergestalten in bäuerischer, abgerissener, vielfach zerfetzter Kleidung. Das Paar mußte die herannahenden Reisigen erspäht haben. Die beiden Landleute richteten sich auf und sprachen eifrig miteinander. Endlich schritt der jüngere von beiden geradenwegs auf Siegfried zu, ihn forschend anblickend.

Verwundert musterte derselbe den Ankömmling. Dieser streckte ihm die Hand entgegen und rief in ernstem Tone:

„Erinnert Ihr Euch Clas Dudes nicht mehr, des einstigen Knappen der Burg Soneck?"

Sofort erkannte Siegfried den Sohn Gottschalks. Freudig überrascht ergriff er die dargebotene Hand des Burschen, sie lebhaft drückend.

„Ihr wart mein Leidensgenosse in einer schweren Zeit," äußerte er dann. „Kummer und Elend haben die da droben über uns gebracht. Aber heute sollen sie Buße thun. Der Zorn Gottes wird unsere Schwerter lenken."

Stumm nickte Clas Dude mit dem Haupte. Nach einer Weile blickte er die bewaffnete Schar an und sagte blitzenden Auges zu Siegfried:

„Wenn Ihr meine Hilfe nicht verschmäht, Siegfried Tiedemann, so biete ich Euch meine Faust zur Bezwingung der Übelthäter. Nehmt mich auf in Eure Schar!"

Freudig hieß Siegfried den Bauernsohn willkommen. Als der Zug sich von neuem in Bewegung setzte, schloß sich auch Gottschalk Dude an. Der alte Bauer verriet Siegfried einen verborgenen Pfad, welcher bis dicht an den Fuß der Burg Soneck führte. Gern überließ Siegfried dem Alten die Führung, und dieser schritt eilfertig der Schar voran. Bald lichtete sich der Wald. Die Reisigen hielten inne und kauerten nieder. Siegfried spähte vorsichtig aus. Vor ihm erhoben sich die steilen Mauern der Burg, starr und trotzig zum Himmel strebend. Fast schien es Thorheit und Wahnwitz, an eine Einnahme dieses gewaltigen Baues zu denken.

Aber Siegfried verzagte nicht. Die Troßknechte waren dem Zuge

mit einem mächtigen Quotwerke gefolgt. Es hatte eine gewaltige Mühe gekostet, das unförmliche Werkzeug durch den Wald heraufzuschleppen. Oftmals mußten die Knechte, welche sich vor das auf Rädern ruhende Ungetüm vorgespannt hatten, innehalten. Schweißtriefend langte der Troß endlich an. Die Reisigen mußten nun selbst Hand anlegen, das Quotwerk zwischen den Bäumen aufzurichten. Es wurde bis an die Lichtung des Waldes gerollt und mit derben Seilen an mächtige Baumstämme festgeknüpft. Mühselig war das Richten der Wurfmaschine.

Siegfried hegte den Plan, erst durch große Felsblöcke Bresche zu schießen und dann die Gräben auf Brücken zu überschreiten, welche die Troßknechte während der Belagerung herstellen sollten.

Endlich war das Quotwerk zum Schusse fertig. Siegfried gab das Zeichen, die angezogenen Stränge loszulassen, und das erste Geschoß sauste durch die Luft. Mit Donnergepolter fuhr das Felsstück gegen den oberen Rand der Ringmauer, welche den Burghof umschloß. Einen Augenblick hielt die ganze Schar der Reisigen den Atem an, dann brach ein stürmischer Jubel los. Gleich darauf mischten sich laute Zorn- und Klagerufe in den Freudenlärm der Kriegsknechte. Die durch den Anprall des Sprengstücks losgerissenen Mauerteile, welche mit jäher Gewalt auf das Innere des Burghofes niederklatschten, mußten große Verheerungen angerichtet haben. Man vernahm das wilde Durcheinander von vielen Stimmen, Jammergeschrei von Verwundeten und zornige Kampfesrufe, welche sich mit dem Klange von Heerhörnern und dem Schall von Trommelwirbeln vermischten. Noch ehe Siegfried das Zeichen zum zweiten Schuß abgegeben hatte, erzitterte plötzlich die Luft unter einem donnerähnlichen Krachen. Vereinzelte Mauerstücke flogen über die Häupter der Reisigen in den Wald hinein.

„Es sind unsere Bundesgenossen!“ rief plötzlich einer der Kriegsleute. „Sie beschießen die Burg von der anderen Seite. Es werden die Wormser und Oppenheimer sein.“

„Drauf, Freunde, schlagt fröhlich drein!“ rief Siegfried begeistert, und gleich darauf verkündete ein abermaliges Krachen, daß das Geschoß des Quotwerkes eingeschlagen hatte.

Während der nun folgenden Vorbereitungen zu weiteren Schüssen

vernahm man immer häufiger das Einschlagen von Sprengstücken. An mehreren Seiten war das Bundesheer vorgedrungen. Die Belagerer bildeten nunmehr einen förmlichen Ring. Wie Donnerschläge bei einem Gewitter, so folgte ein Schuß dem andern.

Wilder Kampfeslärm erfüllte die Luft. Zu dem Siegesjubel der Angreifer gesellte sich das Wehgeschrei der Belagerten. Große Risse in den Umfassungsmauern zeugten bereits von dem Erfolg der angewandten Belagerungsmaschinen. Immer von neuem spornten die wilden Zurufe der Anführer, der Lärm der Trommeln und Pfeifen und das frohlockende Hussa, welches das jedesmalige Einschlagen eines Wurfgeschosses hervorrief, die Belagerer an.

Siegfried hielt jetzt die Zeit für gekommen, einen ersten Anlauf zu wagen. Auf seinen Befehl wurden die rohgezimmerten Brücken bis dicht an den Burggraben herangerollt. Schon wollte er das Zeichen geben, die senkrecht in die Höhe gerichtete Brücke mit ihrem oberen Ende auf den jenseitigen Wall niederfallen zu lassen, als in der durch die Sprenggeschosse entstandenen Bresche eine Anzahl Ritter erschien, welche den Inhalt von großen eisernen Gefäßen, Steine und Balken, Pech und heißes Wasser, brennende Ruten mit Stroh umwunden und mit Pech bestrichen, über die Belagerer ausschütteten. Noch rechtzeitig bemerkte Siegfried die drohende Gefahr. Durch seinen Schreckensruf gewarnt, wich alles in großer Hast zurück.

Unter den Rittern befand sich auch ein junger Mann, welcher die Kleidung eines Baugesellen trug. Er hielt eine lange Stange in der Hand, an deren unterem Ende ein stählerner Haken angebracht war. Offenbar hatte der Bursche die Absicht, den Haken einem der Angreifer in den Leib zu schlagen, um ihn über die Mauer zu ziehen.

Eilig hatte sich Siegfried zu der Bedienungsmannschaft des Quotwerks zurückbegeben. Diese spornte er zu größter Eile an. Sie hatten soeben einen mächtigen, zackigen Felsblock, an welchem fünf Leute tragen mußten, in die Stränge gespannt und zogen diese bereits an, um das verderbliche Geschoß auf die Ritter zu richten. Die auf der Mauer Stehenden bemerkten die Gefahr zu spät. Sie suchten zwar so schnell als möglich zu entkommen; in der Hast und Angst stürzten sie jedoch

übereinander, der eine riß den andern im Falle um, und als jetzt das Sprengstück mit einem donnerähnlichen Krachen gegen das Mauerwerk anprallte, fielen mit den losgelösten und prasselnd zur Erde kollernden Quadersteinen zerquetschte Körper von der Ringmauer herab. Derjenige, welcher den Haken in der Hand hielt, stürzte kopfüber in den am Fuße der Burg gähnenden Burggraben, im Falle sich das mörderische Eisen durch die Brust stoßend. Im qualvollen Schmerz stieß der Baugeselle — es war Jürgen Sellentin — einen langgezogenen Schrei aus, der immer schwächer und schwächer wurde und schließlich in einem kläglichen Wimmern erstarb.

Ein Wutgeheul drang aus dem Burghof an die Ohren der Belagerer. Da Siegfried jedoch auch von anderen Stellen her den Siegesjubel der Verbündeten vernahm, beschloß er, abermals den Sturm zu wagen. Er gebrauchte diesmal aber eine besondere Vorsichtsmaßregel, um durch die Wurfstücke der Ritter nicht zu Grunde gerichtet zu werden. Er hatte in aller Eile von den Troßbuben ein Bohlendach herstellen lassen; dieses wurde mit größter Geschwindigkeit oberhalb der Brücke befestigt, welche man inzwischen über den Burggraben geschlagen hatte.

Siegfried war der erste, welcher die Sturmbrücke betrat. Zahlreiche Kriegsleute folgten ihm auf dem Fuß. Er gebot dem Spielmann, eine Sturmfanfare zu blasen, um den Bundesgenossen kund zu thun, daß er auf seiner Seite nunmehr zur Berennung der Burg vorgehe. Gleich darauf wurde von andern Seiten auf den Hornruf geantwortet; gleichzeitig stellte man auch das Schießen mit den Schleudermaschinen ein. Waffengeklirr wurde laut; dann vernahm man abermals lustige Fanfaren und die kecken Angriffslieder der Querpfeifer, die Trommeln wurden gerührt, und begeistert sangen die Kriegsleute den „Leisen".

Als Siegfried seinen Fuß auf die verwüstete Mauer setzte und einen Blick auf den mit Rittern und Knechten angefüllten Burghof warf, trat mit einem Male die Erinnerung an jenen Augenblick vor sein Auge, da er gefesselt auf dem Boden lag und Goclo ihn schmähte. Ein wilder Grimm loderte in seinem Herzen. Inmitten einer Schar von Rittern stand Goclo. Angsterfüllt war sein Blick, bleich seine

(S. 227.)

Siegfried und Clas Dude ſtürmen zuerſt in die Burg.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Miene; er bebte am ganzen Körper. Schon wollte Siegfried den Sprung auf den Burghof wagen, als er sich am Arm gepackt fühlte. Er wandte sich um und blickte in das ernste Antlitz von Clas Dude.

„Laßt mich mit Euch der erste der Stürmenden sein, Siegfried Tiedemann," raunte der ehemalige Knappe ihm zu. „Sind diese Elenden die Ursache meines Verderbens gewesen, so soll mir der jetzige Augenblick Genugthuung gewähren. Laßt mich den Siegespreis mit Euch teilen, wie es mich dürstet, Schulter an Schulter mit Euch den Rittern gegenüberzutreten."

Wortlos zog Siegfried den Bauernsohn zu sich heran.

Schon vernahm man auch von andern Seiten das Anlegen der Sturmleitern. Schnell entschlossen sprang Siegfried von der Mauer hinab, neben Clas Dude auf die Gruppe der entsetzt um sich blickenden Ritter losstürmend, während die kampflustige Schar seiner Söldner nachdrängte.

Der Bauernsohn hatte Siegfried gebeten, an seiner Seite die Burg beschreiten zu dürfen, weil es ihm bekannt war, daß die Stadtgemeinden jeden, der als erster, zweiter und dritter beim Sturm vorging, durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen pflegten.

Mit unbändigem Grimm stürzte sich Siegfried auf die Ritter. Dieselben hatten sich Rücken an Rücken gestellt, und in die Lücken waren Knechte getreten, welche die scharfgeschliffenen Lanzen den Angreifern entgegenstreckten.

Wildes Kampfgetümmel folgte. Die Ritter und Knechte wehrten sich mit verzweifeltem Mut. Aber enger und enger wurden sie von den Kriegerscharen zusammengetrieben. Und immer neue Söldnertrupps setzten über die Mauer auf den Burghof. Mit erhobenen Keulen und drohend geschwungenen Morgensternen stürzten sich die Zünftler auf die Ritter.

Einige der Ritter waren in dem allgemeinen Wirrwarr zu Fall gekommen und wurden von den Angreifern an den Füßen aus dem Kampfbereich geschleppt, daselbst überwältigt und gefesselt.

Während das Häuflein der sich zur Wehr setzenden Ritter immer kleiner wurde, drangen die Städtebündler scharenweise über die von

den Siegern nunmehr niedergelassene Zugbrücke in das Innere der Burg. Die Säle wurden ihres kostbaren Inhalts entleert, die goldenen Humpen und Becher, das wertvolle Silbergerät, die vielen geraubten Schmuckgegenstände, von Juwelen strotzend, holte man aus den Kasten und Truhen und türmte draußen auf dem Burghof alles auf eine Anzahl von Wagen, welche die Troßbuben hineingerollt hatten. Die Türme, Keller und Verließe wurden erbrochen, und all die Schätze, welche durch jahrelange Plünderungen und blutige Raubzüge erbeutet worden waren, gehoben und weggeschafft.

Hoch zu Roß hielt Arnold Walpod draußen auf dem Burghof, inmitten der übrigen Kriegsherren. An den Wänden lag die größte Anzahl der Ritter geknebelt auf dem Boden. Die Leichen der andern hatte man auf einen Haufen zusammengetragen — ein grauenhafter Anblick.

Mit stolzer Genugthuung erfuhr Arnold Walpod, daß sein Schützling Siegfried unter den ersten der Stürmenden gewesen. Voll warmer Anerkennung drückte er ihm die Hand.

Als Walpod bemerkte, daß die Mehrzahl der Söldner sich über die im Keller lagernden Fässer des edlen Weines hergemacht hatte und viele sich schon in einem kaum mehr zurechnungsfähigen Zustand befanden, ließ er zum Rückzug blasen. Die gefangenen Ritter wurden über die Zugbrücke geschleppt und unter den ersten Bäumen des die Burg umgebenden Waldes niedergelegt. Eine große Anzahl Gewappneter hielt Wache bei den in qualvoller Angst ihrer Bestrafung Harrenden.

Nachdem alles Kriegsvolk die Burg verlassen hatte, erscholl der Befehl der Kriegsherren, das Raubnest in Brand zu stecken. Eine Anzahl Brandfackeln prasselte von allen Seiten auf die Dächer nieder. Bald schlugen die hellen Flammen aus den Fenstern und Luken.

Durch die Bäume erglänzte in dem nämlichen Augenblick gleichfalls ein roter Glutenschein, der mit dem goldenen Sonnenlicht des anbrechenden jungen Tages in seltsamem Gegensatz stand.

„Der rote Hahn auf Reichenstein!“ schrie Gottschalk Dude im Tone innerster Befriedigung. „Hunold ist gerichtet!“

Hoch loderten die Flammen zum Himmel empor. Arnold Walpod

näherte sich der Stelle, wo die gefesselten Raubritter lagen, und ließ sie sich einzeln vorführen. Neben ihm stand Siegfried Tiedemann. Als Goclo den jungen Mann erblickte, verzerrte sich sein Antlitz in maßloser Wut.

Arnold Walpod hatte geschworen, daß er alle aufhängen lassen werde, die ihm bei Eroberung der Burg lebend in die Hände fallen würden, gleichviel ob Ritter oder Knecht. Als er hier vor den Übelthätern seinen Schwur wiederholte, traf es die Ritter gewaltig.

Goclo bäumte sich vor Zorn und drohte Walpod, daß die Vergeltung für seinen Frevel nicht ausbleiben werde, wenn er die entehrende, brandmarkende Strafe des Aufhängens an den Soneckern vollziehen lasse.

Voll Grimm wandte sich Walpod zu ihm und sprach:

„Wer sollte es wagen, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen! Die Räuber werden ihren verdienten Lohn empfangen; denn Ritter sind es nicht, vielmehr die lasterhaftesten Diebe, welche gewaltsam die Armen niederdrücken, den Landfrieden brechen und die heiligen Rechte des Reiches mit Füßen treten. — Und wäret Ihr Grafen oder Herzöge, so wahr ich Richter bin, Ihr sollt der Todesstrafe nicht entgehen, die Ihr verdient habt!“

Jubelnd stürzten sich die Reisigen über die gefangenen Ritter her, sie in ihre Mitte nehmend. Es waren ihrer nicht wenige. Der Profoß führte den Zug an, und bei jedem der Ritter ging ein Mönch, dessen eifriges Bemühen es war, die Seele des ihm zur Todesvorbereitung Anvertrauten zur Reue zu stimmen.

Dichte Scharen drängten sich um den Zug. Sie alle wollten Zeuge der strafenden Gerechtigkeit sein, vollzogen an einem bevorrechteten Stande, dessen blutige Frevel und verbrecherische Gewaltthaten so lange die Rheinlande mit Furcht und Zittern erfüllt hatten.

Vor einer Anzahl alter, mächtiger Bäume machte der Zug Halt. Noch einmal versuchten die Mönche alles, was ihnen die Pflicht gebot; dann gab der Profoß einen Wink, und im Zeitraum von weniger als einer Viertelstunde trugen die Äste der Bäume ihre grauenvollen Früchte.

Das Kriegsvolk war ſtille geworden, denn dieſer Anblick überwältigte auch den, der den furchtbarſten Grimm gegen die räuberiſchen Bedrücker im Buſen hegte. Dann ſtob es nach allen Seiten auseinander und überließ den Raben, das zu vollenden, was die Menſchen begonnen hatten.

Nach wenigen Stunden fand ſich das geſamte Bundesheer der Städte wieder im Rheinthal zuſammen.

Große Feuerſäulen bezeichneten die Stätten, da Reichenſtein und Soneck gelegen.

Heiße Dankgebete ſtiegen zum Himmel auf.

Dann pries man Arnold Walpod, den Gründer des Städtebundes. Tauſend Kehlen ſangen ſein Lob. Die Spielleute ſtimmten Siegeslieder an, Trommelwirbel und das Wiehern und Stampfen der Roſſe klangen dazwiſchen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Kunde durch das Rheinthal, von Bürgern und Bauern mit gleichem Jubel aufgenommen.

Die Raubneſter Reichenſtein und Soneck lagen in Trümmern, und bei den Ruinen der rauchenden Burgen hatte die ſtrafende Gerechtigkeit das Todesurteil an den gefürchteten Strauchrittern vollzogen.

„Heil Arnold Walpod! Heil dem Schöpfer des Städtebundes!“

So ſchallte es begeiſtert durch das Rheinthal.

## Schluß.

Im ganzen Rheinthal tobte der Kampf. Die Kriegstrompete Arnold Walpods hatte mit ehernem Klang die Bürger zur Selbstwehr aufgerufen. Eine große Begeisterung herrschte unter den Städtebündlern; immer neue Scharen kampfesmutiger Bürger zogen nach den Stätten, an denen sie früher unter der raubritterlichen Landplage gelitten hatten.

Täglich eintreffende Siegesberichte fachten den Mut der verbündeten Städte von neuem an. Jetzt waren die Tage der Abrechnung gekommen. Wo der Städtebund nicht durch gütliche Hilfsmittel die Abschaffung unberechtigter und drückender Zölle erreichen konnte, da schritt er mit Gewalt vor, nach dem Sprichwort: „Ein Quentlein That ist mehr wert als ein Sack voll Rat."

Als der Bund so schnell zu einer nie geahnten Größe und Bedeutung anwuchs, mußten viele der rheinischen Fürsten und die Kurfürsten von der Pfalz, von Mainz, Trier und Köln sich eingestehen, daß es vorteilhafter war, wenn sie sich zu den Bürgern schlugen; sie traten daher in immer größerer Anzahl bei. Dadurch entstand eine rheinische Einheit, welche dem Raubrittertum so in die angestammten Gelüste hineinfuhr, daß die meisten der edeln Herren ein Jucken um den Hals fühlten. Vor die Burg Alzeia, welche gleich wie Reichenstein und Soneck eine Stätte des Schreckens, namentlich für die Stadt Worms, gewesen war, rückte das Städteheer gleichfalls, und kurze Zeit darauf schien das alte Raubnest wie weggefegt vom Erdboden. Ähnlich erging es der Burg zu Ingelsheim, dem altehrwürdigen Kaiserpalast,*) bei dessen Namen das hohe Heldenbild des großen Karl auftaucht.

*) Siehe des Verfassers: „Sieg des Kreuzes", Bd. V: „Wuotans Ende".

Viele Grafen und Edle, welche das entschlossene Vorgehen der Städte mit bangen Sorgen erfüllte, erklärten daraufhin selbst ihre Zölle für ungerecht und hoben sie ohne weiteres auf. Keins der zahlreichen Raubnester blieb verschont, überall ward Recht geübt, und somit war der Hauptzweck des großen Bundes erreicht: gebrochen waren alle Burgen des Rheins, und ihre gepanzerten Bewohner, die Wegelagerer des herrlichen Rheinthals, aus dem Lande gejagt.

Jetzt blieb Walpod und seinen Genossen nur noch übrig, für die Ruhe ihrer Stadt zu sorgen, und ihren vereinten Bemühungen gelang es, Mainz zu einem Wohlstand zu bringen, der es weit über alle benachbarten Städte hob.

Wenn bis dahin die Städte nur durch Begünstigungen der Fürsten, durch Kunstfleiß und Handel eine gewisse Macht und ein gewisses Ansehen erlangt hatten, so war es nun die Großartigkeit dieses Rheinischen Städtebundes gewesen, welche sie auf einmal über ihre wahre Macht und Bedeutsamkeit vollkommen aufgeklärt hatte, und nicht bloß die Städte am Rhein in den Zeiten der Not das ganze dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert hindurch immer wieder zu ähnlichen Bündnissen zurückkehren ließ, sondern die Städte Deutschlands zu Vereinigungen führte, wie die große deutsche Hansa*) und jene der schwäbischen Städte war.

Die Schöpfung Arnold Walpods hatte Größe und Kraft unter den Bürgern der deutschen Städte wieder aufleben lassen.

In den trübsten Zeiten des deutschen Reiches, wo Recht und Gesetz schwiegen, stand dieser Bund da als ein mächtiger Schutz und Schirm gegen Gewalt und Bedrückung. Er stand da, als die deutschen Könige zu Schattenkönigen herabsanken, und die deutsche Kaiserkrone eine Ware geworden war, welche die Fürsten an den Meistbietenden verkauften, als eine politische und moralische Macht im Reich, welche ihre Stimme laut für Recht und Gerechtigkeit erhob und die Fürsten an des Reiches Wohlfahrt zu denken ermahnte.

*) Über die Entwickelungsgeschichte dieses Merksteins deutschen Bürgertums siehe des Verfassers: „Die Brüder der Hansa".

In einem kleinen, halb verfallenen Hause, dessen Strohdach an vielen Stellen schadhaft war und dessen schlecht schließende Fenster längst schon der Aufbesserung bedurften, wohnte ein altes Ehepaar, welches selten nur sein dürftiges Heim verließ und sich kaum einmal in den Gassen Kölns sehen ließ.

Die Nachbarn schätzten den alten Rotger Tiedemann, den sie aus seinen besseren Tagen kannten, als er ein reicher, angesehener Handelsherr gewesen war, sehr hoch. Jetzt unterhielt er einen bescheidenen Krämerladen. Und selbst zur Übernahme dieses kleinen Handels hätten dem Alten nach seinem Unglück die Mittel gefehlt, wäre nicht ein edelmütiger Mainzer Bürger, der Rotger Tiedemann eng befreundet war, dem Armen in seiner Not zu Hilfe gekommen. In aller Stille und ohne es jemandem aus seinem Hause zu sagen, hatte Walpod dem Vater Siegfrieds eine runde Summe übermitteln lassen, damit Tiedemann nicht den bittersten Nahrungssorgen preisgegeben sei. Der ehemalige Handelsherr hatte das hochherzige Anerbieten Walpods angenommen, — nicht als Geschenk, sondern als Darlehn, denn Tiedemann hoffte, durch angestrengte Arbeit bald wieder zu eigenem Besitz zu gelangen.

Leicht war dies aber nicht für den alten und durch sein Unglück stark gebeugten Mann. Auch kam es ihn zuerst hart an, aus den kleinsten Anfängen heraus wieder sein Geschäft zu beginnen. Aber wenn er einmal verzagen wollte, so stand ihm sein treues Weib aufmunternd zur Seite. Und so war es ihm denn schon nach kurzer Zeit gelungen, den ersten Grund zu seinem guten Auskommen zu legen.

Freilich bescheiden genug sah es in den Wohnräumen aus. Der reiche Handelsherr hätte es sich aber in seinem früheren stattlichen Kaufhaus niemals träumen lassen, daß er sich in dem alten, baufälligen Gebäude so zufrieden und glücklich fühlen könne.

In jenen Tagen, wo das Kriegsvolk und die Zünftler Kölns auszogen, um zu dem großen Heere des Städtebundes zu stoßen, hatte es auch den alten Tiedemann nicht in seiner engen Behausung geduldet. Während die Glocken der zahlreichen Gotteshäuser Sturm läuteten und der Kriegsruf durch den Rheingau erscholl, pilgerte er an das Ufer

des Rheins, dessen gewaltige Wogen Zeugen des ihm angethanen Frevels gewesen waren, und erflehte an seinen Gestaden von dem gerechten Richter über den Wolken die Sühne der grausamen Bedrücker.

Als der Siegesjubel die Stadt Köln erfüllte und auch bis in die entlegene, krumme Gasse drang, in welcher das schlichte Häuslein Rotger Tiedemanns stand, da sank der alte, vielgeprüfte Mann auf die Kniee und pries den Herrn für die Gerechtigkeit seiner Werke.

An einem Sommermorgen, als das volle Sonnenlicht durch die kleinen Fenster des Kramladens fiel, in welchem Tiedemann und sein Weib in Rückerinnerung an längst entschwundene Zeiten verweilten, öffnete sich plötzlich die von der Straße hereinführende Thür, und ein stattlicher junger Mann wurde sichtbar, bei dessen Eintreten die beiden Alten in freudigem Schreck auffuhren.

„Siegfried!“ erklang es jubelnd von den Lippen des Paares, und gleich darauf sahen sich die Eltern des jungen Mannes von diesem stürmisch umarmt.

Das war ein frohes Wiedersehen nach langer, langer, böser Zeit.

Nur in allgemeinen Umrissen hatten die alten Tiedemanns von Walpod Nachricht über das Schicksal ihres Sohnes erhalten. Der Mainzer Patrizier wollte die volle, herbe Wahrheit niemals eingestehen, und doch scheute er sich andererseits, den bekümmerten Eltern eine Unwahrheit zu sagen. Er schärfte seinen Boten daher stets ein, nur das Notwendigste über die Verzögerung von Siegfrieds Rückkehr mitzuteilen. Aber eine innere Ahnung sagte es den beiden Alten, daß ihr Sohn in großer Gefahr schwebte, und wenn sie es auch einander nicht eingestanden, um sich nicht gegenseitig zu bekümmern, so brachten sie doch manche Nacht schlaflos in banger Sorge um das Schicksal Siegfrieds zu. Als sie aber schließlich die Kunde erhielten, daß ihr Sohn an der Spitze eines Fähnleins im Verband des Städteheeres gegen die Raubnester zu Felde gezogen sei, da wich alle Verzagtheit aus den Herzen des Elternpaares. Die Gefahr, in welche er sich begab, achteten sie gering, denn in diesem heiligen Kriegszuge stand er mehr denn je in Gottes Hand. Ja, fast beneidete Rotger Tiedemann seinen Sohn um die Ehre und die Genugthuung, gegen die elenden Bedrücker

der rheinischen Städte mit dem Schwert in der Hand ziehen zu dürfen.

Noch war den beiden alten Leuten keine Nachricht über den Verbleib des Sohnes zugekommen. Sie hatten nur aus dem allgemeinen Siegesjubel entnommen, daß die Burgen, die vormals der Schrecken der Reisenden gewesen, gefallen seien.

Und nun traf Siegfried selber ein. War das ein Lachen und Plaudern, ein Erzählen und Fragen! Sie wollten nimmer müde werden, die vielen Ereignisse der verflossenen Monate zu besprechen. Und was hatte Siegfried alles zu berichten! Über die Qualen, die ihm das eigene Unglück, zumal der schreckliche Aufenthalt auf Burg Soneck, bereitet hatten, ging er rasch hinweg. Er mochte sich selbst nicht in Gedanken in jene trübe Zeit zurückversetzen, und dann wollte er auch den armen Eltern das Leid ersparen, die volle Wahrheit über seine ausgestandene Pein vernehmen zu müssen. Mit um so größerer Befriedigung hielt er sich bei der Schilderung jener großartigen, einmütigen Erhebung auf, welche die Frucht von Arnold Walpods thatkräftigem Wirken gewesen war. Er berichtete von der Einnahme der Burgen und dem furchtbaren Strafgericht, welches Walpod über die Übelthäter und Landfriedenbrecher verhängt hatte.

„Es lebt ein Gott, der den Notschrei der Armen und Bedrückten hört!“ flüsterte Rotger Tiedemann und faltete die Hände zu inbrünstigem Dankgebet.

Mit stolzer Freude zeigte Siegfried hierauf ein größeres Geldgeschenk der Stadt Mainz. Er hatte es zum Teil für seine gefahrvolle Sendung nach Worms und Oppenheim, zum Teil aber auch für sein mutiges Vorgehen an der Spitze seines Fähnleins bekommen. Da er mit dem Bauernsohn Clas Dude gemeinsam als erster auf dem Hof der erstürmten Burg erschienen war, so fiel ihm sowohl als Gottschalks Sohn ein stattliches Sümmchen als Siegerlohn zu. Es hatte ihn innig gefreut, zu vernehmen, daß sich dem unglücklichen, ehemaligen Knappen und dessen Vater durch das Ehrengeschenk der Stadt eine glückliche Zukunft aufthat. Der ihm zugefallene Siegerpreis ermöglichte es Clas Dude, für sich und seinen Vater wieder einen Bauernhof zu

erwerben, auf welchem sie fortan einträchtiglich in inniger Liebe und heißer, ehrlicher Arbeit, nicht mehr gefährdet durch ritterliche Bedränger, ein friedliches Dasein verbringen konnten.

Aber das waren noch nicht alle Botschaften, welche Siegfried auszurichten hatte.

Kurz vor seiner Abreise von Mainz hatte Arnold Walpod dem Jüngling anvertraut, daß der Bund gewillt sei, aus den den Raubrittern abgenommenen Kostbarkeiten diejenigen der Kaufleute zu unterstützen, welche innerhalb der letzten fünf Jahre durch Zollbedrückungen und Räubereien am meisten zu leiden gehabt hatten.

Die Freude über diese Nachricht schien Rotger Tiedemann zu überwältigen. Nicht daß er um seiner selbst willen nach der Wiedererlangung des verlorenen Besitzes strebte, aber er freute sich, daß sich dadurch seinem Sohne eine frohe Zukunft eröffnete. Mit Thränen in den Augen umarmten sich die greisen Ehegatten.

„Gedenkst du noch meiner Worte?“ fragte die Gattin, den Arm um den Nacken Tiedemanns schlingend, „die ich damals sprach, als du zu verzweifeln drohtest? Gedenkst du noch meiner frohen Zuversicht auf einen dauernden Frieden, in dem der Kaufmann sorglos und ungefährdet seine Straße ziehen kann? Die Zeit ist gekommen, unser Gottvertrauen hat uns nicht verlassen.“

„Wahrlich, die Zeit ist gekommen!“ wiederholten Rotger Tiedemann und sein Sohn, und letzterer fuhr fort: „Herrlich ist die Saat Arnold Walpods aufgegangen. Jetzt brauchen wir nicht länger mehr mit Furcht und Beben unsere Reisen anzutreten. Das Rheinland ist von den Räubern gereinigt. Ihre Burgen sind gefallen. Nun mögen sich wieder Handel und Gewerbe heben und Frieden über uns kommen, der langerbetene, heißersehnte!“

Feierlich verharrten die drei eine Zeitlang still bei einander. Dann brach Siegfried das ernste Schweigen mit einer neuen, fröhlichen Kunde. Nach langer Trennungszeit, nach manchem bangen Zweifel und vielen harten Fährlichkeiten sollte er Thekla endlich die Seine nennen dürfen.

Arnold Walpod wollte dem jungen Paare zu Köln ein stattliches

Haus errichten. Bis dasselbe aber fertig gestellt war, sollten die Neuvermählten im goldenen Mainz verweilen.

Das alte Paar freute sich von Herzen über das Glück des Sohnes, und dieser bestürmte die Eltern, seiner Trauung mit dem jungen Mädchen beizuwohnen. Freilich mußten sie dazu schon eine Reise unternehmen, aber der Rheinstrom war ja jetzt von den im Verborgenen lauernden Wegelagerern befreit und die Fahrt ungefährdet.

Die Vermählung des jungen Paares plante man in dem stillen Kloster Eberbach. Es war erklärlich, daß es den Bräutigam und ebenso Thekla nach jener friedlichen Stätte hinzog, wo er durch die liebevolle, aufopfernde Pflege der grauen Mönche von seiner schweren Krankheit genesen war. Er wollte in jenem heimlichen Waldthal vereint mit den Seinen ein heißes Dankgebet zum Herrn der Welten emporsenden.

So fand denn an einem der nächsten Tage die Rheinfahrt statt. Viel zu langsam ging es dem glückseligen Siegfried, welcher es kaum erwarten konnte, Thekla und ihren Vater und all die andern Lieben wiederzusehen. Oftmals ermahnte er die Ruderknechte zu größerer Eile, hin und wieder legte er sogar selbst Hand mit an, um die Fahrt zu beschleunigen.

An einer Stelle vergaß er aber völlig seine Umgebung. In sich versunken stand er auf dem Deck des Schiffes und starrte zu einer über dem Ufer sich erhebenden, himmelanstrebenden Felszacke empor.

Eine Ruine krönte die Höhe. Es waren die Trümmer der Burg Soneck.

Nach einer geraumen Weile sah er sich nach dem ebenfalls in ernstem Sinnen dastehenden Vater um und streckte schweigend die Hand nach der Ruine aus. Langsam nickte Tiedemann mit dem Haupt, dann faltete er die Hände und sprach leise vor sich hin.

Als die Reisenden in das stille Waldthal des Eberbachs gelangten, läutete die Klosterglocke, und der Weihegesang der frommen Mönche schlug an ihr Ohr.

Die Klosterpforte war mit Maien geschmückt, der Eingang zur Kapelle mit Blumen bestreut.

Eine weihevolle Stimmung lag über der Stätte. Mönche und

Konversen gingen den Ankommenden entgegen und begrüßten sie mit warmer Herzlichkeit. Dann wurden sie nach dem Oratorium geführt, wo bereits eine stattliche Versammlung der Tiedemanns harrte.

In überströmendem Glück vermochte Siegfried der bräutlich geschmückten Thekla und ihrem Vater nur wortlos die Hände zu drücken. Die Erinnerung an die Vergangenheit, die an dieser Stätte wieder so deutlich zu ihm sprach, und die große Seligkeit, die ihn bei dem Gedanken an die Gegenwart erfüllte, überwältigten ihn. Er nickte seinem Bruder Werner und dem alten Hennebein, die mit den Kindern Walpods und zahlreichen andern Verwandten gleichfalls zur Feier erschienen waren, nur unter Thränen lächelnd zu, dann faßte er Thekla sanft an der Hand und führte sie unter dem Gesang der Mönche, in den sich wie damals bei seinem ersten Erwachen das Zwitschern der Waldvögel und das Rauschen des muntern Eberbachs mengte, über den blumengeschmückten Weg in die Kapelle. Vor dem Altar stand dort bereits der Abt Harkotten, der bei dem Eintritt des jungen Paares segnend die Hände ausbreitete.

Das gewaltige Brausen der Orgel erfüllte die geheiligten Räume. Nachdem friedliche Stille eingetreten war in der dämmerigen Kapelle, durch deren geöffnete Fenster das grünschillernde Waldlicht und einzelne verirrte Sonnenstrahlen hereinfielen, da war es dem Paar, als stünde es vor dem Thron des Herrn selbst, der alles so wunderbar gefügt hatte.

Siegfried hatte ganz der Umgebung vergessen. Er sah weder die andächtigen Mienen der Eltern, Walpods und seiner Verwandten, noch die freundlichen Blicke des Pater Erenfried und des Konversen Bernhard. Er vernahm nur die Worte der Schrift und fühlte nur den leisen Druck von Theklas Hand.

In weihevoller Stimmung verließ das junge Paar die Kapelle des friedlichen Klosterthals. Von den Segenswünschen des Abts, der Mönche und Konversen begleitet, begaben sich die glücklichen Menschen auf den schattigen Waldpfaden nach dem Ufer des Rheines, wo ihrer ein buntbewimpeltes, mit Fahnen, Laubgewinden und Blumen geschmücktes Schiff harrte.

Kräftig setzten die Ruderknechte ein, nachdem die Gesellschaft auf

den gepolsterten Bänken Platz genommen hatte, und in raschem Lauf ging's den Rhein zu Berg, dessen mächtige Wogen mit gewaltigem Tosen dahinbrausten, von einem Meer gleißenden Sonnenlichts überflutet.

Im goldenen Mainz aber erwartete eine frohbewegte Volksmenge die Ankunft des Brautzuges.

Brausende Jubelrufe begrüßten das junge Paar.

Hochaufgerichtet und mit dem Ausdruck stolzer Zufriedenheit stand Arnold Walpod auf dem Deck des Schiffes. Als die Bürger seiner ansichtig wurden, rissen sie die Mützen vom Kopf, schwenkten sie frohlockend über dem Haupt, und alle, alle, Männer und Frauen, Greise und Kinder, stimmten in den begeisterten Willkommensruf ein:

„Heil Arnold Walpod, dem Schöpfer des Städtebundes!"

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

# Reich ausgestattete Jugendschriften, Geschenkwerke etc.

aus dem Verlage von

**Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.**

## Bücher für die reifere Jugend.

## = Schriften von S. Wörishöffer. =

Probe der Kapitelbilder aus:

**Gerettet aus Sibirien.** Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Auf Grund einer Erzählung von Améro und Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet. Mit vielen Tonbildern und Textabbildungen. 3. Auflage.

**Das Buch vom braven Mann.** Bilder aus dem Seeleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Mit vielen Abbildungen von **Johs. Gehrts.** 4. Auflage.

= Preis jeder dieser beiden Schriften in Prachtband 6 *M*, geheftet 4,50 *M*. =

## = Schriften von J. H. O. Kern. =

**In Sturm und Not.** Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen. Den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nacherzählt. Mit einem erläuternden Anhang der seemännischen Ausdrücke u. vielen Abbildungen. 2. Auflage. Prachtband 5 *M*. Geheftet 3,50 *M*.

**Die Geißel der Südsee.** Leben und Thaten eines Freibeuters der Jetztzeit, der reiferen Jugend erzählt. Mit 12 Tonbildern von **Johs. Gehrts.** 2. Auflage. Prachtband 7,50 *M*. Geheftet 6 *M*.

Einen der bedeutendsten Kenner Indiens hat folgende beliebte Jugendschrift zum Verfasser:

**Mali, der Schlangenbändiger.** Scenen aus dem ostindischen Leben von **L. Rousselet.** Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit zahlreichen Abbildungen. 2. Auflage. Prachtband 6 *M*. Geheftet 4,50 *M*.

Es ist noch immer zu wenig bekannt, daß folgende Schrift der berühmte Reisende **Stanley** selbst verfaßt hat:

**Kalulu, Prinz, König und Sklave.** Scenen aus dem Leben in Central-Afrika von **H. M. Stanley.** Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit vielen Abbildungen. 6. Auflage. Prachtband 6 *M*. Geheftet 4,50 *M*.

Prachtvoll ausgestattet und vom pädagogischen Standpunkte aufs sorgfältigste — wie alle unsere Jugendschriften — durchgesehen ist unsere (Hirtsche) Ausgabe von:

**Der Letzte der Mohikaner.** Nach **J. F. Cooper** frei für die deutsche Jugend bearbeitet von A. Helms. 2. Auflage. Mit 12 Tonbildern und sehr vielen Textabbildungen. Prachtband 7,50 *M*. Geheftet 6 *M*.

## = Schriften von Friedr. J. Pajeken. =

Neu! **Bob der Millionär.** Neu!

**Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas.**

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von **Johannes Gehrts.**

In dieselbe Jugendschriftenreihe gehören folgende zwei schnell beliebt gewordene Erzählungen:

**Bob der Fallensteller.** **Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas.** Mit vielen Bildern. 2. Auflage.

**Bob der Städtegründer.** **Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas.** Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage.

Nach geschichtlicher Grundlage für die reifere Jugend bearbeitet, erschien im Vorjahre:

**Ein Held der Grenze.** **Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas.** Mit vielen Bildern.

Jedes der vier Bücher kostet in Prachtband 5 ℳ., geheftet 3,50 ℳ.

**Pajeken** erzählt in diesen Schriften in anregender und belehrender Weise teils geschichtlich festgestellte Vorgänge, teils eigene Erlebnisse aus seinem langjährigen Aufenthalte im Westen Nordamerikas; diese Jugendschriften leiden also nicht an Übertreibung, wie viele andere Erzählungen, die ähnliche Stoffe behandeln.

## = Schriften von J. Pederzani-Weber. =

**Der Einsiedler von St. Michael.** **Erlebnisse eines Deutschen an der Nordküste von Amerika.** Für die reifere Jugend erzählt. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage. Prachtband 5 ℳ. Geheftet 3,50 ℳ.

**Kynstuckt.** **Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens.** In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage. Prachtband 6 ℳ. Geheftet 4,50 ℳ.

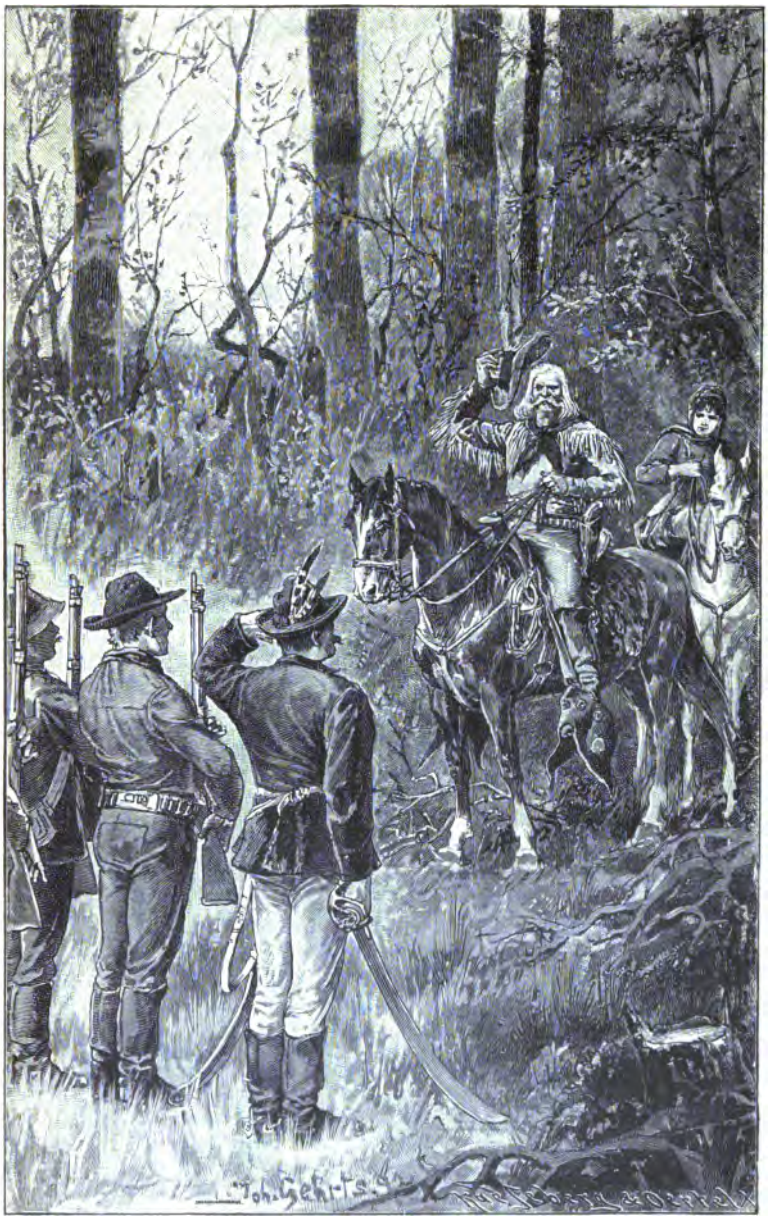
Eine treffliche vaterländische Erzählung.

Lehrreicher geschichtlicher Stoff ist in folgendem „Ritterbuch" behandelt:

**Heinz Treuaug.** **Wie er ein Ritter ward und wie er den Freimut geschwungen hat.** Der reiferen Jugend geschildert von **A. Helms.** Mit vielen Bildern. 4. Auflage. Prachtband 6 ℳ. Geheftet 4,50 ℳ.

„Heinz Treuaug" ist mit seiner Fülle charakteristischer Abbildungen (meist reizenden Federzeichnungen) ein „Ritterbuch" von so vorzüglichen Eigenschaften, daß unsere Jugend sich von ganzem Herzen dieser litterarischen Gabe freuen darf.

Probebild aus: **Pajeken, Bob der Missionär.**



(Siehe die vorhergehende Seite.)

## Bücher für die reifere Jugend und für die Familie.

Zwei Bände umfaßt nachgenannte, der erwachsenen evangelischen Jugend gewidmete und zur Anregung unentwegter Vaterlandsliebe bestimmte neue Sammlung:

# Für Kaiser und Reich.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus der Zeit Kaiser **Heinrichs des Vierten**

von

**Ferdinand Sonnenburg.**

Mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrts.

I. Band: **Berthold der Getreue.** (Die Mär von des Königs wehrhaftem Vogt.)

II. Band: **Irnfried und Erwin.** (Wie dem Kaiser die Treuen dienten in den Harzbergen und am Rheinstrom.)

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich:

In Prachtband je 6 ℳ, geheftet je 4,50 ℳ.

Der deutschen Jugend, dem deutschen Volke und dem deutschen Heere ist folgendes im Vorjahre erschienene Buch gewidmet:

# Jederzeit kampfbereit!

Geschichtliche und militärische Bilder

**von der Entwickelung der deutschen Wehrkraft.**

Unter Mitwirkung militärischer Fachmänner geschildert

von

**Oskar Höcker** und **Arnold Ludwig.**

Mit vielen Abbildungen und Schlachtplänen, sowie einem Anhang von Armeemärschen.

Prachtband 8 ℳ. Geheftet 6 ℳ.

☛ Mit diesem neuen, nach langjähriger Vorbereitung erschienenen Werke ist ein ganz besonders beachtenswertes Festgeschenk geboten. Dem starken, reich ausgestatteten Bande sind weit über 100 Illustrationen beigegeben und zwar Abbildungen aus der Kriegsgeschichte, Uniformen- und Bewaffnungsbilder, Darstellungen der Gefechtsweisen, Kartenskizzen der Feldzüge und Schlachten, sowie — siehe Seite 7 — allegorische Fahnenbilder, die den einzelnen Abteilungen voranstehen; am Schlusse des Werkes sind die beliebtesten Armeemärsche aufgenommen.

Probebild aus: **Sonnenburg, Irnfried und Erwin.**

**Tod des Kaiſers Heinrich IV.**

(Siehe die vorhergehende Seite.)

## Geschichtliche Schriften für die reifere Jugend

von

# Oskar Höcker.

Die mit künstlerisch ausgeführten Holzschnitten versehenen Bände sind ganz selbständig und einzeln käuflich: In Prachtband je 5 ℳ, geheftet je 3,50 ℳ.

---

# Unsere Deutsche Flotte

## von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten.

Kriegs- und kulturgeschichtliche Bilder.

I. Band: **Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten.** (Eine Erzählung aus dem 17. Jahrh.)

II. Band: **Der Seekadett von Helgoland.** (Eine Erzählung aus unseren Tagen.)

---

Diese neue Sammlung ist mit den vorliegenden 2 Bänden abgeschlossen, dieselben bilden ein Seitenstück zu:

# Preußens Heer — Preußens Ehr!

Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus drei Jahrhunderten.

I. Band: **Kadett und Feldmarschall.** (Der Große Kurfürst und seine Paladine.)

II. Band: **Husarenkönig und Kürassiergeneral.** (Aus der Zeit des „Alten Fritz".)

III. Band: **Mit Gott für König und Vaterland.** (Aus den Tagen der Freiheitskriege.)

IV. Band: **Im Rock des Königs.** (Aus den Jahren 1864, 1866 und 1870/71.)

☛ In den neuesten Auflagen sind die drei ersten Bände durch militärgeschichtliche Anhänge (Text von **Herrmann Vogt**, Bilder von **Richard Knötel**) erweitert worden.

---

Als Ergänzung zu „Preußens Heer — Preußens Ehr!" dient folgende Schrift desselben Verfassers:

# Friedrich der Große.

Ein Lebensbild des Heldenkönigs, dem Vaterland und der deutschen Jugend gewidmet.

---

Empfohlen sei hier auch folgendes Schriftchen:

**Der alte Fritz.** Ein Lebensbild für Jung und Alt von **Wilhelm Köhler**, Lehrer in Breslau. Mit Abbildungen. Kartoniert 50 ₰.

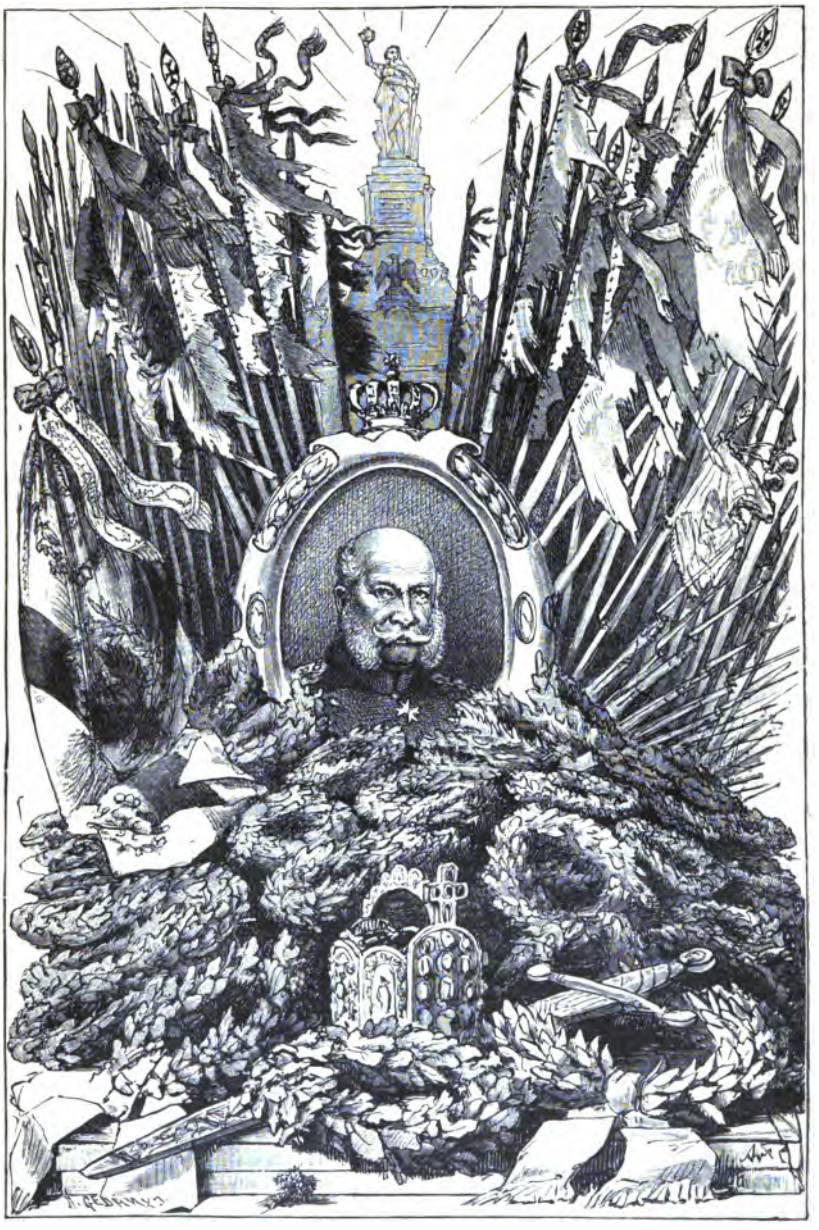
---

In zweiter, ergänzter Auflage ist nachgenannte Biographie erschienen:

**Friedrich der Dritte,** **Deutscher Kaiser und König von Preußen.** Ein Lebensbild, Alt und Jung gewidmet von **B. Rogge**, D. theol., Kgl. Hofprediger. Mit zwei Bildnissen des Kaisers und vielen anderen Abbildungen. Reich gebunden 3 ℳ. Geheftet 2,25 ℳ. Velin-Ausgabe gebunden 5 ℳ.

☛ Der Verfasser ist in seiner Eigenschaft als Augenzeuge der Kaiserkrönung zu Versailles, und — im Königlichen Hause wohlgelitten — als Zeuge des heldenhaften Duldens dieses vielgeliebten Fürsten in seinen letzten Lebensstunden, ein wirklich berufener Biograph des hochseligen Kaisers.

Probebild aus: **Höcker** und **Ludwig, Jederzeit kampfbereit!**



(Siehe Seite 4.)

## Geschichtliche Schriften für die reifere Jugend

von

## Oskar Höcker.*)

Jeder Band ist ganz selbständig und einzeln käuflich: In Prachtband je 5 ℳ, geh. je 3,50 ℳ.

☛ **Die Abbildungen sind genau im Stile des betreffenden Zeitabschnitts ausgeführt.**

---

# Der Sieg des Kreuzes.

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der

Entwickelung des Christentums.

Mit Abbildungen von Prof. **Alb. Baur** und **Johs. Gehrts.**

I. Band: **Unter dem Joche der Cäsaren.** (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian.)
II. Band: **Durch Kampf zum Frieden.** (Aus d. Zeit d. Christenverfolgung unter Diokletian.)
III. Band: **Zwei Streiter des Herrn.** (Aus der Zeit der Merowinger.)
IV. Band: **Ein deutscher Apostel.** (Aus der Zeit des heiligen Bonifacius.)
V. Band: **Wuotans Ende.** (Aus der Zeit der Kämpfe Karls des Großen.) [Schlußband.]

---

# Das Ahnenschloß.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten.

Mit Abbildungen von **C. Römer.**

I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs.** (Aus dem Reformationszeitalter.)
II. Band: **In heimlichem Bunde.** (Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.)
III. Band: **Zwei Riesen von der Garde.** (Aus der Zeit des Zopfes u. der Wachtparade.)
IV. Band: **Deutsche Treue, welsche Tücke.** (Aus der Zeit der Befreiungskriege.)

☛ Die 4 Bände dieser, in protestantisch-nationalem Sinne geschriebenen Jugendschriften-Sammlung haben bereits in mehr als 35,000 Exemplaren Verbreitung gefunden.

---

Nur folgende Höckersche Jugendschriften-Reihe kostet in Prachtband je 6 ℳ, geh. je 4,50 ℳ:

# Merksteine deutschen Bürgertums.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

Mit Abbildungen von **Johannes Gehrts.**

Neu! **Dritter Band:** Neu!

## Stegreif und Städtebund.

Kulturgeschichtliche Erzählung

**aus der Zeit der Gründung des Großen Rheinischen Städtebundes.**

Früher sind erschienen

I. Band: **Die Brüder der Hansa.** (Erzählung aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes.)

II. Band: **Auf der Wacht im Osten.** (Erzählung aus den Zeiten der Polenkämpfe im 14. Jahrhundert.)

*) *Mit diesen bereits in vielen Tausend Exemplaren verbreiteten Schriften Höckers sollen nicht lediglich „Erzählungen" geboten werden, sie haben vielmehr sämtlich einen auf eingehendem Quellenstudium beruhenden kulturgeschichtlichen Hintergrund.*

## Reich ausgestattete Bücher für junge Mädchen.

Für heranwachsende Mädchen (12–14 Jahre).

# = Schriften von Clementine Helm. =

**Vater Carlets Pflegekind.** Nach J. Colombs Wert „La fille de Carilès“, gekrönt mit dem großen Monthyonpreise, für die deutsche Jugend bearbeitet. Mit 12 Tonbildern. 6. Auflage.

**Doris und Dora.** **Eine Erzählung für junge Mädchen.** Freie Bearbeitung der französischen Erzählung: **Chloris et Jeanneton** von **Josephine Colomb.** Mit 12 Tonbildern u. vielen Abbildungen im Text. 3. Auflage.

**Der Weg zum Glück.** Nach **J. Colombs „Deux mères“** frei bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage.

**= Preis jedes der drei Bücher in Prachtband 6 M., geheftet 4,50 M. =**

Die Bearbeitungen dieser drei besten Colombschen Schriften durch Frau **Clementine Helm** haben allenthalben Anerkennung und gute Aufnahme gefunden. Inhalt und Ausstattung haben diesen Erzählungen einen hervorragenden Platz in der Jugendlitteratur gesichert.

Für das reifere Mädchenalter (14–17 Jahre).

**Erzählungen** für die weibliche Jugend von **Aurelie. I. Der Opal. II. Die Stieftochter.** Mit Bildern von M. Claudius. 4. Auflage, in ganz neuer Ausstattung. Reich gebunden 3,50 M. Geheftet 2,25 M.

**Elisabeths Winter und Frühling in Rom.** **Briefe eines jungen Mädchens in die Heimat** von **Olga Eschenbach.** Mit 16 Tonbildern, die Hauptsehenswürdigkeiten Roms berücksichtigend. 2. Ausgabe. Gebunden 4 M.

**Die ungleichen Schwestern** von **Angelika v. Lagerström.** 3. Auflage, in neuer Ausstattung. Reich gebunden 3,50 M. Geheftet 2,25 M.

**Zwei Wege zum Licht.** **Eine Geschichte für die reifere weibliche Jugend** von **Hedwig Haberkern.** 2. Auflage. Reich gebunden 3 M. Geheftet 2,25 M

**Mütterliche Briefe.** **Eine Mitgabe an Töchter bei ihrem Eintritt in den Kreis der Erwachsenen.** 3. Auflage. Gebunden 1,25 M. Geheftet 75 Pf.

## Schriften für junge Mädchen von **Brigitte Augusti.***)

**Für das reifere Mädchenalter (14—17 Jahre).**

# An fremdem Herd.

Bunte Bilder aus der Nähe und Ferne, mit besonderer Berücksichtigung **des häuslichen Lebens in verschiedenen Ländern.**

Mit Bildern von Prof. **Wold. Friedrich, O. Gerlach** und **C. H. Küchler.** In mehreren ganz selbständigen und einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 6 *M.*, geheftet je 4,50 *M.*

Vierter Band:

Neu! **Jenseit des Weltmeers.** Neu!

**Schilderungen aus dem nordamerikanischen Leben.**

Vorher sind erschienen

I. Band: **Gertruds Wanderjahre.** Erlebnisse eines deutschen Mädchens im Elsaß, in Spanien, Italien und Frankreich.

II. Band: **Zwillings-Schwestern.** Erlebnisse zweier deutschen Mädchen in Skandinavien und England.

III. Band: **Unter Palmen.** Schilderungen aus dem Leben und der Missionsarbeit der Europäer in Ostindien.

Diese neue Reihe bildet auf modern-kulturgeschichtlichem Gebiete ein Seitenstück zu der bekannten, abgeschlossen vorliegenden Jugendschriften-Sammlung:

# An deutschem Herd.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter und neuer Zeit,

mit besonderer Berücksichtigung des Lebens der deutschen Frauen.

Die Abbildungen von Prof. **W. Friedrich, W. Räuber, Hugo Engl** und **A. v. Rößler.** In fünf ganz selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 6 *M.*, geh. je 4,50 *M.*

I. Band: **Edelfalk und Waldvöglein.** Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.

II. Band: **Im Banne der freien Reichsstadt.** Erzählung aus d. 15. Jahrhundert.

III. Band: **Das Pfarrhaus zu Tannenrode.** Bilder aus der Zeit d. 30jähr. Krieges.

IV. Band: **Die letzten Maltheims.** Erzählung aus der Zeit Friedrichs des Großen.

V. Band: **Die Erben von Scharfeneck.** Aus den Tagen der Königin Luise.

Von derselben Verfasserin erschienen auch folgende bekannte Schriften:

**Knospen und Blüten.** **Eine Erzählung für junge Mädchen.** Mit Titelbild. 2. Aufl. Reich geb. 3,50 *M.* Geh. 2,25 *M.* **(Neu!)**

**Mädchenlose.** **Bilder aus des Lebens Mai.** Mit Bildern von J. Kleinmichel. 2. Aufl. Reich geb. 4 *M.* Geh. 2,50 *M.* Hieran schließt sich zu gleichem Preise:

**Haus und Welt.** **Bilder aus des Lebens Mai.** Eine (selbständige) Fortsetzung der „Mädchenlose". Mit Bildern von J. Kleinmichel.

**Für heranwachsende Mädchen (12—14 Jahre)**

hat **Brigitte Augusti** für die deutsche Jugend frei bearbeitet:

**Miriam,** **das Zigeunerkind.** Nach J. Colombs Werk: „La fille des Bohémiens". Mit 8 Tonbild. u. vielen Abbild. im Text. Prachtb. 6 *M.* Geh. 4,50 *M.*

**Liebe um Liebe.** Nach J. Colombs Werk: „Les étapes de Madeleine". Mit vielen Bildern. Prachtband 6 *M.* Geheftet 4,50 *M.*

**Im Kampfe des Lebens.** **Eine Geschichte aus dem amerikanischen Leben.** Nach S. May „Die Mädchen von Quinnebasset". Prachtband 5 *M.* Geheftet 3,50 *M.*

*) *Nach dem allgemeinen Urteile ist es der schnell beliebt gewordenen Verfasserin bestens gelungen, gediegene Erzählungen, reich an erziehlichem und belehrendem Inhalt, ins Leben zu rufen. Es seien deshalb insbesondere Eltern, Erzieher und Erzieherinnen auf diese Schriften hingewiesen.*

Probebild aus: **Auguſti, An fremdem Herd.** Band IV.

(Siehe die vorhergehende Seite.)

## Neues lehrreiches Geschenkwerk für Haus und Schule.

Rechtzeitig, noch vor dem Weihnachtsfest (1893), wird folgende Neuigkeit erscheinen:

# F. Hirts Bilderschatz

Neu! zur Neu!

## Länder- und Völkerkunde.

Eine Auswahl aus Ferdinand Hirts Geographischen Bildertafeln.

(Siehe gegenüber!)

Fahrt mit Hundeschlitten.

Probe der Abbildungen (stark verkleinert!).

426 Abbildungen mit kurzem erläuterndem Text.
Für die Belehrung in Haus und Schule
zusammengestellt von
**Dr. Alwin Oppel** (Bremen) und **Arnold Ludwig** (Leipzig).

**Preis geheftet nur 3 *M*, gebunden nur 4 *M*.**

Inhaltsübersicht: **I. Allgemeine Erdkunde.** 10 Tafeln mit 52 Abbildungen. **II. Landschaftskunde.** 21 Tafeln mit 75 Abbildungen. **III. Völkerkunde.** 35 Tafeln mit 220 Abbildungen. **IV. Wirtschaftskunde und Verkehrswesen.** 20 Tafeln mit 79 Abbildungen.

☞ Mit diesem neuen „**Orbis pictus**“ wird ein Werk geboten, das nach langer Vorbereitung nun abgeschlossen ist und bei äußerst billigem Preise auch die strengsten Ansprüche befriedigen dürfte. Wir enthalten uns jeder weiteren Empfehlung dieses durch viele neugeschaffene Abbildungen abgerundeten geographischen Hausschatzes.

## Ein hochinteressantes Werk für jede Familienbibliothek.

# Die Tiefsee und ihr Leben.

Nach den neuesten Quellen gemeinfaßlich dargestellt
von Prof. **W. Marshall.**

Mit 4 Tontafeln und 114 Abbildungen im Text.

**Geheftet 7,50 *M*. Gebunden 9 *M*.**

☞ Auf diesem Gebiete ist der Verfasser als Autorität bekannt und geschätzt; er hat ein ebenso wertvolles wie belehrendes Werk geschaffen, das in der deutschen Litteratur einzig dasteht, denn dieses Thema ist unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen in populärer Weise so eingehend noch nicht behandelt worden.

# Ferdinand Hirts Geographische Bildertafeln.

Für die Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte, herausgegeben von **Dr. Alwin Oppel** und **Arnold Ludwig**.

## Teil I: Allgemeine Erdkunde.

Herausgegeben unter Mitwirkung von
**Prof. Dr. H. Fritsch** (Berlin), **Dr. H. Leipoldt** (Dresden), Prof. **Dr. A. Perkmann** (Wien), **A. Waeber** (Brieg) und vielen anderen hervorragenden Fachmännern.

Mit 319 Abbildungen auf 25 Tafeln.

Zweite Auflage. Geheftet 3,60 *M*. Gebunden 4,75 *M*.

## Teil II: Typische Landschaften.

Herausgegeben unter Mitwirkung von
**F. Kanitz** (Wien), **Dr. Karl Müller** (Halle), **Richard Oberländer** (Leipzig), Prof. **Seibert** (Bozen) und vielen anderen hervorragenden Fachmännern.

Mit einführendem Text und 29 Bogen Abbildungen, 178 Landschaftsbilder enthaltend.

Zweite Auflage. Geheftet 5 *M*. Gebunden 6,50 *M*.

## Teil III: Völkerkunde.

**(In 3 Abteilungen.)**

Herausgegeben unter Mitwirkung von
**Dr. J. Baumgarten** (Coblenz), **C. Bock** (Christiania), Prof. **Dr. Kan** (Amsterdam), **F. Kanitz** (Wien), Dir. **Dr. Müller** (Antwerpen), Prof. **Dr. Partsch** (Breslau), Prof. **Seibert** (Bozen) u. a.

### Abteilung 1: Völkerkunde von Europa.

Mit 300 Holzschnitten auf 30 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text. Geheftet 5,50 *M*. Gebunden 7 *M*.

### Abteilung 2: Völkerkunde von Asien und Australien.

Mit 300 Abbildungen auf 27 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text. Geheftet 6,50 *M*. Gebunden 8 *M*.

### Abteilung 3: Völkerkunde von Afrika und Amerika.

Mit 311 Abbildungen auf 31 Tafeln, erläuterndem Text u. Generalregister d. Gesamtwerks. Geh. 7 *M*. Geb. 8,50 *M*.

☞ Jeder Teil, bez. jede Abteilung ist selbständig und einzeln käuflich. ☜

---

Als ein erweiterter, erläuternder Text zum II. Teile ist erschienen:

**Landschaftskunde.** Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche in Skizzen, Charakteristiken und Schilderungen von **Dr. A. Oppel.** 2 Ausgabe. Geheftet 12 *M*. Gebunden 14,50 *M*.

---

**Umschau in Heimat und Fremde.** Ein geographisches Lesebuch von Prof. **Dr. Hentschel** und **Dr. Märkel.** Mit vielen Bildern. Teil I: **Deutschland.** Geh. 2,50 *M*. Geb. 3,30 *M*. Teil II: **Europa** (mit Ausschluß des Deutschen Reichs). Geh. 3,60 *M*. Geb. 4,50 *M*.

---

Als ein Seitenstück zu den vielverbreiteten **„Geographischen Bildertafeln"** seien empfohlen:

# Ferdinand Hirts Historische Bildertafeln.

Für die Belebung des geschichtlichen Unterrichts
herausgegeben von mehreren praktischen Schulmännern und Gelehrten.

**Teil I: Das Altertum bis zum Untergange des Heidentums.** 2,50 *M*.

**Teil II: Von den Anfängen d. Christentums bis zum Beginn d. XIX. Jahrh.** 2,50 *M*.

Teil I u. II **in einem Bande** mit erläuterndem Text (einzeln 1 *M*) geh. 6 *M*, geb. 7,50 *M*.

Ein Seitenstück zu der auf der nächsten Seite angezeigten allbeliebten Gedichtsammlung „**Im Wechsel der Tage**“ ist folgendes, ebenfalls in handlichem Kleinquart veröffentlichte **Prachtwerk**, das jetzt in **dritter Auflage** vorliegt:

Sehr reich mit Bildern geziert durch **W. Claudius, Prof. W. Friedrich, Prof. B. Plockhorst, O. Wichtendahl** und viele andere Künstler, nebst einer Heliogravüre nach **Prof. A. Noack.** Prachtband 12,50 *M*.

„**Allzeit im Herrn**“, in dem religiöse Bilder wechseln mit sinnigen Darstellungen aus der Natur und dem Menschenleben, ist ein wirklicher Hausschatz und durch die prächtige Ausstattung ein wertvolles, für alle Gelegenheiten passendes Geschenkwerk.

## Auf der Schwelle des Lebens.

### Herzensworte

Neu! als Mitgabe für deutsche Töchter Neu!

bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen

von **Helene Stökl.**

Mit einem Titelbild von O. Wichtendahl, Widmungsblatt und farbiger Einfassung der Textseiten. In reichem Goldschnittband 4 *M*.

**Deutsch-patriotisches Prachtwerk,**

herausgegeben unter ausdrücklicher Zustimmung Sr. Majestät des **Kaisers Wilhelm I.**

## Wahlsprüche der Hohenzollern.

Zusammengestellt und historisch erläutert von

**Heinrich v. Mühler**, Königl. Preußischem Staatsminister a. D.

In drei Ausgaben:

**Familien-Ausgabe.** Mit dem Faksimile eines eigenhändigen Briefes Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I., 29 Tafeln in reichstem Farbendruck, 34 Tafeln erläuternden Textes u. s. w. in 4°. Preis in reicher heraldischer Mappe 25 *M*.

**Ausgabe für Jugend und Volk.** Enthält außer dem Faksimile des Briefes Sr. Majestät nur den Text und einige Holzschnitte. 8°. Reich gebunden 2,50 *M*. — **Billige Ausgabe.** Kartoniert nur 1 *M*.

Im

# Wechsel der Tage.

## Unsere Jahreszeiten

im Schmuck von Kunst und Dichtung.

Eine Auswahl
aus den Werken unserer besten
vaterländischen Dichter,
begründet von

**Adolf Brennecke,**

neu bearbeitet von **Paul Heinze.**

Mit vielen künstlerischen Holzschnitten
und Heliogravüren.

**Siebente Auflage.**

Sehr reich gebunden 10 *M.*

**Diese überaus reich ausgestattete Gedichtsammlung — fast jede Seite enthält eine reizende charakteristische Abbildung — hat so ungeteilten Beifall gefunden, daß wiederum ein Neudruck vorgenommen werden mußte. Es ist damit ein beispiellos billiges Prachtwerk geboten.**

Viel verbreitet ist auch folgende kleinere Sammlung, die sehr billig, aber trotzdem recht gut ausgestattet ist:

# Ich grüße Dich!

Lieder und Gedichte
gesammelt von

**Anna Schauberg.**

Mit vielen Bildern, Initialen und einem Widmungsblatt.

**Elfte Auflage.** In Goldschnittband 3 *M.*

Der uns vielfach geäußerte Wunsch nach einer kleinen, billigen Anthologie bestimmte uns **„Ich grüße Dich!“** in unseren Verlag zu übernehmen; als Gelegenheitsgeschenk besitzt dieselbe große Beliebtheit.

# Für die heranwachsende Jugend und das jüngere Kindesalter.

Zur Erlernung des Französischen.

## Petit à Petit

ou

**Premières Leçons de Français**

par

**A. Herding.**

Pour les enfants de cinq à dix ans.
Ouvrage illustré de 206 gravures, dessinées par Fedor Flinzer.
Quatrième édition. **(Neu!)**

An den ersten grammatischen Unterricht schließt sich folgendes für Haus und Schule bestimmtes neue Lehrmittel an, das nach einer als vorzüglich anerkannten Methode bearbeitet ist:

## Bildertafeln für den Unterricht im Französischen.

26 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text und einem ausführlichen Wörterverzeichnis. Herausgegeben von **Thora Goldschmidt.** Für das deutsche Sprachgebiet autor. Ausgabe.

Zur Erlernung des Englischen.

**By Little and Little** or First English Lesson-Book for Children from five to ten years of age. An adaptation of Mrs. A. Herdings „Petit à Petit ou Premières Leçons de Français" by **Hedwig Knittel**. With 206 Illustrations designed by Fedor Flinzer.

Preis jedes der 3 Bücher geschmackvoll kartoniert 2,50 *M.*

**Kinderlieder mit Klavierbegleitung** für Haus und Kindergarten von **Angelika Hartmann,** Seminarvorsteherin zu Leipzig. Ein stattliches Heft in 4°. **4. Auflage.** 2,25 *M.* — Sehr anmutige, einfache und schnell beliebt gewordene Kompositionen.

Für die heranwachsende Jugend — Knaben wie Mädchen von 9–13 Jahren — sei auf folgende beliebte Schrift hingewiesen, die jetzt in neuer, sorgfältig ausgestatteter Auflage vorliegt:

**Rheinsagen,** der heranwachsenden Jugend erzählt von **Martin Claudius** (M. Petzel). Mit vielen Abbildungen. Zweite Auflage. Geschmackvoll kartoniert jetzt nur noch 2,50 *M.*

Die Verfasserin ist so wohlbekannt durch ihre stets gediegenen Schriften, voll wahrer Religiosität, daß eine Empfehlung dieses Buches kaum nötig sein dürfte.

### Beachtenswerte Volksbücher.

**Bienenfleiß und Bienensegen.** Eine Bienen- und Menschengeschichte für jung und alt von **Herm. Jahnke.** Mit Abbildungen. Kartoniert 75 *Pf.*

**In der Ferienkolonie.** Drei Ferienbilder aus dem deutschen Volks- und Naturleben. Ein Familienbuch für jung und alt von Dr. **W. Falckenheiner,** Reg.- und Schulrat. Geschmackvoll kartoniert 1,50 *M.* — Von demselben Verfasser ist auch erschienen:

**Jungdeutschland am Fuße unserer nationalen Ehrendenkmäler.** Festschrift zur Feier des 15. Jahrestages der Begründung des deutschen Reiches (18. Januar 1886). 1 *M.*

Druck von August Pries in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419